



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Ullutsinni Kalaallit Nunaanni piniariaatsit aalisariaatsillu“

Rezente Jagd- und Fischfangtechniken an der Nordwestküste Grönlands

Verfasser

Alexander Köhler

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer: O. Univ. Prof. Dr. Christian Feest

Danksagung

Mein ehrlicher Dank gilt allen, die mich während dieser langen Jahre auf meinem Weg begleitet haben.

Jeder von euch hat auf seine Weise zu diesem Werk beigetragen. Ohne euch wäre es nie zustande gekommen. In Eurer Freundschaft und Eurer Liebe lag die größte Lehre für mich.

Habt Dank! – und geht noch ein Stück mit mir.

Mein besonderer Dank richtet sich an einige Menschen, die einen außerordentlichen Beitrag zum Entstehen dieser Arbeit geleistet haben:

Claudia Trupp, für ihren selbstlosen Einsatz

Reinhard Blumauer, für die nächtelangen Gespräche

Christian Feest, für sein Vertrauen und seinen fachlichen Rat
meine Eltern, für die uneingeschränkte Freiheit, die sie mir stets gaben
Aviaaja, die stets bei mir war, auch wenn uns tausende Kilometer trennten

Stefan Baumgartner, mein Gefährte in der Ferne

Niels, der mir so vieles beibrachte
und Siwidi.

Nicht zuletzt möchte ich der Oberösterreichischen Landesregierung und der Universität Wien für die finanzielle Unterstützung meiner Feldforschung danken.

Für meine Eltern

Index

1	EINLEITUNG	11
1.1	WIE ALLES BEGANN.....	11
2	THEORETISCHE POSITIONIERUNG.....	14
2.1	PRAXISTHEORETISCHE ANNÄHERUNG	14
	<i>Exteriorisation und Externalisierung</i>	16
2.2	DER PRAKTISCHE ZUGANG	17
3	METHODISCHES VORGEHEN	20
3.1	SPRACHLICHE VERSTÄNDIGUNG ALS ZUGANG	20
3.2	AKZEPTANZ UND PARTIZIPATION	20
3.2.1	<i>Zeit, Teilnahme und Sprache</i>	21
3.2.2	<i>Präsenz und Teilnahme</i>	21
3.2.3	<i>Familiäre Bande</i>	22
3.3	PRAXIS ALS INFORMELLER ZUGANG	23
3.4	ABSTRAKTES WISSEN UND STRUKTURIERTE GESPRÄCHE.....	24
4	DARSTELLUNG DES ABLAUFES MEINER FELDFORSCHUNG	25
4.1	ATAA, 16.08. – 9.09.2009.....	26
4.2	UUMMAANNAQ, 10.09. – 27.10.2009.....	26
4.3	SAQQAQ, 5.11. – 12.11.2009.....	27
4.4	NUUK, 17.11.2009 – 8.01.2010	28
5	NAVIGATION.....	29
5.1	DAS MEER ALS MENSCHLICHER LEBENSRAUM.....	29
5.2	NAVIGATIONSPRAKTIKEN – DAMALS WIE HEUTE	31
5.3	VERMITTLUNG NAVIGATORISCHER FÄHIGKEITEN	33
5.3.1	<i>Navigation im Unterricht</i>	37
5.4	MOBILITÄT UND REICHWEITE.....	40
5.5	DIE TRANSPARENZ DER ORTSNAMEN – DIE KARTE LIEGT IN DER LANDSCHAFT.....	41
5.6	SENSORISCHE NAVIGATION IN DER LANDSCHAFT.....	42
5.6.1	<i>Anhaltspunkte zur sensorischen Navigation</i>	44
5.6.1.1	Sonne.....	44
5.6.1.2	Sterne	44
5.6.1.3	Wind.....	45

5.6.1.4	Strömungen	46
5.6.1.5	Landmarker	47
5.6.1.6	Menschengeschaffene Marker - Inussuit, Fuchsfallen und Fleischdepots	48
5.6.2	<i>Zeit</i>	50
5.6.2.1	Die ökologische Zeit	52
5.6.3	<i>Messbare Erfahrung: Der Einsatz von Kompass und Uhr</i>	56
5.6.4	<i>Der Körper als Referenzinstrument</i>	58
5.7	GPS – DAS PROBLEM DER VERMITTLUNG	60
6	DAS SAIBLINGSNETZ	63
6.1	TECHNISCHE BESCHREIBUNG DER HERSTELLUNG EINES SAIBLINGSNETZES.....	63
6.1.1	<i>Dokumentation des Netzes</i>	63
6.1.1.1	Verwendete Materialien	63
6.1.1.2	Fertigungsvorgang.....	64
6.2	DAS SAIBLINGSNETZ IN DER PRAXIS.....	68
6.2.1	<i>Die Wahl eines geeigneten Ortes zum Setzen des Netzes</i>	68
6.2.2	<i>Das Auslegen des Netzes</i>	70
6.2.3	<i>Kontrolle des Netzes und Einholen des Fangs</i>	71
6.3	DER URSPRUNG DES SAIBLINGSNETZES ALS FANGVORRICHTUNG	73
6.4	VERARBEITUNG DES FANGS.....	73
7	ALTERNATIVE METHODEN DES SAIBLINGSFANGS	75
7.1	DAS HANDFISCHEN.....	75
7.2	DAS REIßFISCHEN	76
8	DAS ROBBENNETZ	79
8.1	FERTIGUNG DES ROBBENNETZES	79
8.1.1.1	Verwendete Materialien	79
8.1.1.2	Abmessungen	79
8.1.2	<i>Lösungen des „Netzproblems“ – die unterschiedlichen Knoten in Verwendung</i>	79
8.2	DIE ZWEI GRUNDTYPEN DES GEBRAUCHS VON NETZEN ZUM ROBBENFANG	82
8.2.1	<i>Meeresnetze</i>	82
8.2.2	<i>Eisnetze</i>	82
8.3	KLEINE GESCHICHTE DES ROBBENNETZES	83
8.3.1	<i>Robbenfang mit dem Eisnetz</i>	85
8.3.1.1	Die Wahl des richtigen Ortes.....	86
8.3.1.2	Auslegen des Netzes.....	87
8.3.1.3	Kontrolle des Netzes	89
9	DIE HAILEINE	91

9.1	TECHNISCHE BESCHREIBUNG DER HERSTELLUNG EINER HAILEINE.....	91
9.1.1.1	Verwendete Materialien	91
9.1.2	<i>Die Hauptleine</i>	91
9.1.3	<i>Das Vorfach</i>	93
9.2	PRAKTISCHE ANWENDUNG DER HAILEINE.....	94
9.3	VERWERTUNG DES HAIS	96
10	DIE LANGLEINE	101
10.1	DER SCHWARZE HEILBUTT ALS GELDQUELLE	101
10.2	TECHNISCHE BESCHREIBUNG DER HERSTELLUNG EINER LANGLEINE.....	102
10.2.1.1	Verwendete Materialien:	102
10.3	PRAKTISCHE ANWENDUNG DER LANGLEINE.....	104
10.3.1	<i>Das Setzen der Langleine im offenen Wasser</i>	105
10.3.1.1	Das Einholen der Leine	105
10.3.1.2	Beköderung	106
10.3.2	<i>Das Setzen der Langleine durchs Eis</i>	106
10.3.2.1	Errichten der Station.....	107
10.3.2.2	Das Gleitblech	108
10.3.2.3	Das Einholen der Leine	109
10.4	WEITERE PROBLEMQUELLEN BEIM LANGLEINENFISCHEN	110
11	HUNDEGESCHIRR.....	112
11.1.1	<i>Verwendete Materialien</i>	112
11.1.2	<i>Herstellung der Nähfäden</i>	112
11.2	TECHNISCHE DOKUMENTATION DER FERTIGUNG EINES GESCHIRRS.....	113
11.2.1	<i>Der Ummannaq-Typus</i>	114
12	DIE HUNDEPEITSCHEN.....	117
12.1	DIE VERWENDUNG VON LEDERRIEMEN	119
12.2	SCHNUR UND SEIL ALS WERKSTOFF	121
12.3	NYLON ALS NEUER WERKSTOFF	122
12.3.1	<i>Spleißen</i>	124
12.4	ZUSAMMENFASSUNG SCHNUR & SEIL	125
12.5	KNOTENBINDEN.....	125
12.6	KNEBELSPLEIß	126
13	EIDERENTENJAGD.....	128
13.1	VERWENDETE AUSRÜSTUNG	128
13.2	ORT UND ZEIT DER JAGD	128

13.3	ABLAUF DER JAGD.....	128
14	DIE HARPUNE: INNOVATION, SUBSTITUTION UND AUTONOMIE DES KÖRPERS	131
14.1	DIE ÖFFENTLICHE WAHRNEHMUNG EINES MISSVERSTANDENEN GEGENSTANDS	131
14.2	VERSUCH EINER KATEGORISIERUNG	131
14.3	REZENTE VERTRETER DER ECHTEN HARPUNEN	132
14.3.1	<i>Schwimmharpunen</i>	132
14.3.1.1	Mein Fund aus Ummannaq.....	134
14.3.2	<i>Die Funktionsweise der Harpune</i>	136
14.4	MATERIALSUBSTITUTION	137
14.4.1	<i>Soziale Konsequenzen durch Materialsubstitution</i>	138
14.5	ÄNDERUNGEN IN DER TECHNISCHEN UMGEBUNG – INNOVATION IM KONTEXT BETRACHTET	139
14.6	TECHNISCHE NEUERUNGEN UND AUTONOMIE DES KÖRPERS	139
14.6.1	<i>Körperliche Autonomie an Bord der Jolle</i>	140
14.7	VERSCHIEBUNGEN IM JAGDABLAUF	141
15	DAS GEWEHR.....	144
15.1	KURZE GESCHICHTE DER INTEGRATION DES GEWEHRS	144
15.2	DIE MÖGLICHKEIT DES „HUNTING WAY OF LIFE“	145
15.3	DIE FOLGEN DER DEMOKRATISIERUNG MODERNER TECHNOLOGIE FÜR DIE JAGD	146
15.4	DIE KUNST DES GEBRAUCHS UND DIE TECHNIKEN DES SELBST	148
15.5	SUBJEKTIVIERUNG DURCH INKORPORATION MATERIELLER KULTUR.....	149
15.6	MATERIELLE VERÄNDERUNGEN	150
15.7	EINE ÜBERSICHT DER MEIST VERBREITETEN KALIBER UND DEREN ANWENDUNG	151
15.8	DIE INTEGRATION DES GEWEHRS AM BEISPIEL DER ROBBENJAGD AM OFFENEN WASSER VOR DEM HINTERGRUND DER „ALTEN HATZ“	152
15.8.1	<i>Die heutige Form der Robbenhatz</i>	153
15.8.2	<i>Malerssorneq – die „Verfolgung“</i>	154
15.9	DIE HANDHABUNG DES GEWEHRS BEI DER ROBBENJAGD AUF OFFENEM WASSER	154
15.9.1	<i>Bewegung des Bootes</i>	154
15.9.2	<i>Die Bewegung des Ziels</i>	155
15.9.3	<i>Der bewegte Körper</i>	156
16	KONKLUSION.....	157
16.1	Globale Waren – lokaler Impact	159
16.2	Dimensionen des lokalen Impacts	160
16.3	Globale Waren in der lokalen Jagd	161
17	QUELLENVERZEICHNIS.....	163

17.1	LITERATURVERZEICHNIS	163
17.2	INTERNETQUELLEN	168
17.3	BILDERVERZEICHNIS.....	169
17.4	FILM	169
18	ANHANG	170
18.1	ANHANG 1: RECHENAUFGABE	170
18.2	ANHANG 2	172
18.2.1	<i>Technische Dokumentation der Harpunen Nooters</i>	172
18.2.1.1	Harpune 1	172
18.2.1.1.1	Der Schaft	172
18.2.1.1.2	Der Vorderschaft - <i>igimaq</i>	173
18.2.1.1.3	Der Harpunenkopf.....	174
18.2.1.1.4	Harpunen- bzw. Fangleine	174
18.2.1.2	Harpune 2	175
18.2.1.2.1	Der Schaft	175
18.2.1.2.2	Der Vorderschaft - <i>igimaq</i>	176
18.2.1.2.3	Harpunenkopf.....	177

1 Einleitung

1.1 Wie alles begann.

Der grundlegende Gedanke, auf dem die vorliegende Arbeit basiert, entstand während der Vorbereitungen für meinen ersten Aufenthalt in Grönland. Die mir damals zugängliche Literatur zeigte mir ein unzureichendes Bild über das Leben in der grönländischen Arktis. Entweder zu stark romantisierend oder stark widersprüchlich erschienen mir die unterschiedlichen Berichte. Diese Kontroversen in der Literatur waren einerseits auf die lokal sehr beschränkten Fallstudien zurückzuführen, die keinen Vergleich mit anderen Lokalitäten miteinbezogen, andererseits auf die mitunter großen Zeitspannen, die zwischen den Publikationen und den Forschungen, auf denen sie basierten. Insbesondere der Mangel an aktuellen Beiträgen veranlasste mich dazu ein Jahr in Grönland zu verbringen.

Wenngleich die ethnografische Erkundung Grönlands auf eine lange Geschichte zurückblicken kann, so tun sich dennoch geografisch wie auch thematisch viele Lücken in der Dokumentation kultureller Entwicklungen auf. Die Vernachlässigung einer Reihe von Forschungsgebieten lässt sich sicherlich durch die diversen Modeerscheinungen und Trends erklären, die innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften zu je unterschiedlichen Zeitpunkten die Disziplinen dominierten. Der grundsätzliche Hang dazu, das Außergewöhnliche und die bemerkenswerten Phänomene aus dem Kontext des Lebens der Anderen hervorzuheben, ist kein alleiniges Charakteristikum der ethnologischen Forschung. Dieser Umstand – die Tendenz, das Nicht-Lokale mit dem eigenen kulturellen Maßstab in Relation zu setzen und hiervon Aussagen abzuleiten, dürfte der Leserschaft aus eigener Erfahrung genauso bekannt sein wie mir selbst. Dies soll nicht als Grundlage zur Rechtfertigung für Unzulänglichkeiten in der wissenschaftlichen Forschung dienen, doch kann die stete Bewusstmachung dieses Umstandes zur Abmilderung eigener Befangenheit und deren Reproduktion in wissenschaftlichen Texten führen.

Nichts gegen diese Trends einzuwenden – ich bestreite nicht, dass auch meine Arbeit sich der Kritik nicht entziehen kann, einem gewissen Trend zu folgen. Gerade in den letzten Jahrzehnten haben Forschungen zu materieller Kultur eine Trendwende erlebt und in Form von Konsumforschung, Material Culture Studies und handlungsorientierten Perspektiven den Schwerpunkt neu gesetzt. Auch die Fokussierung auf die Domäne des Alltäglichen ist in den letzten Jahren aus dem Schatten des Außergewöhnlichen hervorgetreten.

Doch möchte ich zu bedenken geben, dass alltägliche Praktiken individueller Handlungsträger wie auch ganzer Gruppen, seit Etablierung der Ethnologie als Disziplin, von zentralem Interesse gewesen sind, deren Erforschung das wohl kräftigste Instrument unseres Faches gewidmet ist: Die teilnehmende Beobachtung. Nur durch das Verständnis des Alltags ist es uns möglich, das Außergewöhnliche fassbar zu machen, ohne dass es aus einem Unverständnis heraus zum Kuriosen verkommt.

Mein einjähriger Aufenthalt als Gaststudent an der Ilisimatusarfik in Nuuk (Grönlands einziger Universität), an der südlichen Westküste Grönlands gelegen, war also der erste Versuch, die Lücken des Alltäglichen auf dem Niveau persönlicher Erfahrung zu füllen. Ich versuchte das Feld so unvorbelastet wie möglich zu betreten, doch natürlich wurde ich vor Ort mit meinen eigenen Vorurteilen konfrontiert. Diese revidierten sich durch positive wie auch sehr negative Erfahrungen, während andere hinzukamen.

Der Aufenthalt in der Hauptstadt brachte mich nur marginal mit der Jagd in Berührung und beschränkte sich ausschließlich auf die freizeithlichen Jagdausflüge mit Hobbyjägern und deren Erzählungen. Die Bezeichnung Hobbyjäger ist vielleicht etwas irreführend; der Terminus „Freizeitjäger“ ist passender. Oft handelt es sich nämlich weniger um ein Hobby, als um das Ausleben eines Stücks Kultur, das seinerseits wiederum das Heim mit traditioneller Kost versorgt – einem wichtigen Element grönländischer Identität.

Eine 3-wöchige Kurzfeldforschung auf der „Qaqqatsiaq“ bot mir schließlich Einblick in die Alltagswelt an Bord eines kommerziellen Shrimptrawlers. Im Rahmen eines Feldforschungsseminars setzte ich mich mit den Entscheidungsgründen und den Motiven für ein Leben auf See auseinander und erhielt folglich wertvolle Einsichten in die Funktionsweise der „neuen Subsistenz“. Mein Kontakt mit der für Grönland als charakteristisch beschriebenen professionellen Subsistenzjagd beschränkte sich auf Besuch des lokalen Marktes, an dem frisch erbeutete Wildtiere verkauft wurden. Die nicht kommerziellen Vollzeitjäger waren mir so fern wie zuvor und tauchten lediglich in Gesprächen und wissenschaftlichen Diskussionen an der Ilisimatusarfik auf, zumeist in historischem Zusammenhang.

Von der Bevölkerung Nuuks wurde das Leben der Jägerfamilien gerne als Antipode zum städtischen Leben bezeichnet und die fernab gelegenen Siedlungen mit dem „richtigen Grönland“ gleichgesetzt, während die Jäger als Hüter der Traditionen aus den Gesprächen hervortraten.

Mein Interesse für das rezente Leben als Jäger im modernen Grönland konnte ich weder im Alltag Nuuks vertiefen, noch konnte ich ihm an der Ilisimatusarfik nachgehen, da eine Beschäftigung mit Jagd und Subsistenzwirtschaft dort grundsätzlich in historischer und vorhistorischer Perspektive erfolgte. Die Bereiche gegenwärtiger Formen der Jagd, wie auch rezenter materieller Kultur, fernab vom Schaffen zeitgenössischer Künstler, lagen im blinden Fleck der wissenschaftlichen Produktion, was sich vermutlich durch den Zentrismus der eigenen Kultur erklären lässt. Etwas verwunderlich fand ich es dennoch, da mit den jüngsten Diskussionen und Entwicklungen bezüglich der Selbstständigkeit und dem eingeschlagenen Kurs der Grönländisierung eine Politisierung der Traditionen einherging und die Jagd nun einmal das Kreuzstück der nationalen Traditionen darstellt.

Mit diesen Impressionen meines Aufenthaltes und zahlreichen ungeklärten Fragen machte ich mich nach meiner Rückkehr an das Institut für Kultur- und Sozialanthropologie daran ein Feld zu fabrizieren, in dem ich eine Feldforschung für die bevorstehende Diplomarbeit zu platzieren versuchte.

Das Resultat stellt die vorliegende Arbeit zum Komplex rezenter Jagd- und Fischfangtechnik dar. Die Ausübung dieser beiden Subsistenzaktivitäten wird erst durch erfolgreiche Wegfindung ermöglicht,

weswegen der Navigation – der Herstellung einer sicheren Passage zwischen verschiedenen Lokalitäten – ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

2 Theoretische Positionierung

2.1 Praxistheoretische Annäherung

Jagd, Fischfang und auch das Sammeln stellen nicht nur Wirtschaftsaktivitäten dar, die sich mit bestimmten Aussagen über Gesellschaftsformen in Verbindung bringen lassen, identitätsstiftend wirken oder symbolische Relationen reproduzieren, sondern es sind primär Aktivitäten, die von handelnden Individuen ausgeführt werden. Diese handelnden Individuen sind das tragende Element im Transfer von sowohl verbalisiertem wie auch prozeduralem Wissen, in der Integration, Exklusion und Selektion von Exofakten und verwandeln kulturell Fremdes in das kulturell Eigene. Sie sind die primären Produzenten materieller Kultur, ob sie nun durch die Herstellung eines Gegenstands Kultur produzieren oder einem Objekt durch Umgang mit ihm einen Platz in den Traditionen sichern.

Angesichts des Ausgangspunkts, von dem aus meine Forschung ihren Anfang nahm, dürfte klar sein, dass der einzige Weg, Daten zu gewinnen, in der teilnehmenden Beobachtung liegt. Ich habe dabei den Fokus auf die Teilnahme gelegt. Teilnahme impliziert Bewegung und aktives Handeln in einer materiellen Welt, wodurch ich mir tiefere Einsichten in die physische und symbolische Praxis erhoffe, als sie sich aus einer Beschäftigung mit Bedeutungen, die von starren Körpern getragen werden, ergeben würden. Die Auseinandersetzung mit materieller Kultur stellt uns nämlich vor folgendes Problem: materielle Objekte besitzen eine Oberfläche, die jedem Betrachter zugänglich ist. Hinter dieser Oberfläche verbirgt sich eine Substanz, die sich jedoch in den meisten Fällen dem ungeübten Blick entzieht. Die Oberfläche des Gegenstands bietet eine Projektionsfläche für kulturelle und persönliche Interpretationen. Sie ist, so zu sagen, den Interpretationen des Betrachters hoffnungslos ausgeliefert. Diese Pluralität an möglichen Interpretationen zeigt sich auch in den unterschiedlichen Umgangsweisen mit ein und demselben Ding.

Der Charakter des Artefaktes unterscheidet sich in diesem Aspekt völlig von dem der Sprache. Die Sprache als stark kodiertes System besitzt aufgrund ihres abstrakten Charakters eine höhere Kontrolle über ihre Interpretationen. Im Gegensatz dazu ist das Artefakt durch seine physische und visuell wahrnehmbare Form jedem zugänglich und somit den Interpretationen eines jeden unterlegen (siehe Miller 1991). Während ein mitgeliefertes Handbuch, oder sagen wir eine schriftliche Gebrauchsanleitung, lediglich als Objekt eine Interpretation erfährt, bleibt der verschriftlichte Inhalt von einer Interpretation unberührt und somit dem Betrachter, der vom Kode nicht auf die Bedeutungseinheiten schließen kann, verschlossen. Für den Umgang mit Gegenständen ist kein verbalisiertes Wissen notwendig (von seiner Rolle im Lernprozess abgesehen), stattdessen kommt unbewusstes, prozedurales Wissen zur Anwendung, das im Gegensatz zum verbalisierten Wissen integrativ auf selbst unbekannte Gegenstandskategorien wirkt. Diese Charaktereigenschaft der Materialität stellt vielleicht eine Erklärung für die

unterschiedlichen Gebrauchswerte dar, die Benutzer verschiedenen kulturellen Hintergrunds in einem Gegenstand erkennen.

Auf dieser Grundlage versuche ich einen Bogen zur Navigation zu spannen: lokale, traditionelle Navigationsmethoden zeichnen sich durch eine strenge Ortsgebundenheit aus. Diese territoriale Gebundenheit des navigatorischen Wissens wurzelt in der kulturellen Wertung bzw. Interpretation von Objekten (Artefakten, Naturfakten) und Stoffen (wie dem Meer oder Eis), die auf der Erfahrung des Akteurs beruht. Auf die Substanz des Gegenstands, die sich unter der visuell wahrnehmbaren Oberfläche verbirgt, lässt sich im Zusammenspiel des Gegenstands mit anderen Elementen der Umgebung schließen. Ein vollständiges Erkennen der Substanz ist jedoch im seltensten Fall möglich, da sich manche Komponenten der Wahrnehmung verschließen. Ich hoffe, dass ich mich deutlich genug ausdrücke, um mich vom Reduktionismus, welcher der kognitiven Anthropologie gerne vorgeworfen wird, entziehen zu können. Es ist nicht meine Absicht, die Leistung der Akteure auf ein schlichtes Abgleichen mit kulturellen Schemata zu reduzieren. Der Handlungsträger bearbeitet die Welt nicht von außen, indem er sie einer kulturellen Behandlung unterzieht, sondern er ist Teil dieser Welt, er ist in ihr gewachsen und beteiligt sich aktiv an ihrem Geschehen, indem er mit materiellen Komponenten, die sich um ihn herum befinden, interagiert. Dabei verhält es sich nicht anders als bei Ingolds Korbflechter (vgl. Ingold 2000):

[The artisan] does not have a mental template, but a series of skills or a body of know-how which inform her engagement with the material. Form grows out of this involvement rather than issuing out of the artisan's mind (Thomas 2006: 54).

Die Interpretationsgrundlage bildet die Geschichte des Akteurs in dieser Welt, seine Erfahrungen mit allen Erfolgen und Niederlagen und allem, was dazwischen liegt. Es war mir deshalb auch ein so großes Anliegen, mich während der Feldforschung aktiv am Geschehen zu beteiligen, um ein tieferes Verständnis für die Handlungen anderer zu erlangen. Die vermeintlichen Oberflächen offenbaren sich sodann als Substanz *in action*, die in hohem Grade mit ihrer Umgebung interagieren. Denn abseits ihrer Fähigkeit, Symbole zu tragen, „[...] stellen Geräte und technologische Prozesse [zugleich] die zentralen Schnittstellen zwischen menschlichem Denken und Handeln und der physischen Umwelt dar“ (Feest & Janata 1999: 2).

Diese Interaktion mit der Umgebung schließt auch den menschlichen Akteur mit ein, der seine Fertigkeiten und Fähigkeiten mithilfe von materiellen Behelfen modifiziert und erweitert. Wie uns Warnier erinnert (Warnier 2001), endet der Körper nicht bei den Fingerspitzen, sondern integriert Gegenstände, wodurch es zu seiner Erweiterung kommt, sodass der Blinde nicht mit der Schnittstelle Hand/Stock, sondern mit der Stockspitze fühlt.

Gegenstandskategorien, die nicht von den Benutzern geschaffen wurden, verfügen oft im größeren Ausmaß über eine Substanz, die sich der Wahrnehmung entzieht. Dabei spielt nicht nur die Tatsache eine Rolle, dass man nicht Zeuge oder Teil des Produktionsprozesses war, unter dem das Objekt entstanden ist, sondern auch die Unvorhersehbarkeit des Zusammenspiels mehrerer Komponenten, die das Objekt beinhaltet. Die Verlagerung der Produktion führt zu einem Kontrollverlust über das Objekt, sodass die Substanz des Objekts tatsächlich ins Verborgene rückt. Der Umgang mit den Artefakten beruht immer noch auf Erfahrung, doch vermag die Erfahrung des Konsumenten nicht den Gegenstand zu durchdringen. Dieser unkontrollierbare Bereich beherbergt den „Eigensinn der Dinge“.

Exteriorisation und Externalisierung

Wie kommt es zum Kontrollverlust dieses Bereichs? Ein bedeutender Grund hierfür ist, wie ich meine, in der Verlagerung der Technik zu finden. Während unter Technik gemeinhin die mechanische Umsetzung eines Designs, eines *Blueprints* (vgl. Layton 1974), verstanden wird, fasse ich unter diesem Begriff die von Mitcham geprägten Konzepte von *Technology-as-process* und *Technology-as-knowledge* (Mitcham 1978) zusammen, die sich im *Skill* des Akteurs vereinen. Mit *Skill* beziehe ich mich auf Ingolds Definition des Begriffs als „a form of knowledge and a form of practice, or – if you will – it is both practical knowledge and knowledgeable practice“ (Ingold 2000: 316).

Diese Fusion idealistischer und materialistischer Perspektiven führt uns zu einem erweiterten Konzept von „Materieller Kultur“, wobei man „[...] die vom Menschen verwendeten Dinge als technische Geräte betrachtet, die allgemeinen physikalischen und insbesondere mechanischen Gegebenheiten unterliegen und die technischen Fähigkeiten ihrer Hersteller und Benutzer illustrieren [...]“ (Feest & Janata 1999: 1).

Im Falle der industriellen Produktion von Konsumgütern ist der technische Prozess vom menschlichen Organismus auf die künstliche Maschine übergegangen. Die Objekte werden unabhängig vom Skill des letztendlichen Nutzers unter automatischen, mechanischen Abläufen hergestellt. Leroi-Gourhan bezeichnet diesen Vorgang der Verschiebung technischer Operationen als „Exteriorisation“ (Leroi-Gourhan 1993).

Diese „Externalisierung“ (Ingold 2000) der Technologie bedingt einen Transfer der Technik vom menschlichen Körper (als Attribut der „skilled person“) auf den Gegenstand. Dies führt zu der Sichtweise, dass „[...]the technique is seen to reside outside the user, in the tool, and to come ‚packaged‘ – like the instruction manual for a piece of modern machinery – along with the tool itself“ (Ingold 2000: 315).

Im Falle der industriellen Massenproduktion von Konsumgütern produzieren Maschinen unter Ausschluss menschlicher Wahrnehmung Waren, wodurch der menschliche Akteur aus dem Zentrum technischer Prozesse in die Peripherie gerückt wird. Der Nutzer findet sich letztlich in einer Auseinandersetzung mit der Oberfläche des Objekts wieder. Die Materialität, die unter dieser Oberfläche liegt, hat für den Konsumenten an Bedeutung verloren. Die mangelnde Kenntnis über die technischen Prozesse der Herstellung, bedingt durch die Externalisierung und der steigenden Komplexität des mechanischen Innenlebens, entzieht das Objekt dem Kontrollbereich des Benutzers und füllt das Objekt mit Eigensinn. Diese Distanz zwischen dem *Gebraucher* und dem Herstellungsort schlägt sich auch in Verschiebungen des Gebrauchswerts nieder, wie Spittler (2002) anhand seiner Forschungen bei den *Kel Ewey Tuareg* zeigt. Die Veränderungen im Gebrauchswert, die nicht lokal produzierten Waren zugeschrieben werden, beruhen jedoch nicht allein auf einer symbolischen Umdeutung der Artefakte: Durch den *skilled use* werden Artefakte (wie auch Naturfakte) zum Tool. Durch die Applikation von Techniken auf das Artefakt, wird es zu einer Erweiterung der gesamten Person, wodurch der Umgang mit den Dingen die Eigenschaften des Körpers, den Skill und das Know-how genauso vereint wie die Materialeigenschaften des Artefaktes.

Wie Ingold (vgl. Ingold 2000) anhand seines Beispiels des Korbflechtens zeigt, handelt es sich beim Flechtvorgang um mehr als nur eine Bearbeitung der Oberfläche, mehr als ein kulturelles Tapezieren einer natürlichen Oberfläche. Das kulturelle Design setzt Parameter für den kreativen Prozess, es handelt sich aber um keine Vorherbestimmung, da die Form letzten Endes Produkt einer kreativen Interaktion zwischen handelndem Subjekt und den Materialeigenschaften des Objekts darstellt.

Eine Parallele hierzu lässt sich auch im Umgang mit Exofakten beobachten. Das Design gibt zwar gewisse Vorgaben, doch hat es keinerlei Kontrolle über den tatsächlichen Gebrauch des Gegenstands durch den Konsumenten. Um nähere Einsichten in den tatsächlichen Gebrauch von Objekten zu erlangen, müssen wir dem Umgang mit Dingen abseits der symbolischen Bedeutungszuschreibungen auf Oberflächen begegnen, indem wir uns der Praxis von Akteuren zuwenden, die unter die Oberfläche des Objektes dringt.

2.2 Der praktische Zugang

Der praktische Zugang, wie ich ihn in der vorliegenden Arbeit verfolge, ermöglicht mir eine sorgfältige Kontextualisierung des Gegenstandes. Unter Miteinbeziehung der Prozesse, in denen er zur Anwendung kommt, offenbaren sich eine Reihe von Charakteristika, die einer semiotisch orientierten und funktionalistischen Perspektive verborgen blieben. Der Gegenstand wird nicht nur durch die Belegung mit symbolischer Bedeutung zu einem Objekt materieller Kultur, sondern auch durch die Interaktion mit einer kulturellen Person. Im Fertigungsprozess eines Objekts, in den Spuren der Bearbeitung (wie beispielsweise in Form der Modifikation des Gegenstandes) manifestiert sich Tradition. Der Umgang mit

Gegenständen folgt Anleitungen, die mitunter weit in der Zeit zurückreichen und über Generationen hinweg tradiert wurden. Diese manifeste Tradition steckt im Detail und äußert sich auch in den Kompositionen moderner Materialien, die bei der heutigen Jagd zum Einsatz kommen. Um dies zu verdeutlichen, widme ich den Hauptteil meiner Arbeit einer detailreichen Besprechung einer Reihe von Jagdgeräten und Ausrüstungsgegenständen, die ich während meines Feldaufenthaltes gesammelt¹ habe.

Die Fusion von altem Wissen mit neuen Materialien wird in der in der Öffentlichkeit oft als verstörend wahrgenommen. Insbesondere die westliche Öffentlichkeit stößt sich an diesem Bild und setzt die Integration von Konsumgütern aus dem Süden automatisch mit dem Verfall von Tradition gleich. Robbenjagd wird so in den Augen von Tierschutz- und Umweltorganisationen von einem traditionellen Unternehmen, das dem Überleben dient, zu einer Verrohung der Sitten und somit von einem Akt, der das menschliche Leben in arktischen Gebieten ermöglicht, zu einem unmenschlichen Akt, der mit der Moralauffassung der Betrachter bricht. Man operiert in diesem Zusammenhang oft unreflektiert mit bedeutungsschweren Begriffen wie Tradition, Kultur, Ursprünglichkeit, Authentizität, und Subsistenz – allesamt Konzepte, die von der westlichen Wissenschaft elaboriert und geprägt wurden und nun, inflationär gebraucht, zu einem Messinstrument für die Originalität einer Gesellschaft geworden sind – einer Skala, von der sich ablesen lässt, ob eine Gesellschaft denn ethisch über gewisse Rechte verfügen darf oder nicht. Dabei verdeckt die Wissenschaftlichkeit der Begriffe jedoch die Tatsache, dass man zumeist vergeblich nach Äquivalenten in der grönländischen Sprache sucht. Der Grund hierfür ist keineswegs in einem unzureichend elaborierten Vokabular des *Kalaallisut* zu suchen, sondern in der differenzierten Zugangsweise der grönländischen Jäger zu ihrer Umwelt. Das Bemessen des Anderen am eigenen kulturellen Maßstab ist ein altes Problem des Kulturkontaktes. Dieses Bemessen mag die Bildung von Begriffen für einen interkulturellen Vergleich erschweren, doch macht sie diesen nicht unmöglich. Unter der Voraussetzung einer gründlichen Reflexion über die eigene Positioniertheit, deren offener Darlegung und der Bereitschaft zum Polylog (im Sinne einer Diskussion mehrerer gleichberechtigter Parteien, siehe Wimmer 1996, 2004), vermag ein gemeinsam nutzbarer Zugang geschaffen werden, der einen komparativen Ansatz ermöglicht. Oft scheitert eine gleichgestellte Kommunikation an der Möglichkeit, sich dem Anderen mitteilen zu können. Die Sprache ist ein wunderbares Instrument zum Bedeutungstransfer, doch setzt uns ihr hoch kodifizierter Charakter unentwegt Grenzen. Nicht nur weichen sprachliche Äußerungen oft und in hohem Maße vom Gemeinten oder Wahrgenommenen ab, sondern auch vom Tun der Sprecher. Menschen tun nicht immer was sie sagen und sagen auch nicht

¹ Die Sammeltätigkeit lässt sich nicht auf den Akt des Akquirierens reduzieren, sondern umfasst auch eine sorgfältige Auseinandersetzung mit dem Gegenstand in seinem ursprünglichen Kontext, dem er entnommen wird. Genaue Dokumentation der Platzierung der Gegenstände in ihren ursprünglichen Zusammenhängen, die Beobachtung des Gebrauchs, Nachzeichnung seiner Anwendung und Funktion und den Bedeutungen, die dem Objekt zugeschrieben werden, machen aus dem Strandgut einen körperlichen Zeugen der Kultur.

immer was sie tun. Dabei gründet die Differenz nicht notwendigerweise auf einem bewussten Akt der Manipulation, sondern der Unzulänglichkeit sprachlicher Beschreibungen für körperliche Phänomene oder Handlungen in einem kulturüberschreitenden Kontext. Es kann nicht alles durch Worte verständlich gemacht werden und oft ist etwas einfacher zu zeigen, um andere verstehen zu lassen. Mutual Knowledge ist vielleicht stumm an Worten, jedoch nicht stumm an Ausdruck.

Auf diesen Überlegungen aufbauend habe ich mich dazu entschlossen, den Handlungen der einzelnen Akteure besonderes Gewicht beizumessen und versucht, mich den Gegenständen im Kontext ihres Umgangs zu nähern. Für die Umsetzung einer solchen Annäherung bestand selbstverständlich die Notwendigkeit eines längeren Feldaufenthalts in enger Zusammenarbeit mit individuellen Akteuren, um den Transfer und die Integration von Exofakten abseits der theoretischen Perspektiven der Akkulturation und des Diffusionismus dokumentieren zu können.

3 Methodisches Vorgehen

3.1 Sprachliche Verständigung als Zugang

Grundlegend für jegliche Form des gewissenhaften Sammelns ist die Kontextualisierung des Materials, ungeachtet, um welche Art von Material es sich dabei handelt. Dass der Zugang zu einem kulturellen Phänomen nicht ausschließlich über die Sprache zu erfolgen hat, habe ich versucht oben zu zeigen. Doch ist die Sprache natürlich als zentrales Element des täglichen Lebens auch aus Situationen der Feldforschung kaum wegzudenken. Sie ermöglicht oft erst den Zugang zu unterschiedlichen Wissensbereichen, die für EthnografInnen von unschätzbarem Wert sind, doch noch viel wichtiger: Die Sprache ist ein wertvolles Instrument in der Herstellung und Wahrung sozialer Beziehungen. Ihr abstrakter Charakter erlaubt es über Dinge zu sprechen, die nicht physisch anwesend sind. Ohne Bindung an Ort und Zeit lässt sich über die Sprache Referenz zu Phänomenen herstellen. Meine Kenntnis der dänischen Sprache ermöglichte mir in vielerlei Hinsicht einen derartigen Zugang, doch ist sie in den kleineren Siedlungen, insbesondere des nördlichen und östlichen Grönlands, oft von geringem Gebrauchswert. In diesen Regionen dominiert das Kalaallisut über die ehemalige Kolonialsprache. Während meiner Vorbereitungen für den bevorstehenden Auslandsaufenthalt habe ich versucht, mir ein solides Basiswissen zu schaffen, doch ist es natürlich begrenzt, wie viel einer Sprache man sich in relativ kurzer Zeit anzueignen vermag. Mein Vokabular hat sich abgesehen von einigen Standard-Alltagssituationen auf einen kleinen Bereich der Jagd beschränkt. Ich denke, ich muss nicht weiter ausführen, dass der Bereich der Jagd und des Fischfanges eine hoch elaborierte Sprachdomäne darstellt, die natürlich nicht ungelöst von den komplexen Domänen wie der natürlichen Umgebung und der in ihr vollzogenen Bewegungen existiert. Meine Kommunikationsmöglichkeiten würde ich demnach im Nachhinein betrachtet als sehr beschränkt bezeichnen, was vor allem an meinem reduzierten Wortschatz lag. Daran konnten auch die nett gemeinten Versuche einiger Gesprächspartner nichts ändern. Wenn man die Information eines Satzes nicht versteht, hilft es auch nicht, das Gesagte in unterschiedlichen Langsamkeitsstufen zu wiederholen. Man fühlt sich lediglich noch unbeholfener.

3.2 Akzeptanz und Partizipation

Jede Feldforschung konfrontiert uns EthnografInnen immer wieder aufs Neue mit den sozialen Grenzen menschlichen Zusammenlebens. Nichts führt uns das deutlicher vor Augen als die ersten Tage im Feld. Oft sind die ersten Handlungen und Äußerungen ausschlaggebend für den weiteren Verlauf in der Feldforschung. Dieser Umstand ist insbesondere durch die verkürzten Feldforschungszeiten problematisch, die sich leider in unserer Disziplin etabliert zu haben scheinen und die unserem Gegenüber folglich weniger Zeit bieten, falsche Ersteindrücke revidieren zu können. Die beiden größten

Herausforderungen, die sich uns EthnograffInnen im Feld stellen, sind die Erlangung einer weit reichenden Akzeptanz unserer Person und unserem Tun und schließlich die Frage, wie wir zu unseren relevanten Daten kommen. Diese Herausforderungen stellten sich mir in unterschiedlicher Form, die ich grob skizziert, auf drei unterschiedliche Szenarien reduziert, darstellen möchte.

3.2.1 Zeit, Teilnahme und Sprache

Während des ersten Teils meiner Feldforschung, hatte sich die Beziehung zu meinem Hauptinformanten allmählich durch die vorangegangene Zusammenarbeit im Sektor des Tourismus entwickelt. Nicht nur die viele Zeit, die wir miteinander verbrachten, förderte das Entstehen unserer Freundschaft, sondern wir waren auch in der glücklichen Lage, auf das Dänische als gemeinsame Sprache zurückgreifen zu können. Auf diese Weise war es mir nicht nur erlaubt durch Partizipation am Geschehen die wertvollsten Einsichten in die Praxis der Jagd zu erlangen, sondern auch mein Wissen dadurch vergrößern, dass ich meinem Gegenüber Löcher in den Bauch fragte. Erfreulicherweise hatte ich einen der geduldigsten Menschen kennen gelernt, der bereitwillig seine reiche Lebenserfahrung mit mir teilte.

3.2.2 Präsenz und Teilnahme

Anders verhielt es sich an der *Piniartunut aalisartunullu ilinniarfik*. Der Vorstand der Schule hatte mich dazu eingeladen, so lange am Unterricht teilzunehmen, wie ich wünschte, doch knüpfte er die Bedingung an die Abmachung, am ersten Tag an der Schule einen Vortrag über meine Forschung zu halten. Es handelte sich vielmehr um eine Bitte, um den Schülern zu zeigen, dass es außerhalb Grönlands Interesse an ihnen und ihrer zukünftigen Profession gab – eine Bitte, der ich gerne nachkam. Nach Ende des Vortrages, der vom anwesenden Lehrer ins Grönländische übersetzt wurde, wobei ihm manchmal ein Schüler zur Hand ging, nutzten nur wenige Schüler die Gelegenheit, um mehr über mein Vorhaben oder mich zu erfahren. Mit der Antwort, „ja, wir haben schöne Frauen in dem Land, aus dem ich komme“ war die Fragerunde beendet und es folgte eine unangenehm lange dauernde Stille, aus der uns einige Zeit später die Rauchpause erlöste.

Die sprachliche Kommunikation erwies sich als kein sehr aprobares Mittel, um Zugang zur Gemeinschaft an der Schule zu finden. Ich hatte zwar das große Glück, dass zwei der Schüler durchaus passables Dänisch sprachen, die durch ihre Übersetzungen Gespräche zwischen den anderen Schülern und mir ermöglichten, doch war dies als Grundlage für eine Integration in die Gruppe nicht genug. Wir fanden aber andere Wege soziale Beziehungen herzustellen und schließlich auch zu pflegen. Ein wichtiger Faktor war allein die regelmäßige Anwesenheit im Unterricht. Auch wenn ich den Großteil des theoretischen Unterrichts nicht direkt mit verfolgen konnte, so kamen wir uns durch das gemeinsame Absitzen der oftmals sehr mühsamen Theoriestunden ein Stück näher. In den Pausen wurde gemeinsam geraucht,

Kaffee getrunken und der Sekretärin Komplimente gemacht, die keiner Worte bedurften. Mehrmals wöchentlich kamen wir zum Handball und Fußballspielen zusammen, abendliche Vergnügungen wie Kartenspielen und Trinken waren ebenso von sozialer Bedeutung, wie das gemeinsame Durchlaufen eines Navigations- und Funkkurses mit abschließender Prüfung.

Der praktische Unterricht stellte eine der wichtigsten Informationsquellen für die vorliegende Arbeit dar. Die Tatsache, dass ich mich sprachlich mit dem Lehrer kaum verständigen konnte, erwies sich allerdings als überhaupt kein Problem. Durch meine aktive Teilnahme am Unterricht und meine Mitarbeit an Gruppenprojekten wie z. B. der Herstellung einer Haileine, standen uns ausreichende Referenzmöglichkeiten zur Verfügung, die eine Kommunikation ohne große Hindernisse erlaubten. Dabei wurden das Material, der eigene Körper und andere Werkzeuge zu den bedeutendsten Referenzinstrumenten, über die ich zu den technischen Prozessen, unter denen die Gegenstände gefertigt wurden, gelangte. In Zusammenspiel mit diesen Hilfsmitteln reichte auch mein geringer Wortschatz aus, um Fragen formulieren zu können. Mit meinen Händen am Material und durch Kombination von Wortbrocken wie „Knoten“ gefolgt von „was für einer?“ wurde genügend Information transportiert, sodass ich schließlich die vom Lehrer vorgezeigten Knoten-Techniken imitieren konnte. Rein durch die Teilnahme erhielt ich den Zugang zur Technologie der Jagdausrüstung, und konnte auf diese Weise durch die Erfahrung des technischen Prozesses sowohl zum Design als auch dem Objekt gelangen.

3.2.3 Familiäre Bande

Während meines kurzen Aufenthaltes in Saqqaq, war ich bei einer Familie untergebracht, die mich vom ersten Tag an großzügig an ihrem Leben teilhaben ließ. Es handelte sich um den Haushalt der Tochter und des Schwiegersohnes meines Freundes, mit dem ich den ersten Teil meines Aufenthaltes verbrachte und der mich in die Grundzüge der Jagd einführte. Vom ersten Tag an war mir durch meine Freundschaft zum Vater bzw. Schwiegervater mein Platz als Freund der Familie sicher. Auch dass ich bald zum liebsten Spielgefährten der Kinder wurde und sie von Kindergarten und Schule abholte, trug sicherlich zur Integration in die Familie bei.

Die Herausforderung, die sich uns stellte, war, dass meine Gastgeber kein Dänisch sprachen und auch nicht verstanden. Mithilfe von Wörterbüchern, Zeichnungen und akrobatischer Pantomime bestritten wir den Alltag. Nur in Verbindung mit den komplexesten Aufgaben (wie z. B. zur Klärung des Hintergrundes einer Halskette, die sie mir zum Geschenk machten) griff meine Gastgeberin zum Telefon und wählte die Nummer ihres Vaters, der mir schließlich die Mitteilung übersetzte. Diese Zeit war, wie man sich vielleicht vorstellen kann, von nicht wenigen Missverständnissen geprägt.

3.3 Praxis als informeller Zugang

Nicht nur das Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit erfordert eine Positionierung der WissenschaftlerInnen, auch im Feld handeln wir stets die Grenzen der eigenen Position aus. Die Rollen, die wir zu respektiven Zeitpunkten annehmen und zugeteilt bekommen, werden mündlich mit unseren FeldforschungspartnerInnen und InformantInnen ausgehandelt. Diese „kleinen Verträge“ stecken in gewisser Weise ein Erwartungsfeld ab und dienen anderen, wie auch uns selbst, zur Orientierung in unserer sozialen Umgebung. Dieses Feld ist variabel und wird durch unsere Handlungen stets reproduziert. Diese Grenzsteine sind jedoch von großem Gewicht und nur schwer zu versetzen. Ist man einmal in den Verruf geraten die Profession eines Biologen auszuüben, wird man es schwer haben, in die Domäne der grönländischen Jäger vorzudringen.

Ich zog es vor, meinen Informanten nicht als Wissenschaftler gegenüberzutreten, da ich mir bewusst war, welche negative Konnotation dieser Begriff oft beinhaltet, sondern zeigte mich schlicht und einfach an den Jagd- und Fischfangaktivitäten interessiert. Dieses Interesse an den Aktivitäten bedeutet in manchen Fällen Interesse an ihrem Leben, in anderen Fällen Interesse an ihrer Arbeit, abhängig davon, wie der Bereich der Jagd mit den übrigen Domänen des alltäglichen Lebens integriert ist. Ich denke, beide Arten von Interesse werden nur selten auf Ablehnung stoßen, wenn sie auf einer ehrlichen Wissbegierde gründen. Was erfüllt Handwerker mit größerem Stolz als die Anerkennung ihres Schaffens durch Andere? Gibt es ein größeres Kompliment für Menschen als das ehrliche Interesse an ihrem Leben? Mein informativer Umkreis wusste darüber Bescheid, dass ich im Anschluss an meinen Feldaufenthalt meine Beobachtungen, Gespräche und Einsichten in Form eines Berichts niederschreiben würde und hatten diesbezüglich auch keinerlei Einwände – genauer gesagt, sie waren überhaupt nicht daran interessiert. Sie vertrauten darauf, dass niemand von ihnen durch meine Beobachtungen und Dokumentation dessen, das sie mir anvertrauten, einen Nachteil erleiden würde und somit war dies allein meine Angelegenheit.

Auf diese Weise fand ich ohne große Umwege über Institutionen Zugang zu meinen Informanten und trat sogleich in eine Beziehung mit ihnen, die durch meine regelmäßige Teilnahme an den Erwerbsaktivitäten graduell an Formalität verlor.

An Quellen, aus denen ich Information über den Alltag der Jäger bezog, sind vor allem informelle Gespräche zu nennen. Diese unkomplizierte Art der Datengenerierung erwies sich als überaus wertvoll – sowohl in Anbetracht des Outputs als auch der praktischen Anwendbarkeit. Ein Vorteil von informellen Gesprächen liegt darin, dass es zu keinem Eintreten in eine künstliche Interviewsituation kommt, die sowohl das Verhalten des Interviewers als auch des Interviewten beeinflusst. Informelle Gespräche lassen sich in Unabhängigkeit von bestimmten Zeitpunkten und Orten durchführen und haben sich insbesondere während der Ausübung körperlicher Arbeit als die am besten geeignete Methode zur Datengewinnung herausgestellt.

Nachdem wir von unseren Jagdzügen nach Hause gekommen waren und uns bei einigen Tassen heißen, stark gezuckerten Kaffees wärmten, ließ ich stets das Erlebte noch einmal im Gespräch mit meinen Informanten Revue passieren. Einerseits diente mir diese Reflexion dazu, die Richtigkeit meiner Beobachtungen und Schlüsse sicherzustellen, andererseits benutzte ich sie dazu, das Gespräch auf andere Aspekte hin zu lenken, die mir bei der Kontextualisierung der einzelnen Phänomene behilflich waren. In diesen unstrukturierten Interviews wies ich mittels einer Eingangsfrage, die an die kurz zuvor erlebten Ereignisse anknüpfte, dem Gespräch eine Richtung. Diese Form des Interviews war vortrefflich dazu geeignet, meine Gesprächspartner dazu zu bewegen, über sich selbst und ihren Erfahrungsschatz zu erzählen. Hierdurch war es mir möglich, „[...]to get people to open up and let them express themselves in their own terms and their own pace“ (Bernard, 2006: 211).

Die praktische Ausrichtung meiner Feldforschung und die enge Zusammenarbeit mit meinen Informanten bedingten, dass wir uns auf einem sehr informellen Niveau begegneten.

3.4 Abstraktes Wissen und strukturierte Gespräche

Anders verhielt es sich in der Auseinandersetzung mit formelleren Instanzen, die aufgrund ihres institutionellen Status einen erhöhten Level an *Closure* aufwiesen. Ich halte Gilsi Pálssons Unterscheidung zwischen „Open Access“ und „Closure“, die er zur Beschreibung unterschiedlicher Auffassungen von Territorialität („spatial territoriality“) verwendet (Pálsson 1991), für eine sehr brauchbare Analogie zum Feld der Formalität von Institutionen und den damit verbundenen Kommunikationsmöglichkeiten.

„Applying spatial or proxemic criteria alone, we may distinguish between systems with 'open access', with no limitation of access of any kind and systems with restricted access“ (Pálsson 1991: 48).

Die Distanz zwischen Einzelpersonen und öffentlichen Institutionen ist von anderer Qualität als die persönliche Distanz, zwischen zwei Individuen, die sich auf gleichem Fuße begegnen und kommt in unterschiedlichen Umgangsformen zum Ausdruck. Bei den Mechanismen, die seitens diverser Institutionen zur Strukturierung räumlicher und sozialer Ordnung eingesetzt werden, handelt es sich einerseits um bewusste manipulative Strategien, andererseits jedoch um ein Produkt dessen, „how man unconsciously structures microspace“ (Hall 1963: 1003). Diese Variationen in der Proxemik erfordern unterschiedliche Umgangsformen und manifestieren sich in der Wahl geeigneter Gesprächsformen mit Repräsentanten der jeweiligen Institution.

So ist es keineswegs verwunderlich, dass wir dem Schuldirektor, der sich hinter seinem Schreibtisch verbarrikadiert, anders gegenüberreten, als dem Jäger, dem wir bei seiner täglichen Arbeit zur Hand gehen.

Dieser Umstand hatte auch Auswirkung auf die Methodenwahl und bewegte mich dazu, bei Gesprächen mit öffentlichen Repräsentanten höher strukturierte Interviewformen einzusetzen. Hinzu kommt die Tatsache, dass Repräsentanten von Institutionen als Ansprechpartner nicht notwendigerweise ihre persönliche Sicht auf die Dinge wiedergeben, da sie von einer den Vertretern der Institution gemeinsamen Grundlage aus argumentieren. Repräsentanten existieren ausschließlich in formellen Zusammenhängen und bedingen ihrerseits formelle, sprich in höherem Grade strukturierte Interviewformen um die institutionelle Meinung einholen zu können. Diese Form des Interviews kam in meinem Forschungsprozess nur zweimal zur Anwendung. Einerseits mit dem Direktor der Jagd- und Fischfangschule in Uummanaq, und weiters in der Verbindung mit dem Skipper, der den Navigationskurs an eben genannter Schule unterrichtete. Im letzten Fall führte die systematische Befragung und der Einsatz eines Diktiergerätes zu einem Unbehagen auf beiden Seiten, woraufhin ich das Gespräch unter Ausschluss des Aufnahmegerätes in entspannter Atmosphäre fortsetzte, wo die wirklich interessanten Punkte erst zur Sprache kamen.

4 Darstellung des Ablaufes meiner Feldforschung

Ein längerfristiger Aufenthalt in Grönland bedarf wegen der hohen Lebens- und Reisekosten einer genauen Planung des Vorhabens. Die Universität Wien und die Landesregierung Oberösterreich griffen mir mit einer finanziellen Förderung unter die Arme, doch waren der Großteil der letztendlichen Ausgaben, die für und während meines Feldforschungsaufenthaltes auf mich abfielen, noch lange nicht gedeckt. Ich war mir des finanziellen Aufwandes bereits vor meinem Aufbruch durchaus bewusst, was mich auch dazu veranlasst hatte, mich nach günstigen Möglichkeiten nach Grönland zu kommen umzusehen. Ein Jobangebot als Touristenführer in den Monaten Juli und August 2009 brachten mich schließlich nach Ilulissat. Ich nutzte die Zeit meiner Anstellung so gut es ging, um mir eine generelle Orientierung zu verschaffen und erste Kontakte zur Lokalbevölkerung herzustellen. Die Zeit, die mir hierzu zur Verfügung stand, war begrenzt, doch gelang es mir, einige wichtige Punkte herauszuarbeiten und nicht zuletzt mit einem meiner wichtigsten Informanten in Verbindung zu kommen. Der offizielle Teil meiner Feldforschung begann schließlich mit dem 16.08.2009. Es folgt ein kurzer Abriss meines Feldforschungsverlaufes. Er soll dazu dienen, die Abfolge meiner Aufenthalte und damit verbundene Themen zu veranschaulichen.

4.1 Ataa, 16.08. – 9.09.2009

Mein Weg führte mich zunächst nach *Ataa*, einer Siedlung an der östlichen Seite der *Arveprinsens Ejland*, die in den 1970er Jahren aufgelassen wurde und nun vorwiegend als Wochenendausflugsziel für grönländische Familien und einige wenige Individualtouristen dient. Gemeinsam mit meinem Hauptinformanten fuhr ich täglich mit der Jolle die umliegenden Gewässer ab, um jagdbares Wild wie Ringelrobben, Grönlandrobben, Eiderenten, Dreizehenmöwen und andere Wasservögel aufzuspüren. In dieser Zeit erlernte ich die grundlegenden Handgriffe und Techniken, die zur erfolgreichen Erbeutung der oben genannten Tiere notwendig sind. Es galt hierbei nicht nur den Umgang mit der Ausrüstung zu erlernen, sondern auch über die Verhaltensweisen und Eigenheiten der Beutetiere zu erfahren, von Tücken und Gefahren, die in der natürlichen Umgebung auf den Unvorsichtigen lauern und sich sowohl auf Land wie am Wasser zu recht finden zu können. Diese Zeit war von besonderer Bedeutung, da ich gewissermaßen das Werkzeug kennen lernte, mit dem und über das ich die kommenden Monate weiter arbeiten sollte. In Begleitung meines Informanten, einem professionellen Jäger, Fischer und Hundeschlittenführer, sammelte ich Erfahrung aus erster Hand und konnte durch die Einsichten meine Fragestellungen weiter präzisieren, sowie mir auch neue Aspekte, die es wert sind weiter zu verfolgt zu werden, ersichtlich wurden.

4.2 Uummaannaq, 10.09. – 27.10.2009

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ilulissat reiste ich anschließend nach *Uummaannaq*, einer kleinen Stadt an der nördlichen Seite der *Nussuaq* Halbinsel gelegen. Grund meines Aufenthalts in Uummaannaq war die neu etablierte *Piniartut aalisartullu ilinniarfik*, eine Schule, die sich der Ausbildung zum Jäger und Fischer verschrieben hat. David Olsen, der Vorstand der Schule, hat mich eingeladen am Unterricht teilzunehmen, was ich die kommenden sieben Wochen auch tun sollte. Die Schule stellt wegen ihres Lehrplanes und ihrer Ausrichtung eine Besonderheit dar. Sie ist die einzige ihrer Art und nahm erstmals im August 2009 eine Klasse von 15 Schülern auf. Ziel der Schule sei es „die Lebensbedingungen der Fischer- und Jägerfamilien zu verbessern, und die Schüler mit einem Werkzeug auszustatten, das es ihnen möglich macht einen gewissen Standard zu bewahren“², wie David Olsen es formulierte. Der Jagd- und Fischereierwerb ist in den letzten Jahrzehnten insbesondere aufgrund des Rückganges der Tierbestände, wie auch internationalen Regulativen und Änderungen gesellschaftlicher Werte in starke Bedrängnis geraten, was sich auf die Lebensumstände der Vertreter dieses Erwerbs und ihrer Familien auswirkt. Jagd und Fischfang befinden sich in einer deutlichen Krise und die Schule hat es sich zur Aufgabe gemacht durch Wissensvermittlung einen Ausweg aus der Krise zu schaffen. Es sei gesagt, dass es sich hierbei um

² Aus einem Interview mit David Olsen

eine enorme Herausforderung handelt, nicht nur weil teilweise mit traditionellen Mustern gebrochen wird, sondern auch die Schüler oft einen unzureichenden Bildungshintergrund mitbringen. Die Schüler stammen aus allen Regionen Grönlands, auch aus dem abgelegenen Osten und Norden, was zusätzlich sprachliche Probleme schafft, da dialektale Unterschiede ein Verständnis oft erschweren. Auch wird von den Lehrbüchern nur begrenzt Gebrauch gemacht, da viele Schüler nur wenig Dänisch bzw. kein Englisch gelernt haben und in grönländischer Sprache so gut wie noch keine Unterrichtsmaterialien vorliegen (was sich im Laufe der kommenden Jahre jedoch ändern soll).

Durch aktive Teilnahme am Unterricht, Beobachtungen wie auch formellen und informellen Gesprächen mit Schülern und Lehrenden erhielt ich spannende Einsichten in die Tradierung von Wissen, was für die Profession des Jägers und Fischers notwendig ist. Im praktischen Unterricht hatte ich reichlich Möglichkeit mich mit materieller Kultur, die bei Jagd und Fischfang zum Einsatz kommt, auseinander zu setzen und lernte nicht nur Ausrüstungsgegenstände herzustellen, sondern auch Näheres über ihre Anwendung und den Herausforderungen, die von der natürlichen Umgebung an diese Gegenstände gestellt wird.

4.3 Saqqaq, 5.11. – 12.11.2009

Anfang November führten mich die Weißwale (Belugas) nach *Saqqaq*, einer kleinen Siedlung von ca. 200 Einwohnern, die sich am südlichen Teil der Nussuaq Halbinsel befindet. Die Gegend wird jedes Jahr von einer großen Zahl von Weißwalen aufgesucht, die auf ihrer saisonalen Wanderroute die Meerenge zwischen der Disko-Insel und der Nussuaq Halbinsel durchschwimmen. Ihre Ankunft macht sich bemerkbar, indem Fischer zusehends leere Langleinen aus der Tiefe nach oben holen, die zum Fang von Seewolf und Heilbutt ausgelegt werden. Das Verschwinden dieser am Meeresboden lebenden Tiere läutet die Jagd auf den Beluga ein.

Diese Siedlung war deswegen von besonderem Interesse für mich, da sie als berühmtes Fanggebiet gilt und der Walfang insbesondere aufgrund internationaler Regulativen und der Aufmerksamkeit, die diesem Jagdgeschehen seitens der Öffentlichkeit geschenkt wird, mehr als ein lokales Anliegen zu sein scheint. Leider traf der Weißwal etwas verspätet in der Umgebung von Saqqaq ein, was den Aussagen lokaler Jäger nach an den Schwertwalen lag, die zu jenem Zeitpunkt die lokalen Gewässer aufgesucht hatten und auf ihren Beutezügen durchstreiften. Eine Faustregel besagt: Finden sich Schwertwale in den Gewässern ein, verschwinden sämtliche jagdbare Tiere.

Ich musste mich also mit der Beobachtung der Vorbereitungen zufrieden geben und über Gespräche und Zeichnungen an die gewünschten Informationen gelangen, die ich eigentlich durch aktive Teilnahme an den Jagdausflügen zu sammeln geplant hatte. Dieser unglückliche Zustand hatte jedoch auch etwas Gutes, da wir uns in der Folge auf das Land statt des Meeres orientierten, was mir nähere Einsichten in den Gebrauch und Umgang mit dem Hundeschlitten und der winterlichen Jagd auf Landtiere erlaubte.

4.4 Nuuk, 17.11.2009 – 8.01.2010

Mitte November setzte ich meine Reise nach Nuuk auf dem Seeweg fort. Nach einer Unterhaltung mit Daniel Thorleifsen, dem Direktor des grönländischen Nationalmuseums und Nationalarchivs, begann ich am Tag nach meiner Ankunft mit einem Praktikum am *Nunatta Katersugaasivia Allagaateqarfialu*. Ich wurde in der Folge mit der Dokumentation neuerer Jagdgegenstände in der Museumssammlung betraut und verschaffte mir Orientierung im grönländischen Museumswesen. Ich sah darin eine einzigartige Möglichkeit für einen längeren Zeitraum mit dem Bestand der Sammlung arbeiten und mich insbesondere den Neueingängen der Sammlung auseinandersetzen zu können.

Meine Feldforschung endete mit meiner Abreise aus Grönland am 11.01.2010.

5 Navigation

Das folgende Kapitel ist dem thematischen Bereich der Navigation gewidmet. Nach einer kurzen Einführung in die topografischen Gegebenheiten der grönländischen Nordwestküste folgt eine Gegenüberstellung der navigatorischen Praxis aus Vergangenheit und Gegenwart. Den Hauptteil dieses Kapitels bildet die Besprechung der rezenten Wegfindungsmethodik anhand von Beispielen aus meiner Feldforschung.

5.1 Das Meer als menschlicher Lebensraum

Die bewohnte Fläche Grönlands erstreckt sich über einen dünnen Küstenstreifen, der an einer Seite durch das Meer und im Landesinneren durch unwirtlichen Fels und Gletschereis begrenzt ist. Wasser ist nicht nur in Form des Meeres präsent, eine Unzahl an Fjorden, Seen und Flüssen, in großer und kleinerer Ausformung, prägen ein Landschaftsbild, das sich in stetiger Veränderung befindet. Abhängig von Niederschlag, Schnee- und Eisschmelze kommt es zu Variationen in Wasserstand und Fließgeschwindigkeit von Flüssen, Sumpfbildung wie auch dem Vorhandensein von Schmelzwasserseen. Das Wasser setzt der Fortbewegung in vielerlei Hinsicht Grenzen, die manche Landstriche bisweilen unerreichbar, andere unpassierbar werden lassen. Das Wasser ist also als limitierender Faktor zu betrachten, der dem Menschen tatsächlich Grenzen setzt. Es handelt sich jedoch nicht um die Begrenzung des menschlichen Lebensraumes, denn dieser endet nicht wo das Wasser beginnt.

Um die Beziehung zwischen den grönländischen Jägern und ihrer Umwelt verstehen zu können, ist es wichtig, das Meer als menschlichen Lebensraum zu begreifen – nicht als wichtiger Faktor im globalen Ökosystem, sondern als Lebensraum des Menschen im engeren Sinne. Ein kulturell genutztes Areal, das durch seinen Charakter besondere Herausforderungen an seine Nutzung stellt, sich dem Kundigen jedoch nicht als lebensfeindliche Umgebung zeigt.

Maritime Transportwege sind keine vorgezeichneten Routen, auch wenn sie womöglich lediglich zum Übersetzen von einem Ort zum anderen dienen. Bereits vor dem Aufbruch zum gewünschten Ziel³ gilt es sich mit unzähligen Aspekten auseinander zu setzen, damit einer sicheren Passage nichts im Wege steht. Viele kleine Charakteristika sind während der Fortbewegung auf maritimem Areal zu beobachten, die zusammengesetzt werden müssen, wodurch sich ein Kurs bestimmen lässt. Eine erfolgreiche Navigation setzt eine tiefe Vertrautheit mit der maritimen Umgebung voraus. Wenn es zu einer Änderung der Windrichtung kommt, verändert die Wasseroberfläche schlagartig ihre Struktur, was gleichzeitig zu einer Verdunkelung bzw. Aufhellung seiner Farbe führen kann. Der Gezeitenwechsel lässt während der Ebbe

³ Es muss sich hierbei nicht unbedingt um eine Lokalität handeln, das Aufspüren einer Robbe z.B. kann gleichfalls als Ziel gelten.

unsichtbare Scheren gefährlich nah an die Wasseroberfläche treten und zugleich ändert sich mit fallendem Wasserstand das Aussehen der Küste. Einblicke in diese Bereiche lassen sich nur durch eine intensive Beschäftigung mit der maritimen Umgebung gewinnen und werden über einen langen Zeitraum hin erlernt. Dabei handelt es sich nicht lediglich um das reine Erkennen spezifischer Phänomene, sondern darum, Zusammenhänge zu anderen Phänomenen und die Konsequenzen dieser Algorithmen ersehen zu können. Wir entnehmen dem Meer Informationen, die es seinerseits durch äußere Faktoren wie Windstärke oder -richtung, Anziehungskraft des Mondes, das Profil des Meeresgrundes, der Erdrotation usw. eingeschrieben⁴ bekommt. Man bedient sich dem Meer als Hilfsmittel, indem man sich die Beobachtung seiner materiellen Eigenschaften und deren Reaktionen auf äußere Umwelteinflüsse zunutze macht. Diese Beobachtungen finden unter anderem auch in die maritime Technologie Eingang.

Denkt man an die terrestrische Landschaft ist es keineswegs verwunderlich, dass dem Meer als Transportweg eine dermaßen bedeutende Rolle zukommt – und somit auch der Technologie. Ohne materielle Hilfsmittel bleibt uns das Meer als kultureller Lebensraum verschlossen. Nur mit ihrer Hilfe lässt es sich im und vom Meer leben. Hierbei von der Eroberung eines neuen Lebensraumes oder gar der Kolonialisierung des Meeres zu sprechen ist aus meiner Sicht nicht angebracht. Denn weder sind Spuren eines Kampfes zu finden, noch wird es jemandem gelingen das Meer mittels einer Technologie zu knechten, die nicht im Zusammenspiel mit ihm entwickelt wurde. Es handelt sich schlicht um die Interaktion mit einer natürlichen Umgebung, die für den Menschen erst durch Einsatz materieller Kultur erreichbar wird und als natürlicher Lebensraum erschlossen werden kann.

Wo es Menschen gibt, kann es keine Naturlandschaften geben. Er verwandelt sie rein durch seine Anwesenheit in eine kulturelle Landschaft, rein dadurch, dass er in ihr lebt. Das Meer verschluckt diese Spuren oft, der Grund hierfür ist in den materiellen Eigenschaften und der ständigen Bewegung der Wassermassen zu finden.

Als nicht untätiger Betrachter blickt der Mensch auf das Meer und liest aus ihm Spuren heraus, die er verfolgt, stückweise in Verbindung setzt und schließlich zu einem abstrakten Konstrukt zusammenfügt. Die Auseinandersetzung mit dem Meer ist in hohem Grad physisch und übersteigt bei weitem die schier optische Betrachtung. Sämtliche Sinne sind involviert und die Annäherung an das Wesen des Meeres geschieht über unterschiedliche Perspektiven, die es erlauben, die Gegenwart des Phänomens zu begreifen. Die sinnliche Erfahrung des Meeres offenbart uns dessen Gegenwart – eine Existenz abseits der symbolischen Bedeutungen, die wir ihm als Betrachter zuschreiben.

⁴ Mein Gebrauch von Wörtern, die aus dem linguistischen und sprachwissenschaftlichen Bereich stammen oder auf sonstige Weise Assoziationen zu Textlichkeit erzeugen, soll nicht bedeuten, dass ich Kultur oder Natur auf einer analytischen Ebene mit einem Text gleichsetze. Ich greife auf diese Bilder zurück, weil sie meiner Meinung nach am besten veranschaulichen, was ich mit Buchstaben allein nicht zeigen kann.

5.2 Navigationspraktiken – damals wie heute

Die Fähigkeit, sich auf dem Meer orientieren und navigieren zu können setzt eine intime Ortskenntnis voraus. Die meisten jener Grönländer, die heute als Jäger und Fischer tätig sind, leben am Ort oder nahe des Ortes, an dem sie aufgewachsen sind. Sie haben genügend Zeit vor Ort verbracht und ausreichend Erfahrung in der Umgebung gesammelt, was sich in einer tiefen Vertrautheit mit den lokalen Eigenheiten ihres Lebensraumes äußert.

Unter den Faktoren, die zur Wegfindung und der Gewährleistung der sicheren Passage herangezogen werden, finden sich nur wenige, die von ausreichend abstraktem Charakter wären, als dass man unmittelbar eine Navigationsmethodik ableiten könnte. Das bedeutet, dass abseits der dem Bootslenker vertrauten Gebiete durch die traditionellen Techniken der Navigation keine Gewährleistung der sicheren Passage gegeben ist. Das Wissen um die Wegfindung ist im Territorium⁵ verwurzelt.

Die Aufmerksamkeit des grönländischen Jägers lag stets auf den küstennahen Bereichen. Hier sind sämtliche Beutetiere anzutreffen, die ihrerseits von Land- und Eisvorkommen abhängig sind. Die Navigation auf offener See hat in historischer Perspektive keine Tradition in der östlichen Arktis, was sich erst durch die Einführung größerer, motorisierter Schiffe wie Kuttern oder Trawlern änderte. Die Muskelkraft setzte der Reichweite des Paddlers/Ruderers einfach Grenzen, die sich zudem mit zunehmendem Wind und Strömung und Kälte immer enger zogen. Stets musste bedacht werden, dass die Kraft noch ausreichen sollte, die zurückgelegte Distanz hoffentlich mit einer Robbe im Schlepp auch in umgeschlagener Wetterlage noch einmal bewältigen zu können. Auch wenn man sich vor Aufbruch ein Bild des Wetters macht, so ist stets damit zu rechnen, dass sich die Bedingungen im Laufe des Jagdausflugs verschlechtern, da beispielsweise Fallwinde plötzlich auftreten und wegen der Wellen, die diese verursachen, gefährlich sein können.

In der küstennahen Navigation ist die Sicht von großer Bedeutung. Dies bezieht sich sowohl auf einen gesunden Sehsinn, über den der Akteur verfügen sollte, wie auch die durch bestimmte Umweltbedingungen eingeschränkte bzw. erweiterte Sicht.

Wenngleich Glasfieberboote in den weitaus meisten Teilen Grönlands das Kajak ersetzt haben, können wir durch die Betrachtung der Probleme, denen sich Kajakfahrer zu stellen hatten, durchaus wertvolle Einsichten gewinnen. Durch die Integration neuer Technologie haben sich natürlich auch teilweise diese Herausforderungen geändert, doch ist gerade die Betrachtung dieser neuen Herausforderungen ein spannendes Feld, da hierdurch die Strategien zur Bewältigung eben dieser neuen Problemstellungen sichtbar gemacht werden können.

⁵ *Territorium* impliziert den Besitz- oder Nutzungsanspruch einer landschaftlichen Umgebung. In meiner Verwendung des Begriffs möchte ich die durch Nutzung bedingte Auseinandersetzung mit der Lokalität betonen – *Territorium* im Sinne von *durch Nutzung vertraut gemachte Lokalität*.

Andere Praktiken scheinen jedoch die Zeit unbeeinflusst vom materiellen Wandel überdauert zu haben und werden immer noch zur Navigation herangezogen. Wenn ich von Herausforderungen und Problemen spreche, so meine ich all jene Umwelteinflüsse, mit denen sich der Navigierende arrangieren muss, um eine sichere Passage – das Ziel jeder Art von Navigation – ermöglichen zu können. Navigation betrachte ich also als ein Set von Praktiken, mittels derer der Navigator mit der ihn umgebenden natürlichen Umgebung in Interaktion tritt. Diese Praktiken bauen auf vorausgegangenen gründlichen Beobachtungen spezifischer Phänomene in der Landschaft, die nur im seltensten Falle universellen Charakters sind. Es handelt sich um Beobachtungen eines bestimmten Ortes, der bestimmte Wesenszüge bei bestimmten Wetterlagen und zu bestimmten Zeitpunkten aufweist. Diese implizierten Variationen können nun einerseits gewissermaßen chaotische Dimensionen annehmen, wie das unerwartete Auftreten eines Föhnsturmes, andererseits jedoch bestimmten Regelmäßigkeiten folgen, wie es beim Gezeitenwechsel der Fall wäre.

Wenngleich dem Sehvermögen bei der Navigation eine tragende Rolle beigemessen wird, so spielen Beobachtungen, die mit anderen Arten von Sinnen wahrgenommen werden eine nicht mindere Rolle und machen in manchen Situationen eine Orientierung überhaupt erst möglich. Auf diese Sinne wird in der theoretischen Diskussion um prozedurales Wissen und Umgang mit materieller Kultur nur allzu gerne vergessen, was vermutlich einem okular-zentristischen Bias zuzuschreiben ist. Die Auseinandersetzung mit dem Bereich der Navigation führt uns doch vor Augen, dass es die Gesamtheit unserer sinnlichen Wahrnehmung ist, auf der unsere Erfahrung mit der Umwelt baut.

Ungaaralaks Berichte aus dem späten 19. Jh. (Nielsen 1995) geben uns einen interessanten Einblick in die navigatorische Praxis seiner Zeit mitsamt den Herausforderungen, mit denen sich die Kajakfahrer konfrontiert sahen. Ungaaralak erwähnt in seinen Berichten immer wieder die Schwierigkeiten, die ihm sein schlechtes Sehvermögen bereitet, wobei es nicht ersichtlich ist, ob es sich hierbei um eine angeborene Schwäche handelt oder ob sein eingeschränktes Sehvermögen von einem alters- oder krankheitsbedingten Leiden herrührt. Ein intakter Sehsinn ist notwendig zur Erkennung diverser Landmarker – landschaftliche Eigenheiten, die sich von ihrer Umgebung abheben und somit als Orientierungspunkte herangezogen werden können. Johannes alias Ungaaralak gibt eine Unterhaltung mit einem anderen Jäger wieder, bei der es um die Wahl eines geeigneten Fangplatzes geht: „Dann sagte er, dass er am kommenden Tag zu einem Ort raus wollte, der den Peilmarkern zufolge ein gutes Jagdgebiet sein sollte.“ (Nielsen 1995: 32; Übers. AK.) Ob es sich bei diesen „Peilmarkern“ um natürliche Landschaftsmerkmale handelt oder diese von Menschen gesetzt wurden, kann ich dem Text leider nicht entnehmen. Erkundigungen bei Leuten in

meiner näheren Umgebung konnten mir bei dieser Frage leider auch nicht weiterhelfen. Doch liegt der Verdacht nahe, dass es sich um menschengeschaffte Orientierungshilfen im Sinne von Inussuit⁶ handelt. Scheren und andere flache Landerhebungen können Auskunft über die Windrichtung geben, indem man beachtet, aus welcher Richtung das Wasser über sie hinwegschwappt. Aus Wellenformen konnten erfahrene Kajakfahrer wie Ungaarak auf die Nähe von Land schließen: „[...] die Wellen waren zu *Krapsøer*⁷ geworden, was Zeichen dafür war, dass ich in die Nähe von Land gekommen war“ (Nielsen 1995: 22; Übers. AK.). Anhand von Wolken erhielt Ungaarak Auskunft über die Windverhältnisse und konnte Wettervorhersagen treffen: „in den Wolken deutete nichts auf starken Wind“ (Nielsen 1995: 21; Übers. AK.).

Des Weiteren hatte er sein eigenes „Wetterbarometer“, wie er es nannte. Es handelte sich um „[...]eine kleine Bucht am Strand. Die Bewegungen im Wasser konnten darauf hindeuten, dass man im Laufe des Tages Wind von der einen oder anderen Felskante zu erwarten hatte“ (ebenda).

5.3 Vermittlung navigatorischer Fähigkeiten

Bei der Betrachtung heutiger Wegfindungspraktiken wird deutlich, dass ein rigoroses System bzw. rigorose Methoden zur Navigation fehlen. Beim traditionellen navigatorischen Wissen handelt es sich um praktisches Wissen, wodurch sich eine formale Vermittlung als schwierig herausstellt. Dies wird auch bei der Feldarbeit ersichtlich, wo man nur in den seltensten Fällen zufriedenstellende Auskünfte zu diesem Thema erhält.

Unmöglich ist die Vermittlung auf formalem Wege allerdings nicht. In der Navigationspraxis sind durchaus markante, wiederkehrende Techniken zu erkennen, die einzeln oder in Kombination, stets aber in Verbindung mit konkreten Erscheinungen in der Umwelt angewendet werden.

Der Versuch einer Kategorisierung dieser prominenten Techniken nach dem Gesichtspunkt gemeinsamer Referenzpunkte ist im Kapitel „Sensorische Navigation in der Landschaft“ (siehe Kapitel 5.6) zu finden.

Es ist typisch für alltägliche Wissensbereiche, deren Inhalte auf informellem Wege tradiert werden, dass es zu keiner Ausbildung emischer Kategorien von analytischem Charakter kommt. Dieser Verhalt ist für den Ethnografen Problem und Daseinsberechtigung zugleich.

Objekte, die beispielsweise ähnlich der Stabkarten aus dem ozeanischen Raum zur Vermittlung navigatorischer Kompetenzen verwendet wurden, sind uns aus Grönland keine bekannt. Im

⁶ Inussuit ist die Pluralform von Inussuk, siehe Abschnitt „Menschengeschaffene Marker - Inussuit, Fuchsfallen und Fleischdepots“

⁷ als dän. *Krapsøer* werden Wellen von hoher Frequenz bezeichnet, d.h. die Abstände zwischen den Wellenkämmen sind gering.

grönländischen Nationalmuseum in Nuuk finden sich lediglich zwei Artefakte, die möglicherweise als eine Art Navigationshilfe Verwendung fanden. Gustav Holm brachte die beiden Stücke von seiner *Frauenboot-Expedition*⁸ an die Ostküste Grönlands mit, wo sie ein Mann namens Kunnak geschnitzt haben soll (Nunat Aqqinik Aalajangiisartut, 1992: 5). Es handelt sich hierbei um zwei längliche, etwa handlange Holzstücke, deren Seitenränder mit größeren und kleineren Einkerbungen versehen sind. Die bearbeiteten Ränder stellen einen 75 Kilometer langen Küstenabschnitt dar, der vom ostgrönländischen *Sermiligaaq* in nördlicher Richtung bis nach *Kangerlussuatsiaq* (ebenda) reicht. Die Kerben repräsentieren Fjorde und andere Einbuchtungen der Küste und auch Grenzen zwischen Land, Gletschern und dem Inlandeis sind markiert. Außerdem gab Gustav Holm an „dass auch Niederungen, Übergangsorte von einem Fjord zum anderen sichtbar wären, und schließlich auch aufgelassene Siedlungsplätze“ (Nunat Aqqinik Aalajangiisartut, 1992: 5; Übers. AK). Da sich der Küstenverlauf, den man mit diesem Holzstück zu zeigen wünschte, aus Platzmangel auf keiner der beiden Seiten des Holzstückes allein dargestellt werden konnte, setzte der Urheber dieser alten „Karte“ den Küstenverlauf an der gegenüberliegenden Seite fort. Inwiefern es sich bei diesen Stücken jedoch tatsächlich um ein Navigationsinstrument handelt, ist schwierig zu sagen.



Abbildung 1: Zwei der drei „Holzkarten“ aus Gustav Holms Sammlung. Mit freundlicher Genehmigung des Grönländischen Nationalmuseums.

⁸ Gustav Holms Entdeckungsfahrt an die südöstliche Küste Grönlands wurde unter der Bezeichnung „*Den danske Kone Baads Expedition*“ bekannt. Der Begriff *Kone Baad*, zu Deutsch „Frauenboot“, bezieht sich auf das Haupttransportmittel dieser Expedition, dem grönländischen *umiag*.

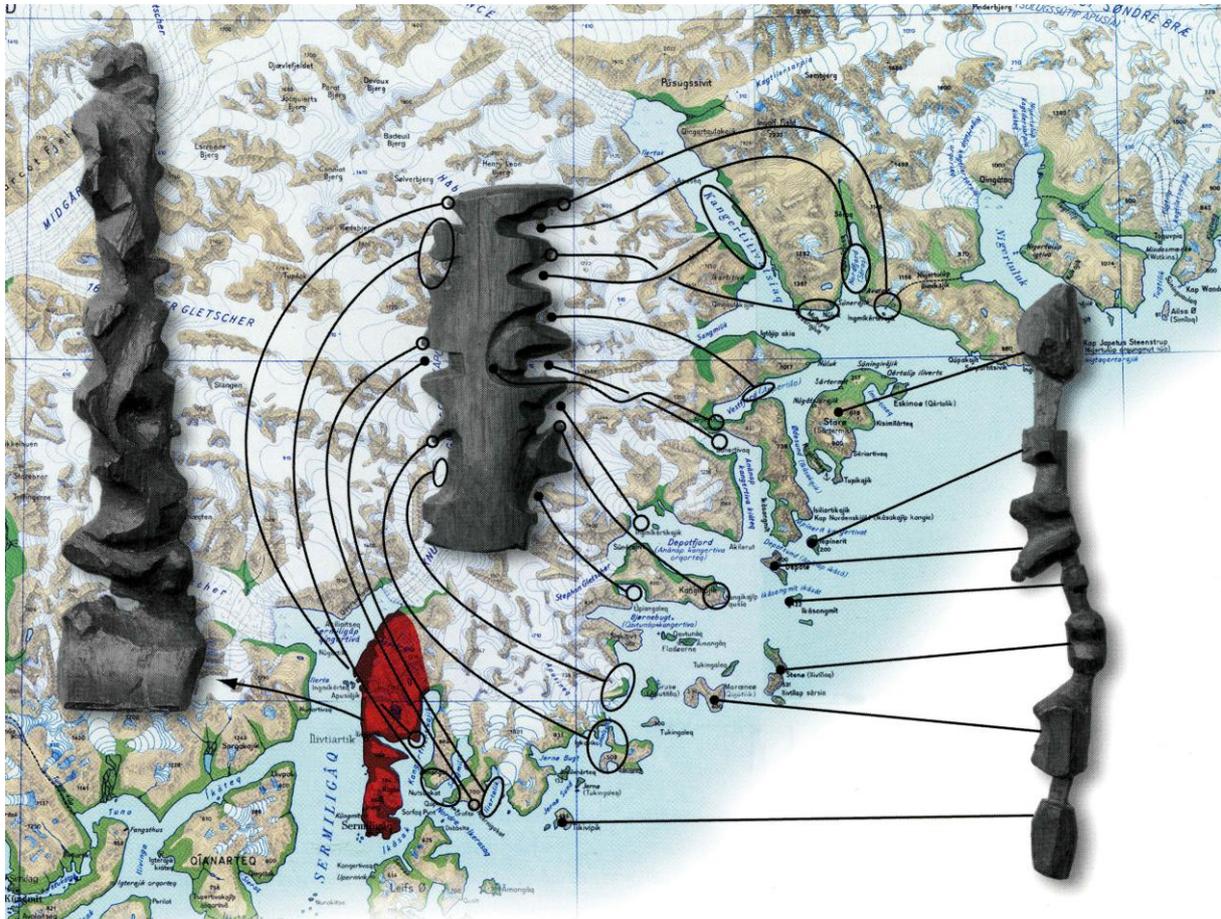


Abbildung 3: Die drei Holzkarten (Quelle: Gulløv 2000: 171)

Bis vor kurzem war mir nur die Existenz dieser beiden Stücke bekannt, bis ich unlängst mit Banda Paarnannguaq Kristiansen, einer Mitarbeiterin des grönländischen Nationalmuseums in Nuuk korrespondierte. Sie ließ mir freundlicherweise einige Bilder der Objekte zukommen, wobei sich herausstellte, dass auch ein drittes Stück existiert, das zu den beiden anderen gehört. Es handelt sich um die hölzerne Repräsentation der Halbinsel zwischen *Sermiligaaq* und *Kangertivartikajik* (Gulløv 2000). Die Bildquelle nennt einen gewissen Jäger namens Kuniit aus Umiivik im Ammassalikfjord als Hersteller der drei Stücke.

Im Nationalmuseum Grönlands stieß ich nur auf aus Kunststoff gegossene Repliken der beiden erstgenannten Objekte. Die drei Originale befinden sich soweit mit bekannt, in der Sammlung des dänischen Nationalmuseums in Kopenhagen.

Ob es sich bei diesen hölzernen Repräsentationen um Navigationsinstrumente handelt, möchte ich bezweifeln. Es handelt sich vermutlich vielmehr um die materielle Manifestation topografischen Wissens,

das durch navigatorische Praxis erlangt wurde. Wie Gulløv bemerkt, suchte Gustav Holm gezielt nach Information über den Küstenverlauf weiter nördlich seines Überwinterungsortes Ammassalik und erhielt diese auch von bereits erwähntem Jäger:

Dieser lieferte ihm die gewünschten Informationen in Form von ausgeschnittenen Holzkarten, welche die topografischen Kennzeichen auf einer Strecke von über 100 km nördlich von Ammassalik beschrieben (Gulløv 2000: 171).

Es ist daher anzunehmen, dass diese Holzkarten extra auf Holms Frage nach den topografischen Gegebenheiten hin angefertigt wurden und kein regelrechtes Instrument zur Vermittlung navigatorischer Fähigkeiten darstellen. Wie auch die gezeichnete Karte von Ammagaanaq (Abbildung 4: Ammaganaaqs Karte. (Quelle: Gulløv 2000: 171) zeigt, konnte das topografische Wissen ohne weiteres auf Nachfrage bildlich reproduziert werden, was ein weiteres Indiz dafür ist, dass keine Notwendigkeit bestand, die topografischen Merkmale in Form einer materiellen Gedächtnisstütze zu speichern oder gar mitzuführen.

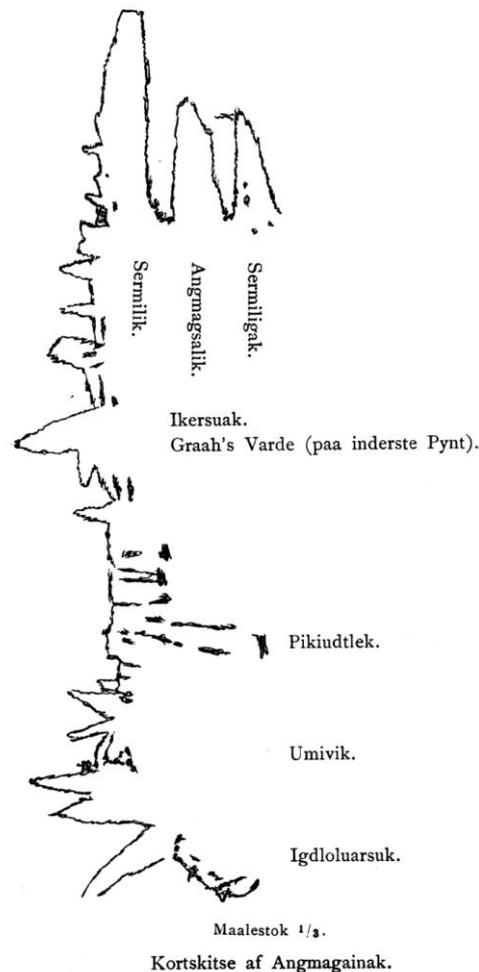


Abbildung 4: Ammaganaaqs Karte. (Quelle: Gulløv 2000: 171)

5.3.1 Navigation im Unterricht

An der *pinniartunut aalisartunullu ilinniarfik*, der im Sommer 2009 gegründeten Jagd- und Fischereischule in Ummannaq, bildet der Navigationsunterricht einen essentiellen Teil des Curriculums. Für zwei Wochen im Oktober wurde ein Skipper aus Ilulissat eingeladen, der den Schülern im Intensivunterricht das notwendige Wissen vermitteln sollte. In diesem Unterrichtsblock konnten sich die Schüler grundlegende Fähigkeiten im Umgang mit Seekarte, in der Positionsbestimmung und Kursberechnung, wie auch Kenntnis der wichtigsten Licht- und Tonsignale des Schiffsverkehrs aneignen. Die Unterrichtsmaterialien lagen ausschließlich in dänischer Sprache vor, mit Ausnahme eines Buches, das in grönländischer Sprache verfasst war und dem Skipper gehörte. Dieses benutzte er hier und da, um einen Problemfall für die Schüler zu veranschaulichen oder borgte es auf Anfrage einem der Schüler. Die Idee, die hinter diesem Unterricht steht, wäre den Schülern bestimmte Kompetenzen zu vermitteln, die sie in ihrem späteren Lebenserwerb als Jäger und Fischer gebrauchen könnten.

Die Umsetzung zeigt jedoch ein anderes Bild. Tatsächlich steht die Zertifizierung im Vordergrund, die das eigentliche Ziel der Kompetenzvermittlung auf das Bestehen einer Prüfung mit darauf folgender Aushändigung eines Zertifikats reduziert. Das Wissen, das eigentlich vermittelt werden sollte, blieb auf der Strecke.

Da der theoretische Unterricht ausschließlich Methoden der europäischen Navigation umfasst, ist ein bestimmtes abstraktes Wissen notwendig, um die Methodik und die Zusammenhänge zwischen den theoretischen Berechnungen und der physischen Wirklichkeit nachvollziehen – oder vielleicht besser – erkennen zu können. Ein derartiges Wissen, das einen hierzu befähigen würde, brachten die meisten Schüler jedoch nicht mit. Unzureichende Kenntnisse der dänischen Sprache verwehrten dem Großteil der Schüler überdies den Zugang zu den Unterrichtsmaterialien. Einem Verständnis des Stoffes stand ganz einfach der mangelhafte Bildungshintergrund der Schüler im Weg.

Als Aufnahmekriterium wird in der Ausschreibung der grönländischen *Selvstyre* die Durchführung der „folkeskolens obligatoriske tid“⁹ genannt, wobei „gute Lese- und Rechenkenntnisse von Vorteil wären“¹⁰. In Anbetracht dieser Forderung ist das Problem des unzureichenden Verständnisses für den Unterrichtsstoff der Unterrichtsqualität der grönländischen *Folkeskole* zuzuschreiben. Dieses Problem soll hier nicht weiter erörtert werden.

Die Tendenz zum Unterricht von europäischen Navigationsmethoden muss im Zusammenhang mit dem seit 1979¹¹ eingeschlagenen Kurs der Nationalisierung und der wachsenden Internationalisierung Grönlands betrachtet werden. Bei den Verhandlungen um die Einführung der grönländischen Heimverwaltung in den 1970er Jahren, war es eine Delegation von erwählten grönländischen Repräsentanten, die mit dem dänischen Staat in Dialog trat. Ihre Stimmen sprachen für die Gesamtheit der grönländischen Bevölkerung. Diese „[...]Home Rule Commission not only negotiated the authority of a new public government in Greenland but also laid the basis for what in the 1980s developed into a close to full-fledged Greenlandic state“ (Dahl, 2000: 20).

⁹ Diese „obligatorische Schulzeit“ entspricht einer 9-jährigen Schulpflicht

¹⁰ Zitate sind der oben genannten Ausschreibung entnommen und waren zum damaligen Zeitpunkt unter www.nanoq.gl zu finden. Ich bin während meines Forschungsaufenthaltes auf dieses Dokument gestoßen, doch war mir zu jenem Zeitpunkt noch nicht bewusst, dass es sich für meine Diplomarbeit als nützlich erweisen würde. Als ich schließlich einige Monate später versuchte das Dokument auf der Internetseite der grönländischen Selbstverwaltung aufzurufen, war keine Spur mehr davon zu finden. Gleiches gilt auch für alle sonstigen Informationen über die Schule. Falls genauere Informationen zur Ausschreibung erwünscht sind, liegt mir eine gedruckte Kopie des Dokuments vor.

¹¹ 1979 wurde die grönländische Hjemmestyre (Heimverwaltung) eingeführt, die der ehemaligen Kolonie und später Provinz der dänischen Reichsgemeinschaft eine größere Autonomie gewährte. Natürlich gab es bereits vor 1979 mehrere Bewegungen, die sich um Autonomie bzw. Unabhängigkeit des Landes bemühten, doch stellt das Jahr 1979 eine markante Wende dar, da sich der politische Prozess erstmals in der Gesetzgebung manifestierte und folglich konkrete realpolitische Konsequenzen hatte.

Der Prozess der grönländischen Staatsbildung führte zur Entstehung einer neuen *Grönländischen Gemeinschaft*, die über die territorialen Grenzen hinaus die gesamte Insel umfasste. Wie Jens Dahl es formuliert, so hatte „The new community [...] an impact on, but has not completely abolished, the corporate nature of the vast number of small communities“ (Dahl, 2000: 22). Dieser *Impact* spiegelt sich meiner Meinung nach auch in der Tatsache, dass man in der formalen Unterweisung einer abstrakten Navigationsmethodik den Vorzug gibt, die eine weitere Reichweite verspricht als die bisher praktizierte, traditionelle Art der Wegfindung, die sich stark an lokalen Phänomenen orientiert.

Als eine Konsequenz, die sich durch die Ausstattung mit einem derartigen navigatorischen Werkzeug ergibt, wird die Reichweite des einzelnen Jägers vergrößert und sie befähigt ihn dazu, sich auch außerhalb der ihm innig vertrauten Umgebung sicher zu bewegen. Die territoriale Bindung wird hierdurch formell aufgelöst und an ihre Stelle tritt Mobilität – ein wichtiger Aspekt, in Anbetracht der Schwierigkeiten, in denen sich der Jagd- und Fischfangerwerb befindet. Externe Faktoren, wie die Quotierung von Jagdtieren und Fischarten, klimabedingte Änderungen und der steigende Druck seitens Tierschutzorganisationen, aber auch die Zahl der Jäger und Fischer und die angewandte Ausrüstung und Technik schwächen den Erwerb in seiner Rentabilität, wodurch dem Jäger eine höhere Flexibilität abverlangt wird. Diese Flexibilität wird einerseits als Planung der Jagd- und Fischfangaktivitäten eingefordert und zwar auf einem Niveau, das die nachhaltige Nutzung von Tieren für das gesamte Jahr garantiert, andererseits in der Ausübung weiterer Erwerbe, die sich zusätzlich zu Jagd und Fischfang in einen jährlichen Plan integrieren lassen, wie beispielsweise der Tourismus.

Die Integration europäischer Navigationsmethoden, die womöglich eine Veränderung in der Mobilität zur Folge haben, ist aber keineswegs Resultat einer gezielten Planung. Es ist vielmehr ein Nebenprodukt eines Nationalisierungsprozesses, der eine zentrale Regierung als Motor hat. Mit dem Kurs auf Selbstständigkeit gesetzt, wird nun versucht, mittels neuer Gesetzgebung stabile Strukturen zu schaffen und ein einheitliches System im Land zu etablieren, um eine einheitliche Verwaltung zu ermöglichen. Um dies zu erreichen, werden teilweise unreflektiert Modelle aus dem internationalen Raum übernommen und ohne näher auf die lokalen Prämissen einzugehen auf die *Neue Community* übertragen. Doch nicht nur wegen dieser Unreflektiertheit sieht sich die grönländische Regierung mit großen Problemen konfrontiert. Es kommt hier nämlich noch ein ganz anderes Problem zum Tragen, ein viel älteres, das von der enormen Distanz zwischen der ehemaligen Kolonie und dem Mutterland Dänemark herrührt: „Wir gehören ja dem Staat Dänemark an“ erklärte mir der Direktor der Schule – „und da gibt es auch gewisse Regeln für Erwerbsfahrzeuge, darüber wie und auf welche Weise sie bemannt werden sollen und welche Zertifikate angewendet werden müssen und diese Regeln waren so gesehen – obwohl sie Gesetz sind, nicht wahr? – nicht Teil der Ausbildung und

deshalb hat der Staat Dänemark über sie hinweg gesehen und sie einfach machen lassen.“¹²

Die Problematik, mit der sich nun die grönländische Selbstverwaltung konfrontiert sieht, ist die Aufhebung einer der dänischen *Laisser-faire*-Politik, die den Gebrauch motorisierter Wasserfahrzeuge seit ihrer Einführung in den 1960er (Kjeld Hansen 2001: 36) Jahren bis zum heutigen Tage dominiert¹³. Diese Reform im Umgang mit Motorbooten gegenüber der Bevölkerung zu argumentieren ist nur eine der wenigen Herausforderungen, mit denen die grönländische *Selvstyre* in näherer Zukunft zu kämpfen haben wird. Einen großen Teil dieser Herausforderungen stellt die adäquate Benutzung moderner Technologien dar, wie wir in dieser Arbeit noch sehen sollen.

In unserem konkreten Beispiel des Tauglichkeitsausweises für Motorboote habe ich weiter oben von der unreflektierten Übernahme internationaler Modelle gesprochen. Diese Unreflektiertheit besteht für mich darin, dass man einerseits keine Rücksicht auf den Bildungshintergrund der Schüler nimmt. Durch meine Teilnahme am Unterricht wie auch meiner Mitbelegung der Prüfung konnte ich feststellen, dass einem korrekten Umgang mit Seesirkel, Lineal und Karte das Fehlen grundlegender Kenntnisse in der Winkelberechnung, Gradeinteilung, Funktionsweise des Kompasses etc. im Wege standen. Hieran hat auch das Zertifikat nichts geändert, das dem absoluten Großteil der Schüler überreicht wurde.

Die Freude der Schüler über das Bestehen der Prüfung war eher auf den Erhalt des Zertifikats bezogen und weniger auf das erlernte Wissen – ein nur allzu bekanntes Phänomen, das vermutlich weltweit seinesgleichen findet. Als mein ostgrönländischer Schulkollege sein Zertifikat erhalten hatte, kam er freudestrahlend zu mir und sagte auf Dänisch: „*Yes! – ich bin der erste aus meiner Siedlung, der so ein Zertifikat hat!*“

Der Navigationsunterricht stellt eine Notwendigkeit im Lehrplan dar – jedoch keine Notwendigkeit, die durch die Krise der Jagd und Fischerei oder den (Inter-) Nationalisierungsprozess bedingt ist, sondern aufgrund der bevorstehenden Gesetzesänderung, die von einem Bootslenker ein Zertifikat einfordert, das der dänischen *Duelighedsprøve*¹⁴ entspricht.

5.4 Mobilität und Reichweite

Ortsnamen nehmen im Bereich der Navigation eine tragende Rolle ein. Das Fehlen von materiellen Zeugnissen einer kartografischen Tradition mag auf ersten Blick vielleicht überraschen, doch sei zu bedenken gegeben, dass in historischer Zeit der Aktionsradius der lokalen Bevölkerung durch die verbreitete Transporttechnologie um einiges kleiner ausfiel, als es beispielsweise nach Einführung

¹² aus einem Interview mit David Olsen; Übers. AK.

¹³ Die ersten motorisierten Holzboote waren bereits in den 1920er Jahren im Einsatz, doch zeigt sich erst in den 1960er-jahren ein markanter Anstieg im Erwerb motorisierter Boote seitens der Lokalbevölkerung.

¹⁴ entspricht dem österreichischen Befähigungsausweis oder dem deutschen Bootsführerschein der Kategorie B

motorisierter Fahrzeuge der Fall war. Wenngleich das Leben auf einem halbnomadischen Prinzip basierte, so folgten die Wanderbewegungen, insbesondere während der Sommerzeit altbekannten Routen, die einerseits einem Zyklus unterschiedlicher, relevanter Naturerscheinungen, wie dem Massenlaichen der Lodde oder dem Laichzug der Saiblinge folgten, andererseits mit historisch etablierten Handelswegen zusammenfielen.

Über die tatsächliche Mobilität der grönländischen Bevölkerung in vorkolonialer Zeit lässt sich nur mutmaßen, da uns die ersten Aufzeichnungen der Mission ein unvollständiges Bild liefern, welche die gewaltigen Lücken der archäologischen Fundlage nur dürftig füllen.

Mit Sicherheit lässt sich sagen, dass die Eigenschaften der verwendeten Transportmittel die Reichweite begrenzten und außer dem Mangel an jagdbaren Wildtieren nur wenige äußere Zwänge denkbar sind, die einen Aufbruch ins Ungewisse hätten bewirken sollen.

Die Ankunft der Mission und die wirtschaftliche Erschließung des Landes durch die Errichtung von Kolonien führten zunehmend zur Sesshaftwerdung der Lokalbevölkerung. Die folgende Hinwendung zu einer sesshafteren Lebensweise hinterließ natürlich ihre Spuren im Bewegungsmuster der grönländischen Bevölkerung.

5.5 Die Transparenz der Ortsnamen – die Karte liegt in der Landschaft

Die innige Kenntnis der umliegenden Landschaft zeigt sich auch in der dichten Beschreibung von Orten und der Landschaftsphysiognomie. Einer praktischen Orientierung kommt hierbei die Transparenz der Bezeichnungen zugute, wodurch sich bei den meisten Ortsnamen ein passendes landschaftliches Merkmal erkennen lässt. Der deskriptive Charakter der Ortsbezeichnungen macht es möglich, eine direkte Beziehung zwischen dem abstrakten Konzept und dem konkreten Ort, den es beschreibt, herzustellen. Im Allgemeinen wird der Interpretationsraum bei Ortsangaben durch die linguistische Präzision, mit der sich Lokalitäten in der grönländischen Sprache beschreiben lassen, auf einem Minimum gehalten.

Die meisten Ortsnamen lassen sich aus ihrer *Form*, ihrer *Funktion* (ihrem physischen Wirken auf die Umgebung) oder ihrer *kulturellen Nutzung* heraus ableiten. Durch den transparenten Charakter wird ein offener Zugang zur sprachlich verpackten und tradierten Information der Bezeichnung sichergestellt. Der Referent, auf den sich der Ortsname bezieht, kann in diesem Fall durch sinnliche Erfahrung wahrgenommen werden, wobei er sich für einen Außenstehenden sogleich aus der Landschaft ersehen lässt (*Form*) oder sein Wesen durch längere Beobachtung preisgibt (*Funktion, kulturelle Nutzung*).

Einige wenige Bezeichnungen stehen mit historischen bzw. mythologischen Ereignissen in einer symbolischen Verbindung und lassen sich daher nur unter Einbeziehung des dazu nötigen Hintergrundwissens und eindeutiger Referenz in der Landschaft erkennen.

Ein extremes Beispiel für derartige kognitive Landkarten stellt die von Jens Kreutzmann gefertigte Karte des Areals zwischen dem heutigen Kangerlussuaq und Maniitsoq dar. Es war die Antwort auf H.J. Rinks

Aufforderung von 1858, nämlich traditionelles grönländisches Wissen zu dokumentieren. Besonderer Stellenwert kam grönländischem Sagen- und Liedergut zu, deren Illustrationen und in Form von Karten festgehaltenes geografisches Lokalwissen. Jens Kreutzmann kam, wie gesagt, dem Ruf Rinks nach und sendete ihm eine mit 270 Ortsnamen versehene Karte, die das Gebiet, das er den Großteil seines Lebens als Jäger durchwanderte, umfasste. Inwiefern er bereits vorhandenes Kartenmaterial hinzuzog ist unmöglich zu sagen, doch stammt mit relativer Sicherheit der Großteil der Kenntnisse um das Inland von ihm selbst.



Abbildung 5: Jens Kreutzmanns Karte von 1863 (Quelle: <http://images.kb.dk/present?id=ri000032>)

5.6 Sensorische¹⁵ Navigation in der Landschaft

Im folgenden Teil wird auf einige Phänomene eingegangen, die zur Navigation herangezogen werden. Es handelt sich um sensuell wahrnehmbare Anhaltspunkte in der Landschaft – am Land, im Meer und am

¹⁵ Ohne die Fähigkeit der sensorischen Wahrnehmung scheitert jegliche Art der Navigation; auch das Ablesen der Koordinaten auf dem Display eines mobilen GPS-Empfängers erfordert einen intakten Sehsinn. Hier beziehe ich mich aber ausdrücklich auf die Wahrnehmung in der Umgebung verorteter Phänomene, seien diesen nun manifest oder flüchtig, deren Wahrnehmung und Interpretation ohne Zuhilfenahme von technischen Messinstrumenten vorgenommen wird.

Himmel¹⁶. Die meisten dieser Anhaltspunkte sind dem menschlichen Auge zugänglich. Sie sind aufgrund ihrer Körperlichkeit direkt vom Auge erfassbar (Himmelskörper, Landmarker), oder zeigen sich durch ihre Einwirkung auf stoffliche Materie (Wind, Strömung). Hierbei wird jedoch leicht übersehen, dass an der Erfahrung der Umgebung weitaus mehr sinnliche Komponenten beteiligt sind als die Sicht allein. Gehör, haptische Wahrnehmung und Tiefensensibilität sind ebenso von tragender Bedeutung wie die visuelle Wahrnehmung¹⁷.

Ein kurzes Beispiel soll das Zusammenspiel der Sinne veranschaulichen:

Der Lenker eines Bootes steht aufrecht am Heck seines Gefährts, die Ruderstange des Außenbordmotors in der Hand. Er steht in breitbeiniger Positur, die Füße etwas versetzt, um die Bewegungen des Bootsrumpfes auszugleichen. Die angespannten Muskeln und die vestibuläre Wahrnehmung geben ihm überdies Aufschluss über die Bewegungsrichtung, während Luftgeräusche über die auditive Wahrnehmung ein Gefühl der Geschwindigkeit vermitteln. Das gleichmäßige Vibrieren der Ruderstange, wie auch der Lärm des Motors, gibt ihm Aufschluss über das Funktionieren des Antriebs und die Grenzen seiner Belastbarkeit. Er hält er Kurs auf die untergehende Sonne, wo sich die Silhouette einer markanten Bergspitze abzeichnet. Dabei hält größeren Abstand von der Küste und untiefen Stellen, denn, wie der Geruch verrät, ist das Wasser daran, sich zurückzuziehen. Das zunehmende Schlagen von Wellen gegen den Bootsrumpf, die das Fahrzeug ins Schlingern bringen und der schwere Geruch von Ozon, der auftritt, wenn ein Eisberg springt, veranlassen den Fahrzeuglenker die Geschwindigkeit zu reduzieren, als er um die kleine Landzunge herum steuert.

Die Navigation – die Herstellung der sicheren Passage – verlangt dem Steuermann weitaus mehr ab als die bloße Positionsbestimmung, Peilung und Kursberechnung. Sie basiert allem voran auf der Orientierung des Steuermanns im Raum, der sensorischen Relativierung des eigenen Körpers zur physischen Umgebung, die während der gesamten Passage erfolgen muss, um sicher ans Ziel gelangen zu können.

¹⁶ Phänomene der winterlichen Landschaft können in der Auflistung leider nicht berücksichtigt werden, da sich mein Aufenthalt auf die Sommer- und Herbstmonate beschränkte und mir deshalb direkte Referenzpunkte fehlten, an die ich eine Diskussion mit meinen Informanten hätte anknüpfen können.

¹⁷ Ich bin mir bewusst, dass diese Kategorien der Sinneswahrnehmung auf einer westlichen, biowissenschaftlichen Logik basieren, doch finde ich es aus Gründen der Verständlichkeit und in Anbetracht der Leserschaft durchaus angebracht, von dieser Unterscheidung aus zu argumentieren. Des Weiteren muss ich eingestehen, dass ich zu wenig über die indigenen Konzepte zur Sinneswahrnehmung Bescheid weiß, als dass ich sie in meine Analyse hätte mit einbeziehen können.

5.6.1 Anhaltspunkte zur sensorischen Navigation

Es folgt eine Selektion der prominentesten Phänomene in Wegfindung und Navigation. Ich habe die folgenden Kategorien gewählt, da ich sie als stabile Komponenten auffasse und sie dem Reisenden durch ihr Vorhandensein aber auch ihre Abwesenheit wichtige Einsichten über den weiteren Verlauf der Route gewähren.

Sie dienen zur Feststellung der eigenen Position in der landschaftlichen Umgebung, zur Beurteilung der Lage, d.h. der Umstände, die vorherrschen bzw. bevorstehen und Einfluss auf die jeweilige Position üben, in der man sich befindet, und weiters zur Entscheidung über das weitere Vorgehen in der Routenplanung. Dieser kurzen Übersicht sind eine Vielzahl weiterer Punkte zuzufügen, doch möchte ich hier nur jene präsentieren, die auf den diversen Jagdausflügen, an denen ich während meiner Feldforschung teilnahm und in den anschließenden Gesprächen mit meinen grönländischen Begleitern zum Thema Navigation eine tragende Rolle spielten:

5.6.1.1 Sonne

Der Sonne kommt auf den ersten Blick keine besondere Bedeutung als Navigationshilfe zu. Jedoch herrschen bei Sonnenlicht gute Sichtverhältnisse vor, was die Orientierung anhand von Landmarkern begünstigt.

Steht die Sonne an einem etwas tieferen Punkt genau in Fahrtrichtung vor einem, so wird das Boot in Zick-Zacklinien entlang dem Kurs entlang gesteuert. Die Reflexion der Sonne an der Wasseroberfläche macht das Erkennen von treibenden Hindernissen unmöglich und die Fahrt zu einem riskanten Unterfangen. Insbesondere das *Schwarzeis*¹⁸ ist im gleißenden Licht, das von diesen Reflexionen ausgeht, sehr schwierig zu erkennen.

Die Sonne kann natürlich auch in hohen Breiten zur Richtungsbestimmung herangezogen werden. Da die meiste Navigation jedoch in küstennahen Gebieten erfolgt und Landmarker darum auch stets sichtbar sind, spielt der Sonnenstand nur eine untergeordnete Rolle.

5.6.1.2 Sterne

Über die Bedeutung der Sterne als Hilfsmittel zur Wegfindung erhielt ich nur spärliche Auskunft. Es waren ganz deutlich die Landmarker, die bei der Navigation am höchsten priorisiert wurden. Auf meine nachbohrenden Fragen über den Gebrauch von Sternen und Sternbildern zur Orientierung, erhielt ich lediglich die Antwort: „ja, das können wir auch.“

¹⁸ Bei Schwarzeis (dän. *sortis*) handelt es sich um gefrorenes Wasser, das aufgrund seiner Durchsichtigkeit für den Bootsverkehr eine Gefahr darstellt. Es nimmt die Farbe seiner Umgebung an und ist manchmal nur schwer zu erkennen. Das Gletschereis hingegen ist von weißer Farbe, da es sich hierbei um eine Vielzahl von Schneesichten handelt, die, unter großem Druck, zu Eis gepresst wurden.

Ein alter Skipper erzählte mir von seinem Misstrauen gegenüber neuen Navigationssystemen, deren Positionsangaben und Kursberechnungen nur allzu oft nicht stimmen würden. Er verbrachte sein Leben vorwiegend auf hochseetauglichen Schiffen, oft fernab der Küste und zuweilen viele Tage und Nächte hindurch auf der offenen See. Er kontrollierte Kurs und Position stets durch Beobachtung von externen Markern. Hierunter fällt auch die Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Sterne. Die Position bzw. der eingeschlagene Kurs wird relativ zum Verlauf dieser Himmelskörper betrachtet, wodurch man unter Einbeziehung der jeweiligen saisonalen und nachzeitlichen Variation ziemlich genaue Aussagen erhalten kann.

Des Weiteren lassen sich anhand der Farbe, Leuchtintensität und dem „Funkeln“ oder „Flackern“ der Sterne auch Aussagen über bevorstehende Wetterverhältnisse machen.

Auf die Frage nach dem Ursprung dieses Wissens kann keine eindeutige Antwort folgen. Der Gebrauch von nächtlichen Himmelskörpern zur Orientierung hat zweifellos eine lange Tradition bei indigenen Gruppen des arktischen Raumes, was insbesondere im Kontext der langen Fahrten mit dem Hundeschlitten über das Meereis verständlich wird, wo Sterne zu Richtungsbestimmung und dem Halten des Kurses benutzt wurden. Doch verwies mich der alte Skipper mit meinen neugierigen Fragen auf ein Buch mit dem Titel *Navigation* „hier drin findest du alle Antworten auf deine Fragen.“

Sämtliche Skipper seiner Generation wurden im Ausland ausgebildet, zumeist in Dänemark. Er selbst belegte nach dem Abschluss der Skipper-Schule eine Ausbildung zum Navigator. Die Frage, inwiefern es sich bei seinem Wissen über die Sterne und deren Nutzen zur Navigation um traditionelles Wissen handelt oder von seiner Ausbildung an der Navigationsschule herrührt, kann ich nicht beantworten. Der Skipper selbst machte keinen Unterschied zwischen „traditionellem“ und „westlichem“ Wissen – für ihn war es ein notwendiges Wissen, das jeder fähige, grönländische Steuermann und Skipper besitzt.

5.6.1.3 Wind

Der Wind ist ein unzuverlässiger Helfer und kann nur in begrenztem Maße zur Orientierung herangezogen werden. Bei gleich bleibendem Wind lässt sich natürlich die eingeschlagene Richtung im Verhältnis zur Windrichtung bestimmen, doch kann man den Wind nur selten als Konstante zur Berechnung einer Route verwenden.

Man sollte dem Wind jedoch stets Beachtung schenken, wenn eine Entscheidung über den Aufbruchzeitpunkt zu einer längeren Fahrt getroffen werden muss. Insbesondere bei der Fortbewegung mit dem Boot kann sich Windrichtung und die Stärke des Windes enorm auf die Fahrdauer und den Spritverbrauch auswirken. Nicht nur der Wind selbst bereitet hier Schwierigkeiten, auch die durch den Wind entstehende Wellenform und Wellenrichtung ist zu bedenken. Das Schlagen des Bootsrumpfes auf die harten, gegen einen gerichteten Wellenkämme mag für den aufrecht stehenden Fahrer durchaus erträglich sein. Für einen (sitzenden) Mitreisenden aber, kann eine auch noch so kurze Überfahrt zur Qual

werden. Die Bandscheiben des Passagiers werden für eine Berücksichtigung der Windverhältnisse jedenfalls dankbar sein.

Ein befreundeter Jäger erzählte mir, dass der Wind auch in der Blindberechnung des Kurses herangezogen werden kann, sollte man beispielsweise mit dem Boot plötzlich in Nebel gelangen. Es wird schwierig bis unmöglich sich mittels des Sehsinnes zu orientieren, wenn man erst einmal in eine Nebelbank geraten ist. Der Wind wird an den Wangen erspürt und seine Richtung in der Folge als Orientierungshilfe benutzt, um den gewünschten Kurs (relativ zur Windrichtung berechnet) halten oder abändern zu können.

5.6.1.4 Strömungen

Ist das Boot Strömungen ausgesetzt, wird es der Stärke und dem Verlauf der Strömung entsprechend auf seinem Kurs versetzt. Um die gewünschte Linie fahren zu können, muss folglich dementsprechend gegen gehalten werden.

Bei den Strömungen in Küstennähe handelt es sich um ein überaus komplexes System, das durch den Gezeitenwechsel und die großen Meeresströmungen (z.B. *Irmingerstrom*, *Labradorstrom*) zwar einer gewissen Regelmäßigkeit folgt, durch Ausformung des Meeresbodens, Scheren und Inseln jedoch starken Schwankungen unterliegt. Sie eignen sich deshalb nur in geringem Maße als Navigationshilfen.

Die durch Ebbe und Flut bewegten Wassermassen können Aufschluss darüber geben, in welcher Richtung sich Land befindet. Dies wird besonders durch die Betrachtung von beispielsweise Eisstücken deutlich, die durch ihr Gewicht tief im Wasser liegen und somit dem Wind wenig Angriffsfläche bieten. Sie bleiben vom Wind weitgehend unbeeinflusst und folgen der Strömung.

Zum Feststellen der Strömungsverhältnisse im Nebel kann man den Motor stoppen und den Drift des Bootes mithilfe des eigenen Körpers erspüren.

Dieselbe Methode kann auch in Verbindung mit Dünungen angewendet werden. Hierdurch kann man festzustellen, wie stark diese von in der Ferne wirkenden Winden verursachten Wellen (mit zumeist größerer Wellenlänge als es bei der Windsee der Fall ist, die durch lokale Winde entsteht) auf den Kurs des Bootes einwirken, was für die Berechnung und das Halten des gewählten Kurses von Bedeutung ist. Gleichzeitig lassen sich durch diese Methode auch Rückschlüsse auf Windrichtungen treffen, wenn man mit dem System vorherrschender Winde und ihren jahreszeitlichen Variationen vertraut ist. Diese Methode zur Orientierung stellt auch im pazifischen Raum eine gängige Praxis zur Richtungsbestimmung dar, wobei ihr natürlich beim Navigieren auf hoher See eine viel größere Bedeutung zukommt, als in unseren Beispielen der küstennahen Navigation. Johnson und Nurminen sehen diese Praxis eher als eine der Vergangenheit angehörige Hilfe zur Navigation, doch auch an diesem Beispiel wird die Rolle des Körpers zur Feststellung der Richtung deutlich: *„Navigatoren der Südsee konnten zwischen gleichzeitig aus vier oder fünf unterschiedlichen Richtungen*

heranwogenden Wellen unterscheiden, die von fernen Winden ausgelöst wurden. Die Richtung erkannten sie anhand von Bootsbewegungen und ihrem Körper, entsprechend richteten sie den Kurs aus“ (Johnson & Nurminen 2008: 19).

Jeden Morgen, bevor unser Tag begann, warf mein Informant Niels zuerst einen Blick auf den Gezeitenkalender um festzustellen, zu welcher Uhrzeit Ebbe und Flut jeweils ihren Höhepunkt erreichen würde. Dieses Wissen war nicht nur relevant, um den günstigsten Zeitpunkt zur Miesmuschelsuche festzulegen, nämlich wenn die Ebbe ihren Höhepunkt erreicht hat, sondern auch um festzustellen, wann wir bestimmte Gebiete mit dem Boot überhaupt aufsuchen konnten. Die Ebbe ließ nicht nur so manche Schere gefährlich knapp unter die Meeresoberfläche treten, sondern machte insbesondere auch die seichteren Stellen zu schwierigen Passagen. Kleinere Eisberge und größere Stücke Gletschereis, die während des Gezeitenwechsels in Gewässern mit nur geringer Tiefe am Meeresgrund zu liegen kommen, können ganze Areale in ein Meer aus reißenden Flüssen und Sturzbächen verwandeln. Findet man sich in einer solchen Situation plötzlich wieder, kann man sich glücklich schätzen, wenn sich eine zweite Person an Bord befindet. Während einer die Steuerung des Außenbordmotors übernimmt, kann der andere versuchen, das Boot durch Einsatz von Armen und Beinen zwischen den auf Grund sitzenden Hindernissen hindurch zu bugsieren. Gleichzeitig versucht man weit über Bug und Seiten des Bootes hinausgelehnt, den Rumpf des Bootes von den scharfen Kanten der Eisbrocken fernzuhalten. Auch die Wahl eines Anlegeplatzes und das Anlegen selbst müssen unter der Beachtung der Gezeiten geschehen um Schäden am Bootsrumpf zu vermeiden.

5.6.1.5 Landmarker

Traditionelle Methoden schließen immer eine gewisse Materialarmut mit ein, weswegen man sich an natürlichen Phänomenen orientiert. Diese sind in der Landschaft manifestiert und lassen sich nur schwer aus ihr entfernen, ohne Spuren zu hinterlassen, die ihrerseits wieder Anhaltspunkt liefern können. Traditionelle Arten der Navigation, die auf natürlichen Elementen in der Landschaft basieren, sind von langer Lebensdauer – konservativ und beständig. Materielle Hilfsmittel in der Navigation allerdings erweitern die Fähigkeiten des Reisenden und vergrößern seine Mobilität – er kann sich auch über die Grenzen des Bekannten hinaus bewegen und immer noch seinen Weg finden. Die Beständigkeit dieser Navigationshilfen stellt allerdings ein Problem dar, da sich die Lebensdauer dieser technischen Produkte nicht mit der von natürlichen Markern messen kann.

Durch die Integration neuer technischer oder vielleicht ganz allgemein – von Menschen erzeugter Hilfsmittel, werden auch neue Konzepte des Navigierens aufgenommen, die wegen ihrer Komplexität und Anfälligkeit für Beschädigung, Störung oder einfach im Falle ihres Verlustes ein gewisses Risiko für den Wegsuchenden darstellen. Dies würde auch für den Ansatz von Tradition als Sicherheitsnetz sprechen,

wodurch traditionelles Wissen und traditionelle Arten der Navigation als Absicherung gegen den eventuellen Ausfall und die Dysfunktion technischer Hilfsmittel fungieren. Es gilt die Kontrolle über seine Umgebung zu bewahren, sowohl unter der Zuhilfenahme technischer, ortsfremder Geräte, wie auch ohne sie. Diese *neuen* Arten zu navigieren verleihen dem Reisenden einen höheren Aktionsradius und vergrößern seine Mobilität, setzen ihn aber gleichzeitig in ein Abhängigkeitsverhältnis zur neuen Technologie, was letzten Endes seine Kontrolle über die Umgebung reduziert.

Diese Abhängigkeit bezieht sich nicht nur auf Kompass, Karten oder elektronische Navigationshilfsmittel, die mitgeführt werden können, denn auch menschliche Konstrukte, die für einen ungewissen Zeitraum fest in der Landschaft verankert sind, wie „illuminated radio masts, community lights, radar towers and huge oil storage tanks are now incorporated into the network of landmarks, that define each local area“ (MacDonald, John 1998: 191). Diese künstlichen Landmarker werden also in die kognitiven Landkarten der Lokalbevölkerung integriert bzw. als Bestandteil der landschaftlichen Umgebung betrachtet, sodass „these structures are becoming indispensable guides, particularly for younger Inuit hunters, who increasingly come to rely on them at the expense of the more traditional wayfinding methods“ (ebenda).

Es mag schon stimmen, dass navigatorische Fähigkeiten wie jener der Orientierung anhand von Sternen, deren Konstellationen am Nacht- bzw. Winterhimmel, unter diesen künstlich leuchtenden Markern leiden. Man sollte doch auch bedenken, dass hier eine nicht weniger traditionelle Praxis der Wegfindung zur Anwendung kommt, die sich an stationären Markern, die sich von der restlichen Landschaft abheben, orientiert. Auch im Fall einer Funkantenne wird der Kurs in Relation zu dieser gewählt, genauso wie man es im Falle einer markanten Bergspitze in der Entfernung machen würde. Die Tatsache, dass ein solcher künstlicher Marker unter optimalen Bedingungen tags- wie nachtsüber besser sichtbar ist als andere Landschaftsmerkmale, bedeutet auch nicht, dass es zwangshalber zu einem Verlust in der Kenntnis der unmittelbaren Umgebung kommt, da man sich stets auf diesen Punkt ausrichten kann. Eine beleuchtete Radaranlage in einer Entfernung von 40 Meilen ist bei schlechter Witterung als Anhaltspunkt nicht sehr dienlich und macht die lokale Ortskenntnis nicht obsolet.

5.6.1.6 Menschengeschaffene Marker - Inussuit, Fuchsfallen und Fleischdepots

In den Bereich visuell wahrnehmbarer Orientierungspunkte, die in der Landschaft manifestiert sind, fallen auch vom Menschen geschaffene Behelfe, die einen bestimmten Ort oder den Verlauf einer Route kennzeichnen. Diese unterscheiden sich von den oben besprochenen natürlichen Landmarkern insofern, dass erstere in der Landschaft ohne Zutun des Menschen existieren und mit Bedeutungen ausgestattet

werden, während letztere vom Menschen großteils zum Zweck der Orientierung in der Landschaft errichtet werden.

Als *Inussuk*¹⁹. (Plural: *inussuit*) werden steinerne Konstrukte bezeichnet, die aus mehreren Steinen zusammengesetzt werden und mitunter menschenähnliche Züge aufweisen.

Ihre ursprüngliche Verwendung lässt sich aus heutiger Sicht nicht genau klären, da unter dem Begriff *Inussuk* eine Reihe von Steinhäufungen bezeichnet wird, denen historisch unterschiedliche Bedeutungen und Funktionsweisen zugesprochen werden.

So wurden einst in Verbindung mit Rentiertreibjagden *Inussuit* errichtet, wobei sie den Rentieren durch ihre humanoide Form den Eindruck geben sollten, dass weitaus mehr Personen an der Jagd beteiligt waren als es tatsächlich der Fall war. *Inussuit* wurden beispielsweise in zwei nebeneinander verlaufenden Reihen errichtet, wodurch sie einen Korridor bildeten, der sich zum Ende hin verjüngte. Diese Korridore wurden entlang der Wanderrouen des Rens errichtet. Die Rentierherde, die in einen solchen Korridor gelangte (ob nun aus eigenem Antrieb, ihren jährlichen Migrationsrouten folgend oder durch menschliche Treiber) wurde von den hinter den *Inussuit* hervorspringenden Menschen überrascht, und auf das sich verjüngende Ende des Korridors zu getrieben, wo sie entweder in einer Sackgasse landeten und folglich mit Jagdwaffen und Steinen erlegt wurden oder über eine Klippe getrieben wurden und in den Tod stürzten. Die Zahl der an der Jagd beteiligten Personen konnte somit mithilfe der steinernen Attrappen, hinter denen sie sich versteckt hielten, durch Hervorspringen vervielfacht werden.

Diese Jagdmethode wird heutzutage nicht mehr praktiziert und die uns heute erhaltenen „Steinmenschen“ haben im Laufe der Zeit größtenteils ihre menschenähnliche Form verloren und sind lediglich als Steinhäufen erhalten.

Auch die Lage von Fleischdepots wurde mithilfe von Steinansammlungen markiert, sodass sie z.B. auch in der im Winter veränderten Landschaft wieder auffindbar waren. Sie wurden auch als Monumente errichtet, um bestimmten Menschen oder Ereignis-Orten zu gedenken oder einfach zum Zeitvertreib (MacDonald 2000: 190).

Als Beispiel für einen *Inussuk*, den ich zu Gesicht bekam und deutlich als solchen identifizieren konnte, wurde als Erinnerung an verstorbene Geschwister an erhabenen Orten in der Landschaft errichtet, von denen sich das umliegende Land einsehen ließ. Anderen Steinmenschen, denen ich begegnete, dienten als Marker anderer Art: als ein über viele Kilometer sichtbares „I was here“, das durch seine Gegenwart die einstige Präsenz des Erbauers bezeugt.

Mir fiel es anfänglich auch schwer, potentielle *Inussuit* oder Fleischdepotmarkierungen von Fuchsfallen zu unterscheiden. Bei letzteren handelt es sich um aus Steinen konstruierte Schlag- bzw. Lebendfallen, wobei das steinerne Gewölbe durch Betätigung des Auslösers in sich zusammenfällt und so den Fuchs

¹⁹ *inussuk* könnte man als „Menschenähnliches“ oder „das, was einem Menschen ähnelt“ übersetzen

entweder in einem Hohlraum gefangen nimmt oder er durch das Gewicht der einstürzenden Steinkuppel erschlägt. Beim Auslöser handelt es sich um einen Stein oder Stock, an dem ein Köder festgebunden ist und dem eine tragende Bedeutung in der Konstruktion der Falle zukommt. Wird dieser Stein/Stock durch ruckartiges Ziehen am Köder aus dem Gefüge entfernt, verliert der Bau seine Stabilität und bricht in sich zusammen.

So unterschiedlich ihr Ursprung auch sein mag, viele dieser Steinansammlungen sind zu wichtigen Markern in der Landschaft geworden, lange nachdem sie in ihrer Aufgabe ausgedient oder ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben.

Während bei den oben genannten Beispielen eine Bedeutungsübertragung und Neunutzung vorhandener Artefakte stattgefunden hat, möchte ich noch kurz eine Orientierungshilfe erwähnen, deren Gebrauch nach wie vor geläufig ist.

Wie auf der Seite auf Seite 58 bei der Wegbeschreibung unter Punkt ② erwähnt wird, ist es eine gängige Praxis, Wegmarkierungen in Form von übereinander gelegten Steinen vorzunehmen. Diese simple Art der Kennzeichnung lässt sich ohne großen Aufwand so gut wie überall durchführen. Ein kleiner Stein, der auf einen größeren gelegt wird, hebt sich selbst in einer größeren Ansammlung von Steinen unverkennbar von der Umgebung ab. Diese Markierung wird natürlich umso effektiver, je steinärmer die Umgebung wird bzw. je stärker die aufeinander gelegten Steine in farbllichem Kontrast zueinander stehen.

Diese menschlichen Interventionen vermögen Punkte in der Landschaft hervorzuheben und ermöglichen somit die Identifikation gewisser Orte, die sich auf Basis einer Beschreibung der Landschaftsphysiognomie allein nicht ausfindig machen ließen.

5.6.2 Zeit

Wie in jeder Gesellschaft unserer Welt, stoßen wir auch an der Nordwestküste Grönlands auf unterschiedliche Arten der Zeitwahrnehmung. Zentral für die Beschreibung und Messung von Zeit ist ein *Zeitereignis*, eine bestimmte sich wiederholende Begebenheit in der Umgebung des Menschen, zu dem ein Zeitpunkt in Relation gesetzt werden kann. Diese Zeitereignisse sind konkrete Geschehnisse in der physischen Umwelt des Menschen und können sowohl aus der natürlichen, der sozialen oder technischen Umgebung stammen.

Die technische Messung der Zeit unterscheidet sich von anderen Arten der zeitlichen Wahrnehmung durch einen höheren Abstraktionsgrad der Beziehung zwischen dem Ereignis einerseits und dem damit verbundenen Zeitpunkt andererseits. Wenn uns das Ziffernblatt „fünf nach drei“ anzeigt, erhalten wir hierdurch keinerlei Auskunft über eventuelle Begebenheiten, die für den Menschen von Bedeutung sind. Das Ereignis besteht darin, dass sich durch das mechanische Zusammenspiel im Inneren des Gehäuses der Zeiger aus der Position, die er vorher innehatte in eine andere Position bewegt hat. Es handelt sich um eine arbiträre Größe, mittels derer die Zeit eingeteilt wird, die jedoch unmittelbar keine realen Auswirkungen auf die menschlichen Aktivitäten hat. Der von der Zeigerstellung abgelesene Zeitpunkt

mag eine Aktivität provozieren, doch kommt es grundsätzlich zu einer Entfremdung in der Interaktion mit der Umwelt. Die provozierte Aktivität ist nicht als Reaktion auf ein Zeitereignis zu verstehen, sondern wird durch den gemessenen Zeitwert und damit verbundene Konzepte hervorgerufen.

Jene Zeitmessung, die sich an wiederholten Ereignissen in der natürlichen Umgebung orientiert, ist von anderer Qualität, da das Zeitereignis konkrete Auswirkungen in der Umgebung des Menschen zeigt und oft eine direkte Reaktion zur Folge hat. Jagd- und Fischfangaktivitäten folgen so einem mehr oder minder regelmäßigem Muster, das sich aus den charakteristischen Merkmalen im Lebenszyklus der Jagdtiere ergibt. Die Mittsommersonne wie auch die Polarnacht (*Dunkelzeit*) setzen durch das Vorhandensein bzw. die Abwesenheit von Sonnenlicht den menschlichen Aktivitäten Grenzen, wie auch die klimatischen Begleiterscheinungen beispielsweise die Bewegungsfreiheit der Leute einschränken oder ausweiten.

Als ich bei einer Familie in Saqqaq wohnte, begann unser Tag mit dem Erwachen der Kinder. Auch wenn hier mitunter mittels Mobiltelefon ein Wecker gestellt wurde, damit es die Kleinen rechtzeitig in den Schulunterricht oder Kindergarten schafften, begann der Tag beider Elternteile praktisch mit dem Aufstehen ihrer beiden kleinen Söhne. Diese *soziale Zeit* war insbesondere an den schulfreien Tagen ausgeprägt, da es an diesen Tagen zu keiner Intervention durch technische Zeit manifestiert durch das Läuten des Weckers bzw. die institutionelle Zeit, an der sich staatliche Einrichtungen orientieren, kam.

Zeitempfinden wird in vielerlei Fällen nicht durch materielle Ausdrucksmittel festgehalten, d.h. es kommt weder zur schriftlichen Artikulation noch zu anderen Formen der materiellen Manifestation. In einem solchen Falle wird es schwierig etwas über das Wesen der jeweiligen Zeitmessung zu erfahren, denn obwohl uns Ansprechpartner zur Verfügung stehen, mit denen der Kontakt aufgenommen werden kann, und ihre Handlungen beobachtet werden können, stellt „Zeit“ einen Begriff dar, der sich nur äußerst schwierig durch Worte fangen lässt.

Die Zeit wird nicht als abstrakte Größe betrachtet, die sich vom Ziffernblatt der Uhr oder einem Monatskalender ablesen lässt. Zeit ist ein System konkret erfahrbarer Naturphänomene, auf das der menschliche Alltag ausgerichtet ist. Dieses System besteht aus einer Vielzahl unterschiedlicher Phänomene, die sich aus analytischer Perspektive als meteorologische, astronomische, botanische und zoologische Phänomene kategorisieren lassen. Zur Bestimmung des Zeitpunktes werden diese Phänomene unterschiedlichen Charakters, die oft ineinander verschränkt auftreten, als Indikatoren herangezogen, wobei es nicht zur Zerlegung dieser Konglomerate in ihre einzelnen Elemente (Kategorien) kommt. Es handelt sich um einen konkret wahrnehmbaren Zeitpunkt, der sich aus unterschiedlichen Aktivitäten in der Umgebung des Menschen erfahren lässt.

5.6.2.1 Die ökologische Zeit

Die ökologische Zeit, wie Aveni (1991) sie nennt, stellt eine zyklische Abfolge relativ kurzer Perioden dar, die dem Verlauf des Sonnenjahres folgen. Dem gegenüber steht die strukturelle Zeit, die sich mehr durch soziale Faktoren als ökologische auszeichnet.

Die ökologische Zeit setzt sich aus Beziehungen zwischen Naturphänomenen und den mit ihnen verbundenen Tätigkeiten zusammen, wobei zugleich auch die Beziehungen zwischen diesen Tätigkeiten untereinander ebenfalls den Charakter dieser Zeit ausmachen. Es handelt sich nicht um Zeit als ein abstraktes Konzept, das losgelöst von diesen Naturphänomenen und den menschlichen Reaktion existiert. Die ökologische Zeit ist als ein relationales Gefüge zu verstehen, das verschiedene kulturell relevante Begebenheiten miteinander verbindet. Naturbedingte Phänomene tendieren dazu, auf Impulse innerhalb des ökologischen Systems, dessen Teil sie sind, zu reagieren und unterliegen deshalb keiner strikten Periodizität. Die geknüpften Verbindungen wandeln sich also abhängig vom vorherrschenden Moment im Ökosystem und machen die Vorhersagung von *zeitlicher Dauer* oft schwierig. Dieser Verhalt macht es oft schwierig, wenn nicht unmöglich, ökologische Zeit in der Tradition des westlichen Kalenders auszudrücken. Variation und Abweichung lassen sich nicht mit einem ideellen Maßstab beschreiben, der auf symmetrischem Prinzip und strenger Folgerichtigkeit beruht. Evans-Pritchard schrieb im Zusammenhang mit der Zeitbestimmung der Nuer:

Events follow a logical order, but they are not controlled by an abstract system, there being no autonomous points of reference to which activities have to conform with precision (Evans-Pritchard 1968: 103).

Auf die Frage nach der Möglichkeit einer Vereinbarung zweier derartig widersprüchlicher Systeme soll folgendes gesagt werden. Man scheint in Grönland einen Kompromiss gefunden zu haben, der zu einer stillschweigenden Koexistenz beider Systeme geführt hat. Der Striktheit des westlichen Kalenderjahres wird mit der Flexibilität begegnet, die für das Leben in höchst wechselhaften ökologischen Regionen wie dem arktischen Küstenland notwendig ist.

Die Variabilität im jährlichen ökologischen Zyklus erlaubt keine Annahme von exakten Wiederholungen, da die Phänomene, welche die menschlichen Tätigkeiten auslösen, nie in gleichen Abständen aufeinander folgen bzw. mitunter sogar völlig ausbleiben können. Wir können uns zwar ein Modell des idealen Jahreszyklus erstellen, „aber keinen Augenblick lang dürfen wir wännen, daß die Öko-Zeit generell als ein abstraktes Raster gesehen wird, auf das sich das konkrete Leben abbilden läßt“ (Aveni 1991: 222).

Die parallele Existenz dieser unterschiedlichen Zeitauffassungen scheinen im grönländischen Alltag keine sonderlichen Probleme auszulösen. Es muss natürlich angemerkt werden, dass das Leben im urbanen Grönland in deutlich höherem Maße dem westlichen Kalender und der westlichen Zeitrechnung folgt. Die Städte sind immerhin Sitz der wichtigsten Institutionen, die auf die eine oder andere Art aufeinander abgestimmt sein müssen, um eine halbwegs koordinierte Verwaltung zu ermöglichen. Die ökologische Zeit wird mit zunehmender Entfernung von den urbanen Zentren stärker vorherrschend und prägt vor allem das Leben in abgelegenen Kleinstädten und weiter entfernten Siedlungen.

Diese Ausführung der Zeitwahrnehmung mag auf ersten Blick etwas exotisierend wirken, doch erhebe ich mit meiner Besprechung pluraler Zeitformen keinen Anspruch auf grönländische Exklusivität. Wenn wir uns der Zeitkonzepte bäuerlicher Gemeinden in Österreich oder Personengruppen, die in ähnlich nahe Verhältnis zur natürlichen Umgebung stehen, zuwenden, stoßen wir auf Parallelen in der Zeitauffassung. Für den Ethnografen stellt diese Pluralität in der Zeitbestimmung allerdings eine gewaltige Herausforderung dar, die sich in meinem Fall oft nur schwierig bewältigen ließ. Mein Feldaufenthalt hatte natürlich einen ökonomischen wie auch zeitlichen Rahmen, da ich weder über unbegrenzte finanzielle Mittel verfüg(t)e um einen Auslandsaufenthalt beliebig in die Länge zu ziehen und auch zeitlich stieß ich mit meinem 5monatigen Aufenthalt bereits an die Grenze des Möglichen.

Selbst ein individueller Feldaufenthalt ist kein Alleinunternehmen, da man einerseits seinen Informanten gegenüber verpflichtet ist, wie auch Verantwortung gegenüber heimischen Institutionen, Geldgebern und Zusammenarbeitspartnern trägt, die ihrerseits einen Beitrag zum Gelingen der Feldforschung leisten, bzw. diesen oft erst ermöglichen. Ein derartiges Forschungsvorhaben will also gut im Voraus geplant sein und wengleich ich mir Freiheit in der Ausgestaltung meines Forschungsplanes gelassen habe, so kam ich nicht darum herum, meine Aufenthalte an verschiedenen Lokalitäten zeitlich zu begrenzen.

Es war meine Absicht, die Forschung über mehrere Lokalitäten hin auszuweiten, um einerseits eine breitere regionale Deckung zu erhalten, andererseits um Themen unterschiedlicher Qualität in meine Arbeit aufnehmen zu können. Hierfür waren Buchungen von Flugzeug- und Helikopterflügen wie auch Schiffs- und Bootüberfahrten notwendig, die somit meinen örtlichen Aufenthalten Grenzen setzten. Es ist jedoch schwierig, den richtigen Zeitraum für die unterschiedlichen Stationen, für unterschiedliche Naturphänomene und damit verbundene Jagdaktivitäten zu bestimmen – eine Wahl, die ich zwar nach gutem Gewissen mittels einschlägiger Lektüre wie auch Hinzuziehung lokaler Meinungen traf, die jedoch einige Enttäuschungen für mich bereithielt.

Naturphänomene und Tätigkeiten als Faktoren der Zeitbestimmung sind aus der lokalen Perspektive betrachtet nicht Teil eines Sonnenjahres, d.h. eines einheitlichen 365tägigen Kontinuums, sondern an die jahreszeitlichen Variationen gebunden. Die Variabilität der jahreszeitlichen Länge macht den Begriff einer exakten Dauer überflüssig und spielt in der lokalen Auffassung auch nur eine untergeordnete Rolle. Die Hundeschlittensaison beginnt nicht im November, sie beginnt dann, wenn das Eis in den Fjorden über

eine ausreichende Tragfähigkeit verfügt, sodass es mit dem Hundeschlitten befahren werden kann und Aktivitäten wie das Setzen von Langleinen durch das Eis möglich sind. Nimmt das Eis an Dicke zu und die Herbststürme an Stärke ab, sodass die Eisdecke nicht mehr durch das aufgeschaukelte Meer an den Randzonen des Meereises und die durch den Wind bewegten Eisberge aufbricht, werden auch mehrtägige Touren mit Übernachtung im Schlittenzelt möglich. Derartige Änderungen in der natürlichen Umwelt, die einerseits bestimmte Aktivitäten erlauben und andere beenden, markieren den Zeitverlauf des jahreszeitlichen Jahres. Wenn man den Ablauf der Zeitereignisse betrachtet, der der ökologischen Zeit zugrunde liegt, so wird ein jahreszeitlicher Rhythmus erkennbar, der als zeitliche Orientierungsgrundlage dient.

Exkurs 1: Ankunft des Narwals

Besonders deutlich wurden mir die Unterschiede in der Zeitwahrnehmung im Falle der Narwal- und Belugajagd. Als ich mich Mitte September auf den Weg nach Uummanaq machte, hatte ich mir bereits zum Ziel gesetzt, an der Narwaljagd teilzunehmen. Von meinen Quellen, die sowohl aus Büchern, Artikeln und mündlichen Berichten bestanden, hatte ich erfahren, dass die Narwale erstmals im Oktober im Uummanaqfjord auftauchen würden, wo sie in großen Gruppen an den umliegenden Siedlungen vorbeiziehen würden. Mit ihrem Auftauchen beginnt sogleich die Jagd auf diese Tiere, die solange fortsetzt, bis die Quoten, die für diese Tiere freigegeben wurden, aufgebraucht waren. Neben meiner täglichen Anwesenheit an der *Piniartunut aalisartunullu ilinniarfik*, der Schule für Jagd und Fischfang, wo der Narwal natürlich sowohl im wie auch außerhalb des Unterrichts ein wichtiges Gesprächsthema darstellte, stattete ich regelmäßig dem Hafen einen Besuch ab, um dort Erkundigungen einzuholen. In diesen Tagen waren immer weniger Fischer und Jäger im Hafenbecken anzutreffen, da durch zu intensive Befischung die Quoten, die für jeweils ein ganzes Kalenderjahr ausgeteilt werden, in diesem Jahr bereits mit Anfang Oktober aufgebraucht waren. Viele der Jäger und Fischer waren abends in der Folge in den beiden Dorfpubs oder an Privatfesten anzutreffen, wo ich mit so einigen von ihnen ins Gespräch kam. Auf meine Frage, wann denn mit der Ankunft der Wale zu rechnen sei, erhielt ich stets die Antwort „Übermorgen. Vielleicht. Oder nächste Woche“. Ich ging natürlich nicht davon aus, eine Auskunft auf den Tag genau zu erhalten, doch hätte ich mir einen ungefähren Zeitraum als Antwort erwartet, in dem mit dem Auftauchen der Tiere zu rechnen war. Auch während meiner Abstecher zum Hafenbecken konnte ich an den Booten nichts erkennen, was auf die Vorbereitungen für eine bevorstehende Jagd hätte deuten können. Als ich schließlich am 27. Oktober Uummanaq in Richtung Ilulissat verließ ohne von der Sichtung eines Narwals gehört zu haben, erfuhr ich, dass am gestrigen Abend erstmals frisches *Mattak* vom Narwal am Markt verkauft worden war.

Etwas anders, wenn auch nicht unbedingt erfolgreicher, trug es sich mit meiner Teilnahme an der Belugajagd in *Saqqaq* an der südlichen Küste der *Nussuaq*-Halbinsel zu. Die 200 Seelen-Siedlung ist für

ihre günstige Lage an der Migrationsroute der Weisswale (Belugas) bekannt, die in südlicher Richtung die Küsten bis etwa auf die Höhe von Aasiat entlang wandern. Während meines Aufenthalts in Ilulissat war mir zu Ohren gekommen, dass jeden Tag mit der Ankunft des Belugas zu rechnen war, eine Nachricht, die mich am 5. November die Siedlung im Norden der Diskobucht aufsuchen ließ. Wegen meiner finanziellen Lage war es mir nur möglich, eine Woche vor Ort zu bleiben, bevor mich mein Weg wieder in den Süden, Richtung Hauptstadt führen sollte. Den kurzen Zeitraum hielt ich aufgrund des unmittelbar bevorstehenden Auftauchens des Weiswals für passend, um einen Einblick in den Jagdvorgang inklusive der Jagdvorbereitung zu erhalten.

Ich war während dieser Woche bei einer Familie untergebracht. Im Haushalt gab es einen fähigen Jäger, den ich auf seinen Jagdzügen hätte begleiten sollen. Während der ersten beiden Tage war er nicht anzutreffen, da er sich nach Ilulissat begeben hatte (woher ich gerade gekommen war) um einen Teil seiner erlegten Rentiere an lokale Hotels und Restaurants zu verkaufen. Bei meinen Erkundungsgängen durch das Dorf kam ich mit einigen Jägern ins Gespräch und von ihnen erfuhr ich, dass der Weißwal zwar in der Gegend sei, der Aufwand zu ihm vorzudringen allerdings noch zu groß sei. Man wartete darauf, dass er sich näher an der Siedlung zeigen würde, wodurch lange Fahrzeiten und unnötig hoher Spritverbrauch vermieden wurden. Er würde ohnehin an der Siedlung vorbeikommen.

In den nächsten Tagen veränderte sich nichts an der Lage und mitunter wurden Stimmen laut, dass sich vielleicht Orcas in den Gewässern befänden, weshalb der Weißwal das Gebiet vorerst meiden würde. Konkrete Hinweise darauf gab es außer dem Ausbleiben der Belugas allerdings nicht. Die Leute nahmen es gelassen und meinten, die Wale würden schon bald kommen. Morgen. Vielleicht. Oder übermorgen.

In den folgenden Tagen orientierten mein Gastgeber und ich uns auf das Landesinnere, da das Wetter auch zu schlecht und die See zu rau war. Eines Abends, als wir beisammen saßen und Kaffee tranken, beschlossen wir, am folgenden Tag mit dem Hundeschlitten auf Rentierjagd zu gehen. Wir würden uns ins Landesinnere der Nussuaq Halbinsel begeben, in die Nähe eines Sees, wo in den vergangenen Wochen reichlich Beute gemacht werden konnte. Mein Gastgeber zeigte mir das Gewehr, das er von seinem Schwiegervater geschenkt bekommen hatte und das wir am darauf folgenden Tag zur Rentierjagd hätten verwenden sollen. Bevor ich mich zur Ruhe legte, fragte ich noch, wann wir denn morgen aufstehen sollten. Neun Uhr, lautete die Antwort und nachdem ich meinen Wecker gestellt hatte, legte ich mich schlafen.

Das Läuten des Weckers sollte ich nie hören, denn nach wenigen Stunden Schlafes riss mich die Stimme der Hausherrin aus dem Schlaf: „Aaaalissi! Du hast zu lange geschlafen! Kaali ist bereits bei den Hunden. Beeil dich!“ Ich fuhr von meinem Schlaflager hoch und kleidete mich in Windeseile an, steckte mir noch ein Stück Brot in den Mund und marschierte in den viel zu kleinen Thermoanzug, den ich mir von meinem Gastgeber geliehen hatte, der gut 40cm kleiner war als ich, und dementsprechend nur kleine

Schritte zuließ, zu den Hunden. Als ich zu besagtem Ort eilte warf ich einen kurzen Blick auf die Uhr – sie zeigte halb acht.

Während die Weißwale auf sich warten ließen, waren am Anlegesteg Vorbereitungen auf die bevorstehende Jagd zu beobachten. Die Jollen wurden auf Vordermann gebracht und mit Sinkharpune, Fangleine und Kunststoffbojen, die das Abtauchen des Harpunierten Wals verhindern bzw. erschweren sollen, ausgerüstet. Am Tag vor meiner Abreise kam ich wieder einmal mit einem älteren Jäger ins Gespräch, der mir die freudige Nachricht mitteilte, dass die Weißwale angekommen wären. Morgen würde es vermutlich losgehen, meinte er. Morgen – am Tag meiner Abreise.

Der hohe Grad an Abstraktion der technischen Zeitmessung bringt große Vorteile mit sich. Die Möglichkeit der ortsunabhängigen Zeitbestimmung und –verfolgung, die durch die Transportfähigkeit von Zeit in Form der Uhr ermöglicht wird, macht sie zu einem überaus wertvollen Instrument im Feld der Navigation. Es sind die Aspekte der Transportfähigkeit, und der Mobilität von Zeit, die einem unmittelbaren Zugang zu Zeit ermöglichen²⁰.

5.6.3 Messbare Erfahrung: Der Einsatz von Kompass und Uhr

Augenfällige Phänomene in der Landschaft wie Siedlungen, Landzungen, Erhebungen und Inseln allein reichen nicht für eine erfolgreiche Navigation aus. Man muss die Abstände zwischen den Wegpunkten kennen, die verschiedenen Etappen, aus denen sich die Reise zusammensetzt. Auch die Kenntnis von alternativen Routen ist relevant, falls sich bevorzugte Etappen nicht befahren lassen. In diesem Falle ist es notwendig, die jeweilige Route neu berechnen zu können, um selbst bei widrigen Bedingungen ans Ziel zu gelangen.

Während sich die relative Lage der verschiedenen Landmarker tadellos in eine kognitive Landkarte der Akteure verzeichnen lässt, gestaltet sich die Berechnung der Entfernungen zwischen den topografischen Objekten im Gelände etwas schwieriger.

Die örtliche Lage der Landschaftsmerkmale zueinander ändert sich im Regelfall nur unmerklich. Ihre jeweiligen Positionen sind konkret bestimmbar und lassen sich bei erfolgter Richtungsangabe in ihrer Umgebung erkennen.

²⁰ Erst durch die Erfindung des Chronometers wurde es auch möglich den Längengrad zu bestimmen. Das Problem, vor dem Navigatoren bisher standen war, die Ortszeiten zweier unterschiedlicher Lokalitäten festzustellen. Der Unterschied zwischen den Ortszeiten zweier beliebiger Punkte entspricht dem Unterschied des Längengrades, der durch diese Orte hindurch läuft.

„Wenn der Zeitpunkt am Abfahrtshafen, der Referenzmeridian, während einer Reise bekannt war, und die Ortszeit am Himmel bestimmt wurde, ließ sich der Längengrad in der derzeitigen Position berechnen.“ (Johnson & Nurminen, 2008: 36)

Durch die Mobilisierung der Zeit in Form des Chronometers, konnte die Ortszeit eines Ortes mittransportiert und so in die Berechnung des Längengrades miteinbezogen werden.

Abgesehen von der Orientierung im Raum ist zur erfolgreichen Navigation auch die zeitliche Dimension zu berücksichtigen. In Anbetracht der zeitlichen Orientierung spielt das sich bewegende Subjekt eine weitaus größere Rolle, als es bei der räumlichen Orientierung der Fall ist. Die Landmarker existieren als mehr oder weniger objektive Fakten auch ohne menschliche Intervention in der natürlichen Landschaft. Ebenso verhält es sich mit der räumlichen Entfernung zwischen ihnen. Natürlich wählt der Mensch willkürlich Punkte aus der Landschaft, denen er eine Bedeutung beimisst und überträgt den Abstand auf eine beliebige Messskala, doch kommt es bei wiederholtem Versuch den Abstand zwischen 2 Punkten zu messen zu einem übereinstimmenden Ergebnis. Vorausgesetzt die Messung wird gewissenhaft durchgeführt und dasselbe Verfahren kommt zu Anwendung.

Die zeitliche Messung des Abstandes zweier Punkte aber ist keine feste Größe, da sie durch einen Akteur erfolgt, der sich durch die Landschaft bewegt und zur Fortbewegung eventuell materielle Hilfsmittel benutzt. Diese durch ihre materiellen Behelfe „erweiterte Person“ ist stets äußeren Faktoren ausgesetzt, die für Variationen in der Dauer, die für das Zurücklegen des Weges notwendig ist, sorgen. Die Lokomotion der verlängerten Person ist also erheblich extern bedingten Veränderungen unterworfen, weswegen zur Angabe der zeitlichen Distanz stets eine Orientierung an der Passage unter Idealbedingungen notwendig ist. Dies würde bedeuten, dass die Dauer der Überfahrt von *Ilulissat* nach *Ataa* bei relativer Windstille und glatter See angegeben werden würde.

Anders verhält es sich natürlich, wenn die Messung des zeitlichen Abstandes nicht anhand eines durch materielle Hilfsmittel erweiterten Akteurs geschieht, der in seiner Fortbewegung von den herrschenden Umweltbedingungen beeinflusst wird, sondern zur Ermittlung des zeitlichen Abstands auf einen Referenten zurückgreift, der sich außerhalb des Einflussbereichs derartiger Störfaktoren befindet.

In der europäischen Seefahrt machte man sich hierzu die Sonne zu nutzen. Innerhalb von 24 Stunden dreht sich die Erde einmal um 360 Grad bevor die Sonne wieder an der gleichen Position am Himmel erscheint. Hieraus ergibt sich, dass die Erde sich innerhalb einer Stunde um 15° dreht, d.h. eine Stunde Ortszeit entspricht einem Winkel von 15° . In der Folge kann die räumliche Distanz errechnet werden, welche die Sonne (aus unserer Sicht) zurücklegt. Da eine Winkelminute einer Seemeile entspricht, folgt, dass sich der Stand der Sonne im Verhältnis zur Erde bei einer Drehung von 15° (also $15 \times 60'$), um 900 Seemeilen (1666,8 km) verändert.

Mithilfe dieser Abstraktionen lässt sich die Fahrdauer einer bestimmten Strecke bei gleichbleibender Geschwindigkeit errechnen. Ein derartiges Modell, das von idealisierten Umständen ausgeht, stellt eine Orientierungshilfe vor Fahrtbeginn dar, mit der sich die bevorstehende Passage grundsätzlich einmal einschätzen lässt. Da jedoch tatsächliche Umweltbedingungen nicht miteinbezogen werden können, ist eine ständige Überprüfung und Neuberechnung des Kurses notwendig, um die wirkenden Umwelteinflüsse in die Kalkulation miteinbeziehen zu können. Nur durch die ständige Aufmerksamkeit und Kontrolle des Navigators lässt sich die sichere Passage zum angestrebten Zielort herstellen.

Im Gegensatz zu den Berechnungen *deduktiver Navigation* erfordert das Finden des geeigneten Kurses nach dem Modell der *empirischen Navigation* eine jahrelange Auseinandersetzung mit der Bewältigung der Distanz zwischen diversen Punkten bei unterschiedlichen Umweltbedingungen. Es handelt sich um eine langwierige Angelegenheit, die sich nur durch die Aneignung intimer Orts- und Umweltkenntnisse bewältigen lässt. Das wichtigste Werkzeug hierzu war im Falle meines Hauptinformanten Niels der Kompass und die Uhr.

Mit dem Kompass lässt sich ein markanter Punkt anpeilen und dementsprechend der Kurs bestimmen und halten. Kennt man die eigene Position und die Peilung eines solchen Landmarkers, ist es auch möglich, den Kurs auf einen Marker zu setzen, der sich außerhalb der Sichtweite befindet.

Mit der Uhr lässt sich bestimmen, wie lange man zur Bewältigung einer Etappe benötigt. Im Laufe ihres Lebens befahren Fischer und Jäger ein und dieselbe Etappe bei unterschiedlichen Witterungen, wobei durch den Blick auf die Uhr die jeweilige Dauer der Fahrt kontrolliert wird. Aus seinem Erfahrungsreichtum kann der Jäger in der Folge auf die Fahrdauer schließen, die den vorherrschenden Umweltbedingungen entsprechend berechnet wird. Diese Fertigkeiten sind insbesondere bei Dunkelheit oder beispielsweise bei Nebel von Bedeutung – Tageszeiten bzw. Witterungen, die jedoch generell gemieden werden. Doch kann es passieren, dass man sich in einer plötzlich aufziehenden Nebelbank wiederfindet. Eine derartige Situation ist nur mit reichlich Erfahrung zu meistern.

Ist die Sichtweite eingeschränkt, kommen Wind und Strömungsrichtung als Navigationshilfen zu tragen. Bei abgestelltem Motor ist die Drift des Bootes Information genug, um Strömungsverhältnisse einigermaßen abschätzen zu können. Die momentane Kursrichtung wird mit dem Gesicht erfühlt, wobei hierfür Lee und Luv eine Rolle spielen. Spürt man bei Nordwind den Wind auf der linken Wange, gibt uns dies Auskunft über einen östlichen Kurs. Anhand der kognitiven Landkarte kann sich der Jäger also auch bei schlechten Sichtverhältnissen an sein Ziel vortasten. Wichtig ist hierfür nicht nur die Kenntnis markanter Landschaftspunkte, sondern auch der Dauer, die zur Überbrückung einer bestimmten Entfernung bei idealen Verhältnissen nötig ist. Es ist selbstverständlich, dass es sich bei dieser Art der Navigation um ein ortsabhängiges und nur mit lokalem Wissen meisterbares Können handelt.

Auf unseren gemeinsamen Jagdausflügen zu Wasser sah ich Niels niemals den Kompass gebrauchen, ihn jedoch regelmäßig auf seine Uhr blicken.

5.6.4 Der Körper als Referenzinstrument

Auffallend war die ständige Referenz auf den eigenen Körper, wenn ich von meinem Informanten Niels Erklärungen zum Thema der Orientierung erbat. Dies geschah nicht nur implizit durch den Gebrauch von sprachlichen Wendungen, die Körperteile umfassten, sondern wurden explizit durch Gesten weiter artikuliert. Als mir Niels erklärte, wie er anhand des Sonnenstandes in den Sommermonaten seinen Kurs ermitteln konnte, meinte er, dass man bei der Überfahrt von *Ataa* nach *Ilulissat* die Sonne links vor einem

und beim umgekehrten Weg die Sonne zur rechten Seite im Rücken habe und verdeutlichte seine letzte Aussage durch ein Klopfen mit der Hand auf seine rechte Schulter. Derartige Angaben wurden mir stets aus der Sicht des Akteurs gegeben. Auf meine Frage nach dem Ort der Specksteinlagerstätten nahe der aufgelassenen Siedlung *Ataa* auf der Insel *Arveprinsens Ejland* erhielt ich folgende, von mir grob verkürzt dargestellte, Auskunft:

[Du musst...]

- ① „Über den großen Hügel hinüber,
- ② woraufhin du auf eine Wegmarkierung in Form von übereinander gelegten Steinen triffst,
- ③ links an den Steinmarkierungen vorbei, sodass die Steine sich bei deiner rechten Schulter befinden (*dabei legte Niels die Hand auf seine rechte Schulter um dies zu verdeutlichen*),
- ④ bald siehst du einen kleinen See auf deinem Weg,
- ⑤ dann siehst du auch schon den blauen Fels,
- ⑥ auf dem viele Namen stehen – auch du musst deinen Namen reinritzen mit Datum und so.“

Auffallend war außerdem, dass die Zahl der Erhebungen genannt wurde, über die man auf seinem Weg zu den Specksteinlagerstätten gelangt.

Ich habe auf meine Frage hin eine sehr detaillierte Wegbeschreibung erhalten, doch wusste ich ehrlich gesagt nicht recht, von wo aus ich losgehen sollte. Niels deutete einfach auf einen Felsen, von wo aus der Weg zur Lagerstätte führen sollte, doch stechen Pfade in der arktischen Sommerlandschaft nicht unbedingt aus ihrer Umgebung hervor – schon gar nicht aus einiger Entfernung betrachtet.

Wegbeschreibungen scheinen für ihn überhaupt kein schwieriges Thema zu sein, er erzählte einfach – ausführlich und verständlich. Die regelmäßig auftretenden Verweise auf den menschlichen Körper legen den Schluss nahe, dass es sich um eine Form des Wissens handelt, in deren Aneignung die Erfahrung durch den eigenen Körper eine zentrale Rolle spielt. Dieses verkörperlichte Wissen ist ohne weiteres artikulierbar, bezieht aber die konkrete körperliche Erfahrung in der landschaftlichen Umgebung als Referenz mit ein.

Die Aneignung dieses Wissens bedarf vieler Jahre und ist nur durch die Erfahrung und den Einsatz des Körpers und der Sinne erlernbar.

Die Tatsache, dass in der Erklärung Erscheinungen in der physischen Umgebung in eine relative Beziehung zum eigenen Körper als Referenzzentrum gestellt werden, könnte zum Schluss verleiten, dass es sich hier um ein egozentrisches Orientierungssystem handle. Auf dieser Grundlage die Prädominanz eines egozentrischen Referenzsystems zu argumentieren hieße, die elementaren Säulen der Wegfindung zu ignorieren. Es würde an reine Spekulation grenzen, da sprachliche Äußerungen nicht notwendigerweise mit der kognitiven Auffassung übereinstimmen müssen. Ich möchte zu bedenken

geben, dass wir uns zumeist auf Dänisch unterhielten, einer Sprache, die sowohl für mich als auch für Niels eine Fremdsprache darstellt. Sprache stellte in der Vermittlungssituation einen Behelf dar, um den Weg durch eine nicht vor Ort präsente Landschaft zu beschreiben. Unser einziges Bezugssystem waren unsere Körper in einer Landschaft aus Worten.

Navigation und Orientierung stellen letzten Endes eine in hohem Ausmaß eine körperliche Angelegenheit dar. Die Praxis der Wegfindung erfordert eine senso-motorische Interaktion mit der Umgebung, wobei der Körper des Akteurs das Zentrum der Aktion und der Wahrnehmung darstellt. Es ist der Akteur, der sich durch die Landschaft bewegt und nicht die Landschaft, die sich unter den Füßen des Akteurs bewegt.

Das Konzept egozentrischer Referenzsysteme ist eng mit dem erwähnten Faktor der Lokomotion verbunden. Doch werden beispielsweise Landmarker nicht ausschließlich mit der Senso-Motorik des Akteurs in Verbindung gesetzt, sondern auch durch ihre relative Lage zu anderen Stellen identifiziert, die außerhalb des menschlichen Körpers liegen (*allozentrische Referenz*). Die Relation zwischen zwei Orten kann jedoch wiederum nur durch Einbeziehung der Wahrnehmung des Akteurs und dessen Platzierung in der Umwelt geschehen. Die eigene Platzierung in der Umwelt wiederum ist nur durch Referenten, die außerhalb des eigenen Körpers liegen, möglich. Diese Koexistenz wird auch bei Betrachtung moderner, westlicher Navigationsmethoden deutlich. Während es sich bei der Arbeit mit Karte, Seesirkel, Lineal und Bleistift um einen allozentrischen Zugang zur Umwelt handelt, wobei man sich ein abstraktes Modell letzterer zunutze macht um seine eigene Position und den eigenen Kurs zu bestimmen (unbeachtet ob dies nun zur Planung oder Kontrolle geschieht), greift man bei der Beobachtung des tatsächlichen Kurses auf den eigenen Körper als Referenzsubjekt zurück. Der eigene Körper kann hier um den Rumpf des Schiffes erweitert sein.

Eine rigide Trennung dieser beiden Referenzsysteme ist wie ich meine nicht durchführbar und der rigorosen Zuschreibung zu einem egozentrischen bzw. allozentrischen Orientierungssystem sollte man meiner Auffassung nach mit höchsten Vorbehalten begegnen.

5.7 GPS – das Problem der Vermittlung

Im Zuge meiner Erkundigungen über die Nutzung moderner Navigationstechnologien im Alltag der Jäger stellte sich heraus, dass diesen keine besondere Bedeutung zukommt. Diese Beobachtung lässt sich aber nicht allein durch ein generelles Desinteresse an digitalen Navigationshilfen begründen. Sicherlich machen die genauen Ortskenntnisse erfahrener Jäger den Gebrauch von beispielsweise GSP-Empfängern in den meisten Situationen überflüssig. Die Nutzung der Gewässer nahe der Küste garantiert des Weiteren, dass sich im Gegensatz zur Fortbewegung auf hoher See stets Orientierungspunkte ausmachen lassen und das *handheld GPS* nur bei schlechten Sichtverhältnissen, extrem eintöniger Landschaft oder in fremder Umgebung einen Vorteil brächte.

Einen Effekt auf die Ausbreitung moderner Navigationsgeräte haben mit Sicherheit auch die Schwierigkeiten in der Vermittlung von Kompetenzen, die für einen Umgang mit digitalen Navigationsmitteln notwendig sind. Einerseits erschweren, wie bereits angesprochen, sprachliche Hürden den Zugang zu diesen Kompetenzen. Nur im seltensten Falle liegen Bedienungsanleitungen und Handbücher in grönländischer Sprache vor. Da Benutzeroberflächen von GPS-Empfängern in den meisten Fällen nur ein Minimum an Text aufweisen und hauptsächlich mittels bildlicher Zeichen (Bildelementen) bedient werden, muss die Bedeutung dieser Zeichen und die Funktionen, die sich hinter ihnen verbergen, zuerst einmal durch die nötige Hintergrundinformation ans Licht geholt werden.

In diesem Fall ist man von einem Übersetzer abhängig.

An der Jagd- und Fischereischule in Uummanaq ist man der Auffassung, dass die Sprache, in der Handbücher und Lehrmittel gedruckt sind, von geringer Bedeutung ist.

„Es macht nicht so viel aus, ob sie auf Englisch oder Dänisch sind, weil wenn eine Jolle nach draußen fährt, können sie keinen Stapel Bücher mitnehmen. So ist es ganz einfach etwas, dass sie im Kopf haben müssen – wie und auf welche Weise etwas benutzt wird.“²¹

Wie gelangt das Wissen also in die Köpfe der Benutzer? In Ilulissat werden öffentliche Kurse abgehalten, die von der grönländischen Hjemmestyre finanziert werden. Oft scheitert es jedoch an der Zahl der Kursteilnehmer, erklärt mir der Leiter der Schule, da, wenn das Kontingent nicht erfüllt ist, sprich die nötige Teilnehmerzahl nicht erreicht werden kann, die Kurse abgesagt werden. Es verhält sich hier ähnlich wie bei vielen anderen Kursen, die zum Erhalt eines Zertifikats (dem Beleg der Bedienungskompetenz) führen.

„Die meisten haben diese Zertifikate nicht und früher war es KNAPK²², die sich dieser Art von Unterricht annahmen. Es hat sich aber gezeigt, dass der Zugang an sich sehr, sehr klein war. Weil Fischer und Jäger – das sind ja sehr beschäftigte Leute. Die haben keine Zeit in die Schule zu gehen.“²³

²¹ Aus einem persönlichen Gespräch mit dem Leiter der Schule.

²² *Kalaallit Nunaanni Aalisartut Piniartullu Kattuffiat* - Die grönländische Jäger- und Fischervereinigung

²³ Aus einem persönlichen Gespräch mit dem Leiter der Schule.

Seitens der Hjemmestyre (d.h. dem Direktorat für Jagd und Fischerei) und der Leitung der Schule ist der Bedarf der Ausbildung im Umgang mit moderner Technologie jedoch gegeben, weswegen er auch einen fixen Bestandteil im Unterrichtsplan ausmacht.

Ein weiteres Problem im Einsatz von GPS-Empfängern stellen die ungenauen Ergebnisse der Positionsbestimmung und Positionsverfolgung im arktischen Raum dar. Zwar könnten sie als Richtungsanzeiger durchaus von Nutzen sein, aufgrund der Abweichung von einigen Metern (die bei globalen Navigationssatellitensystemen, die dem zivilen Nutzer zu Verfügung stehen, ein Faktum ist) kann das *handheld GPS* jedoch weder eine innige Ortskenntnis noch terrestrische Standortbestimmung ersetzen.

Während navigatorisches Wissen zwar in enger Verbindung mit dem menschlichen Körper steht und zumeist in Verbindung mit materiellen Transportmitteln Anwendung findet, lässt sich dieses Wissen unabhängig von den materiellen Behelfen anwenden und artikulieren. Mithilfe von topografischen Markern lässt es sich zum Beispiel sowohl vom Boot aus, als auch bei der Wanderung durchs Inland navigieren, wie auch der Wind unabhängig von den Hilfsmitteln erspürt werden kann, die zur Fortbewegung zum Einsatz kommen.

Die Erbeutung von Wildtieren wird im Gegensatz dazu, mit alleiniger Ausnahme des Handfischens, ausschließlich über die Zuhilfenahme von materiellen Behelfen möglich. Die unverzichtbare Präsenz von Gegenständen führen dabei zu einer anderen Art des Wissens, dessen Zentrum im menschlichen Körper liegt und über die materiellen Verlängerungen auf die natürliche Umgebung angewendet wird. Dem Jäger schwer zugängliche Lebensareale von Wildtieren (Luft, Wasser), wie auch deren körperliche Eigenschaften, die die Fähigkeiten des biologischen Körpers des Jägers übersteigen, machen derartige materielle Verlängerungen notwendig, um einen Erfolg in der Erbeutung tierischer Ressourcen zu erzielen. Um welche Arten von Verlängerungen es sich dabei handelt und wie diese hergestellt und zum Einsatz gebracht werden, sollen uns die folgenden Kapitel zur Jagd- und Fangausrüstung zeigen.

6 Das Saiblingsnetz

6.1 Technische Beschreibung der Herstellung eines Saiblingsnetzes

Bei der vorliegenden Beschreibung bin ich der Anleitung zur Netzherstellung gefolgt, wie sie den Schülern der Jagd- und Fischfangschule in Uummanaq von einem Gastvortragenden weitergegeben wurde. Es handelte sich um einen lokalen Berufsjäger und Saiblingspezialisten, der uns einen Nachmittag lang vom Saiblingsfang berichtete und gemeinsam mit uns ein Saiblingsnetz anfertigte.

Er hielt seinen Vortrag auf Grönländisch, fasste jedoch nach einiger Zeit des Erzählens den Inhalt noch einmal extra für mich auf Dänisch zusammen. Auch meinen Fragen während der Fertigung des Netzes gegenüber war er überaus offen und hatte sichtlich Freude an meinem Interesse.

6.1.1 Dokumentation des Netzes

Die folgenden Bilder und Zeichnungen stammen größtenteils von einem Rekonstruktionsversuch aus eigener Hand, da ich während der Herstellung des Netzes im Unterricht zu stark in die Arbeit eingebunden war und ich deshalb die einzelnen Schritte nicht genau dokumentieren konnte. Außerdem wollte ich den Herstellungsprozess nicht unnötig durch den Einsatz meiner Kamera behindern. Die wenigen Fotos, die mir zur Verfügung stehen, geben leider keine komplette Einsicht in den Fertigungsvorgang. Unsicherheiten in der Dokumentation werde ich in der Folge auch als solche hervorheben.

Die für die Rekonstruktion benötigten Materialien besorgte ich mir bereits vor Ort, da ich einerseits versuchte, eine kleine Sammlung an modernen Jagdgegenständen und deren Rohmaterialien für das Museum für Völkerkunde in Wien zu erstellen²⁴, andererseits war mir bewusst, dass ein Nachbau des Netzes nötig sein würde, um sowohl die Arbeitsschritte als auch die einzelnen Komponenten, aus denen sich das Netz zusammensetzt, ausreichend dokumentieren zu können.

6.1.1.1 Verwendete Materialien

Ein geknüpftes Netz (55mm Maschenweite)

Dünne, geschlagene Nylonschnur, ca. 0,75mm Durchmesser

Bleischnur, Mono 3,00

Dickere, geschlagene Nylonschnur (4-5mm)

²⁴ Die prekäre politische Situation, in der sich das Museum für Völkerkunde in Wien nach meiner Rückkehr befand und sich Mitte Oktober 2010 endgültig zuspitzte, hat in mir Bedenken über die Zukunft der ethnografischen Sammlung hervorgerufen. Ich sah mich dazu veranlasst, meine ursprüngliche Absicht, die gesammelten Artefakte der Museumssammlung zukommen zu lassen, zu überdenken. Die Objekte werden somit nicht in die Sammlung des Museums übergehen.

2 Netznadeln (es waren zeitgleich 2 Schüler mit Knüpfen beschäftigt)

6.1.1.2 Fertigungsverfahren

Die Netznadeln wurden an die Schüler weitergegeben, die diese mit einer Nylonschnur (0.75mm Durchmesser) bewickelten.



Abbildung 6: Die Netznadel wird bewickelt (Foto AK)

Währenddessen suchte der Saiblingsexperte einen Ort, an dem er das Netz aufhängen konnte, sodass es sich in einer für die Verarbeitung günstigen Höhe befand. Er wählte die oberste Türangel.

Die dicke Nylonschnur, welche die Oberkante des Netzes bildet, wird mit einer Schlaufe versehen und an die Oberseite des Netzes befestigt.

Mittels einer Verbindungsleine, die an dieser Schlaufe befestigt ist, wird das ausgelegte Netz an Land befestigt. In manchen Fällen kann das Netz aber direkt an am Land befindlichen Vorrichtungen verankert werden. Die Länge der Verbindungsleine ist der jeweiligen Lokalität anzupassen.

Wichtig bei dieser Schlaufe ist, dass sie durch einen Augenspleiß gebildet wird anstelle eines Knotens. Im Gegensatz zu anderen Einsatzbereichen werden hier die losen, herausstehenden Fasern des eingeflochtenen Seilendes auch nicht mit dem Feuerzeug versengt. Der Sinn dessen ist es, alle nur erdenklichen Reibungsflächen bzw. Problemstellen zu vermeiden, die zu einer Verwicklung des Netzes führen könnten oder das Netz beim Einsatz sonstwie behindern würden.

Am unteren Ende des Netzes wird die Bleischnur befestigt. Das Ende dieser Bleischnur wird mit einem Knoten zu einer Schlaufe geknüpft, da es vermutlich keine lohnenden Alternativen gibt (takeln wäre noch eine Möglichkeit, doch bin ich mir nicht sicher, ob dies einen Vorteil darstellen würde). Möglicherweise ist der Knoten auch notwendig, um das Entweichen der Bleiteilchen zu verhindern.

Sind die beiden Elemente an der jeweils ersten Masche an Ober- und Unterseite des Netzes befestigt, werden in der Folge mit den vorbereiteten Netznadeln Nylonseil und Bleischnur an der Ober- und

Unterkante des Netzes wie folgt festgemacht: Die Netznadeln sind mit der dünnen Nylonschnur bewickelt (0,75mm Ø). Diese dünne Schnur dient im Folgenden als „Nähfaden“ und verbindet das Nylonnetz mit jeweils der Oberleine (Nylonseil, ca. 4-5mm Ø) bzw. der Bleischnur. Der Vorgang sieht in beiden Fällen gleich aus, mit dem einzigen Unterschied, dass die Länge des Nähfadens am unteren Ende des Netzes um ca. eine Maschenweite pro Intervall größer ausfällt als an der Oberleine. Mit Intervall bezeichne ich hier den Abschnitt zwischen zwei gebundenen Knoten.

Die folgende Anleitung bezieht sich auf das Vernähen des unteren Netzrandes:

Zunächst wird der Nähfaden an dem Ende der Bleischnur befestigt, das zu einer Schlaufe verknüpft wurde. Die Netznadel wird nun durch drei Maschen des Nylonnetzes geführt und in einem Abstand von ca. 3 Maschenweiten an der Bleischnur festgemacht. Die Länge des Nähfadens zwischen diesen beiden ersten Knoten beträgt vier Maschenweiten (zur Erklärung siehe Abbildung 10).

Mit dem Binden des zweiten Knotens wurde das Grundmaß für die weitere Arbeit gelegt, da in der Folge stets von den Abmessungen des vorhergehenden Intervalls ausgegangen wird, um das Nylonnetz in regelmäßigen Abständen an die Bleischnur binden zu können. Nachdem man die nächsten drei Netzmaschen mit der Netznadel aufgenommen hat, halten die Finger der linken Hand den letztgeknüpften Knoten (oder auch die Bleischnur, ein Stück unterhalb des Knotens), während man mit der rechten Hand die Länge des Nähfadens am vorhergegangenen Intervall bemisst. Dieser Abstand beträgt in etwa 3 Maschenweiten.

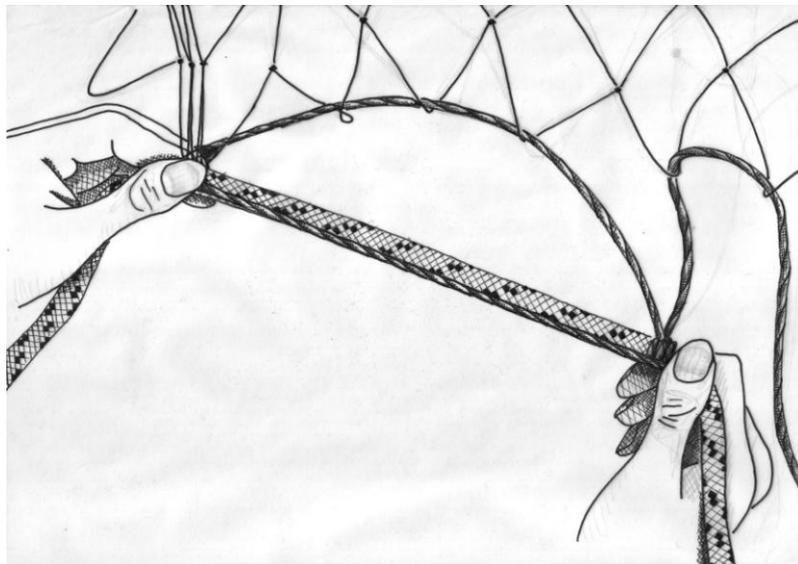


Abbildung 7: Maßnahmen vom vorhergehenden Intervall (Zeichnung AK).

Dieser Abstand wird anschließend mittels Nähfaden auf die Bleischnur übertragen und mit den Fingern der linken Hand markiert. Nun lässt man den Nähfaden etwa eine Maschenlänge durch die Finger der rechten Hand laufen, bevor man den Nähfaden erneut greift. Die Daumen beider Hände kommen auf

gleicher Höhe zu liegen. An dieser Stelle werden Nähfaden und Bleischnur miteinander verbunden. Die größere Länge des Nähfadens, relativ zur Bleischnur, garantiert einen schönen Stand des Netzes im Wasser.

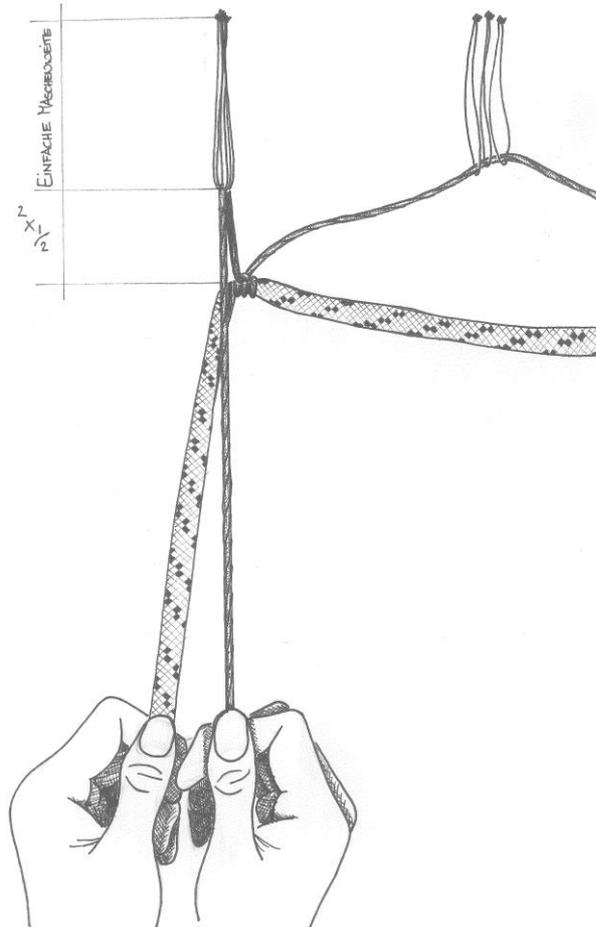


Abbildung 8: Die Länge des Nähfadens muss um eine Maschenlänge erweitert werden (Zeichnung AK).

Die Bezeichnung des Knotens, der für die Fixierung des Netzes verwendet wird, ist mir nicht geläufig, baut jedoch auf dem Prinzip des Webeleinstek (siehe Abbildung 16). Der Unterschied zum Webeleinstek besteht darin, dass ein Auge mit einem zusätzlichen Schlag um das Objekt versehen wird, an dem es angebracht wird. Das nachstehende Foto zeigt eine Detailaufnahme des Knotens:

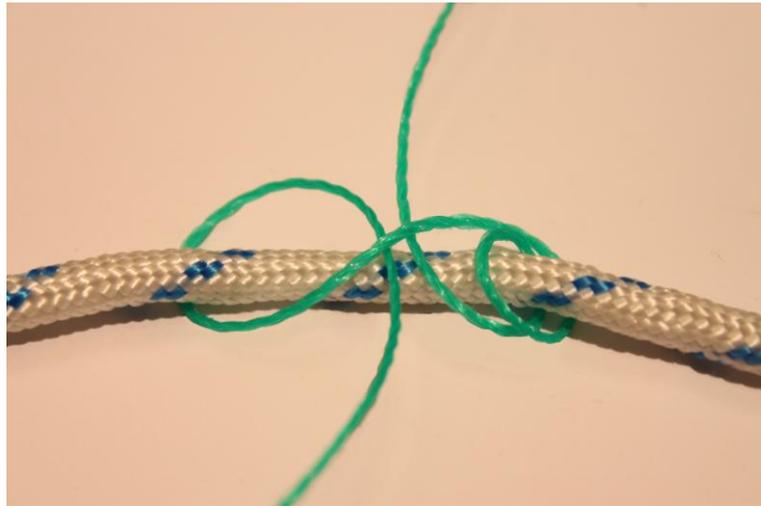


Abbildung 9: Zeigt den Knoten, mit dem das Netz und die Bleischnur bzw. Oberleine verbunden werden (Foto AK).

Beim Festheften der zwei Komponenten muss unbedingt beachtet werden, dass der Abstand zwischen den Knoten, die das Netz mit dem Seil bzw. der Bleischnur verbinden, am unteren Ende (sprich an der Bleischnur-Kante) größer sein muss, damit das Netz gerade im Wasser steht. Die folgende Zeichnung soll dies verdeutlichen:

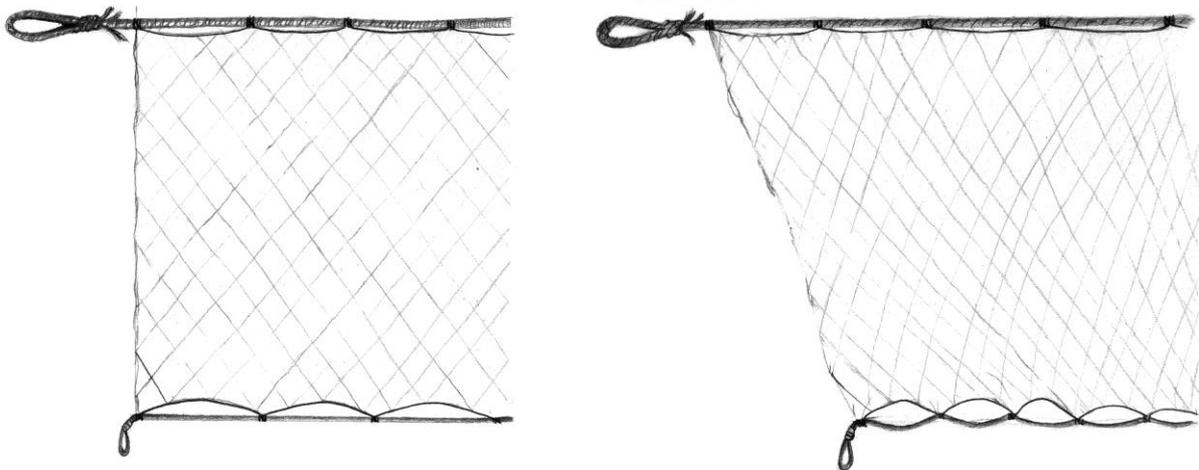


Abbildung 10:

Linke Zeichnung: Hier wurde Rücksicht auf die Lage des Netzes im Wasser genommen. Die Leine an der Oberkante wurde im Abstand von 3 Maschenlängen an das Netz geknüpft, während man die Bleischnur am unteren Netzeende im Abstand von 4 Maschenlängen befestigte (Zeichnungen AK).

Rechte Zeichnung: Hier entspricht der Abstand, in dem Nylonleine und Bleischnur an das Netz geknüpft wurden 1:1, d.h. man wählte in beiden Fällen einen Abstand von 3 Maschenlängen.

Steht das Netz einmal im Wasser, ist es je nach Fangerfolg für eine gewisse Dauer den Gezeiten und Wellen ausgesetzt, die es in Bewegung halten. Ist das Netz korrekt gesetzt, stellt die Bewegung des Netzes kein Problem dar. Ist dies nicht der Fall, steht das Netz unschön im Wasser und wird von den Fischen möglicherweise als Barriere aufgefasst und umschwommen. Es kann auch zu komplizierten Verwicklungen kommen, wenn schließlich doch ein Fisch ins Netz geht. Im Normalfall ist es nicht notwendig das Netz einzuholen um den Fang daraus zu lösen, doch kann dies notwendig werden, wenn das Netz nicht korrekt im Wasser steht und sich ein Fisch darin verwickelt.

Damit die obere Kante des Netzes an der Oberfläche treibt, werden Schwimmkörper befestigt. Diese können aus Styropor, Saftkanistern oder ähnlichem gemacht sein; es gibt sie aber auch fertig zu kaufen. Unser Saiblingsexperte war jedoch der Auffassung, dass die fertig zu kaufenden Schwimmkörper viel zu teuer seien (12-13 DKK pro Stück, wie er meinte) und Styropor ohnehin besser sei. Letzteres erzeuge nämlich im Vergleich zu den vorgefertigten Stücken viel weniger Lärm und würde das Verhalten der Fische dementsprechend weniger beeinflussen.

Auch ganze Saiblingsnetze können fertig gekauft werden, doch ist es kostengünstiger, die Netze selbst herzustellen und außerdem sei es auch besser, wenn man sie selbst mache, wie der Gastvortragende meinte.

6.2 Das Saiblingsnetz in der Praxis

6.2.1 Die Wahl eines geeigneten Ortes zum Setzen des Netzes

Zum Transport wird das Netz in einem Plastikbottich gesammelt. Man geht so vor, dass zuerst der Ankerstein am Boden des Bottichs platziert wird und nach und nach Ober- und Unterkante des Netzes zusammengefasst werden und das Netz so gebündelt in den Behälter gezogen wird. Die Schlaufe an der Oberleine, über die das Netz an Land festgemacht wird, kommt schließlich oben auf dem Netzwerk zu liegen. Der Bottich wird ins Boot gebracht und eine geeignete Stelle zum Auslegen des Fanggerätes gesucht.

Ein günstiger Ort zum Setzen des Netzes stellen Landnasen (kleine Landzungen) dar, die sich ins Meer hinausrecken und einer dahinter liegenden Bucht Schutz bieten. Idealerweise mündet ein kleiner Flusslauf in die Bucht, der von einem See im Inland gespeist wird.



Abbildung 11: Die Wahl eines passenden Ortes zum Setzen des Saiblingsnetzes (Zeichnung AK)

Der jährliche Laichzug der Saiblinge, die ähnlich dem Lachs ihre Süßwassergeburtstätten aufsuchen um zu laichen, jedoch ohne nach getaner Reproduktionsarbeit ihr Leben zu lassen, verläuft nach einem Muster, das der Lokalbevölkerung bekannt ist. Man kennt die Stellen, an denen sich ein guter Fang einholen lässt.

Die stationären Saiblinge, die wegen mangelnder Abwanderungsmöglichkeiten permanent an den See als Lebensraum gebunden sind, können in den grönländischen Binnengewässern ein hohes Alter erreichen, wobei 20 Jahre und mehr keine Seltenheit darstellen (Born & Böcher 1999: 232). In den Monaten Juli bis August wandern die migrierenden Tiere die Flussläufe hinauf und verbringen die Wintermonate im Süßwasser, d.h. in Flüssen oder Seen, die zugleich Winterquartier und Laichgebiet der Saiblinge darstellen. Nach der Überwinterung suchen sie in den Monaten Mai bis Juni wieder das Meer, wo das reiche Nahrungsangebot die Tiere an Größe wachsen lässt. Tatsächlich geht beinahe das gesamte Wachstum während des Aufenthalts im Salzwasser vor sich.

Der Saibling sucht in der Regel den gleichen Flusslauf, in dem er die ersten Jahre seines Lebens verbracht hat und bewegt sich während seines Aufenthalts im Meer nur selten weiter als 10km von seinem Geburtsort weg (Hertz 1995: 85).

Die oben beschriebene Stelle kann auch von ortsfremden Personen ohne weiteres als guter Platz zum Setzen eines Stellnetzes identifiziert werden.

6.2.2 Das Auslegen des Netzes

Die gewählte Stelle wird vom Meer aus angesteuert und die Verbindungsleine an einem geeigneten Platz an Land festgemacht. Die felsigen Küsten bieten eine Vielzahl passender Möglichkeiten zum Anbringen der Leine. Bei häufig aufgesuchten Fangplätzen lassen sich mitunter seilerne Vorrichtungen finden, die in der Vergangenheit angelegt wurden und zur Befestigung der Verbindungsleine bzw. der Schlaufe an der Oberkante des Netzes dienen.

Ist das Netz einmal mit dem Land verbunden, fährt man langsam mit dem Boot rückwärts der Linie entlang, in der man das Netz zu setzen wünscht. Das Netz läuft durch die Rückwärtsbewegung des Bootes über die runde Kante des Bottichs und über die Bordwand des Bootes und kommt durch den Auftrieb der Schwimmkörper mit der Oberkante an der Wasseroberfläche zu liegen. Dies lässt sich problemlos im Alleingang durchführen, andernfalls kann ein möglicher Helfer das Netz über die Hände laufen lassen und kleine Verhedderungen korrigieren.

Am Ende der Oberleine, das der Schlaufe gegenüberliegt, wird eine Boje befestigt, die das Ende des Netzes kennzeichnet. Diese hilft das Netz auf größere Entfernung hin zu erkennen und so unliebsame Kollisionen mit in Küstennähe verkehrenden Booten zu vermeiden. Andererseits erleichtert die Boje dem Jäger den Standort des Netzes auch aus größerem Abstand auszumachen und so mittels optischer Prüfung festzustellen, ob sich bereits etwas im Netz befindet. Man sucht hierzu die Boje, die sich aufgrund ihrer Form bzw. Farbe deutlich von der Umgebung abhebt und zählt die Schwimmkörper an der Wasseroberfläche. Kommt man nicht auf die volle Anzahl, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Fisch ins Netz gegangen der sich durch die Drehbewegungen seines Befreiungsversuchs ins Netz einwickelt, das Netz unter Spannung setzt und an betreffender Stelle die Oberkante des Netzes, sprich den nächst gelegenen Schwimmkörper, nach unten zieht.

An der Boje ist eine weitere Leine befestigt, an deren Ende ein Ankerstein festgebunden ist. Die Länge der Leine wird an die Tiefe der gewählten Stelle angepasst. Dabei ist es besser, wenn die Leine etwas zu lange ausfällt. Eine zu kurze Leine würde die Boje unter Wasser halten oder der Ankerstein würde durch den Auftrieb der Boje nicht am Grund liegen. Mit dem Ankerstein noch an Bord des Bootes setzt man die Linie des gesetzten Netzes noch ein Stück weiter fort, bis das Netz und die Ankerleine gestreckt vor einem liegt. Erst jetzt wird der Stein in die Tiefe hinab gelassen. Der Auftrieb der Boje hindert ihn dabei am direkten Niedersinken in vertikaler Linie und lässt den Stein eine pendelförmige Bewegung vollziehen, bevor er letztlich etwas vor der Lotachse der Boje am Meeresgrund zu liegen kommt.

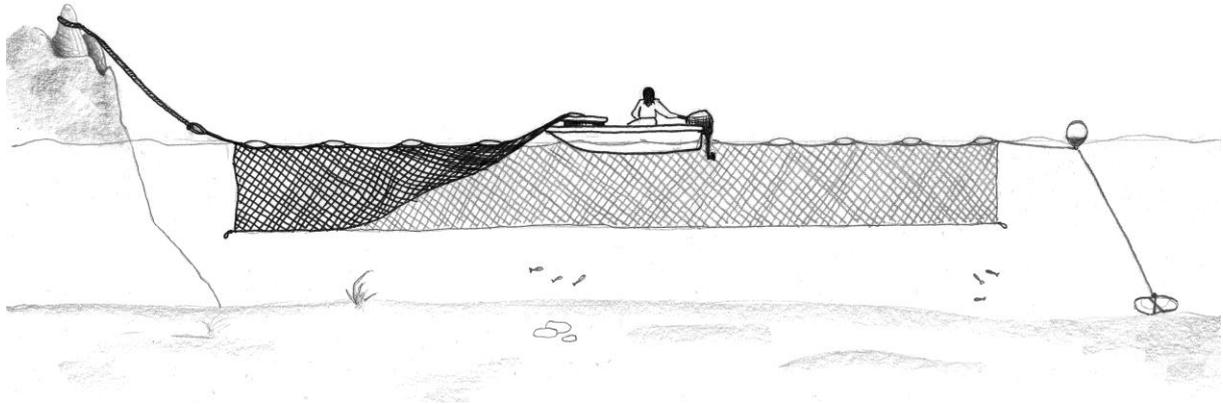


Abbildung 12: Setzen eines Saiblingsnetzes (Zeichnung AK)

Die Netze werden mehrmals kontrolliert, um gefangene Fische aus dem Netz zu lösen und das Netz von größeren Verunreinigungen, wie Pflanzenteilen, die durch Strömung, Wind und Gezeitenwechsel in die Maschen geraten sind, zu säubern. Anhand der angesammelten Verunreinigungen könnten die Fische das Hindernis womöglich erkennen und das Netz umschwimmen.

Es handelt sich natürlich nicht nur um Saiblinge, die sich in den Maschen verfangen, sondern vor allem auch Kabeljau (*gadus morhua*), Grönland-Kabeljau (*gadus ogac*) und der Seeskorpion (*myoxocephalus scorpius*) werden oft gefangen. Je nach Bedarf werden die Tiere dann entweder behalten oder ins Meer zurückgeworfen. Bei regelmäßiger Kontrolle des Netzes befinden sich alle gefangenen Tiere noch am Leben.

6.2.3 Kontrolle des Netzes und Einholen des Fangs

Kontrolliert wird das Netz folgendermaßen: man fährt mit sehr langsamer Geschwindigkeit dem Netz entlang und versucht mit in die Tiefe gerichtetem Blick dunkle Punkte im Netz auszumachen. Wird ein solcher gesichtet, holt man den vermeintlichen Fang ins Boot, indem man das Netz an besagter Stelle nach oben zieht. Saiblinge lassen sich einerseits durch ihre für Salmoniden typische Form und dem silbernen Glanz bereits in der Tiefe erkennen.

Ist der im Netz vertangelte Fisch einmal an Bord geholt, muss zunächst versucht werden, das Tier aus dem Netz herauszudrehen. Durch Eigenebewegung haben sich die Fische im Kampf ins Netz eingedreht. Es gilt das „Loch“ im Netz zu finden, wie mein Informant es bezeichnete, durch das der Fisch dem Netz entnommen werden kann. Dabei blickt man auf die Oberkante des Netzes um herauszufinden, in welche Richtung das Netz gewendet gehört, um den Fisch daraus lösen zu können. Kleine Fische lassen sich oft durch rückwärtiges Hindurchschieben aus dem Gewirr frei bekommen.

Skorpionfische stellen die Mühsal des Fischers dar. Mit ihren zahlreichen Stacheln sind sie nicht nur schwer aus dem Netz heraus sondern auch in den Griff zu bekommen. Mit einem Trick und ein wenig Übung lassen sich auch diese unbequemen Gesellen problemlos handhaben. Man kann diesen Fisch nämlich gut in Griff bekommen, wenn man die Finger an seinem breiten, häutigen Maul ansetzt und ihm sozusagen das Maul zuzwickelt.

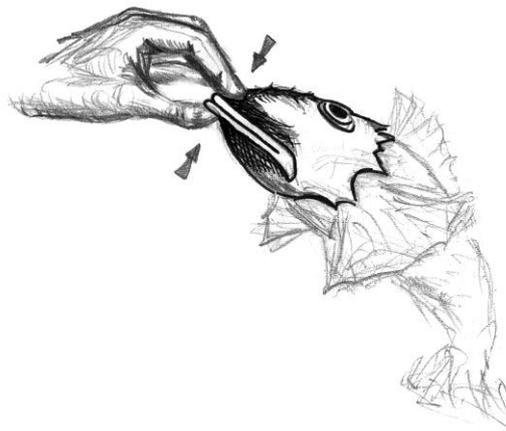


Abbildung 13: der Ulkgriff (Zeichnung AK)

Dies ist die einzige Stelle, bei der man nicht Gefahr läuft, sich einen der unangenehmen Stacheln in die Hand zu rammen. Achtgeben sollte man dennoch. Ob über die Stacheln Gift abgegeben wird, darüber sind sich diverse Internetquellen und Fischbücher uneinig. Mir wurde beim Landen des Fangs lediglich gesagt, dass ich auf die Stacheln aufpassen sollte.

Die gefangenen Fische werden in einem separaten Plastikbottich gesammelt. So erspart man sich das spätere Säubern eines verschleimten Bootes.

Hat sich bereits zu viel Dreck in den Maschen verfangen oder hat man die gewünschte Menge an Fischen gefangen, wird das Netz eingeholt und zum Trocknen an Land aufgehängt. Das Einholen basiert auf dem umgekehrten Prinzip des Auslegens, was bedeutet, dass der Ankerstein gelichtet und als erstes ins Boot (in den Bottich) geholt wird.

An Land wird das Netz der Länge nach an zwei erhabenen Punkten aufgehängt, um es in der Sonne und dem Wind trocknen zu lassen. Bevor es erneut zum Einsatz kommt, sollte sämtlicher Schmutz vom Netz entfernt werden. Insbesondere eingetrocknete Algen und Pflanzenreste sorgen des Öfteren für Wirrwarr im zusammengelegten Netz.

6.3 Der Ursprung des Saiblingsnetzes als Fangvorrichtung

Wie weit die Tradition des Saiblingfangs mittels Stellnetz zurückgeht, ist nicht geklärt. Es sind uns zwar einige wenige Exemplare von alten Netzen, die aus Walbarten hergestellt sind erhalten, doch handelt es sich bei diesen Exemplaren mit ziemlicher Sicherheit um Robbennetze.

Heutzutage wird in der Region ausschließlich mit Fischernetzen aus Nylon gefischt. Die Netze sind von unterschiedlicher Länge, meistens aber wird bei privater Fertigung die volle Länge des Maschengeflechtes verwendet.

Mitte der 1990er Jahre, als Ole Hertz sein Buch über Ökologie und Lebensbedingungen der Arktis verfasste (Hertz 1995), variierten fertige Netze, wie sie zu jener Zeit im Handel erhältlich waren, zwischen 30 und 40 Metern Länge. Es ist anzunehmen, dass es bei der Länge der erhältlichen Produkte zu keinen Änderungen gekommen ist.

6.4 Verarbeitung des Fangs

Der Saiblingsfang ist zumeist keine individuelle Angelegenheit. Im späten Sommer und frühen Herbst sind an vielen Orten an der Küste Grönlands kleinere Gruppen von Leuten an den Flussmündungen anzutreffen, die über mehrere Tage hinweg auf unterschiedliche Arten nach Saiblings fischen. Oft wird die Gelegenheit von Familien genutzt, ein Wochenende außerhalb der Siedlung oder der Stadt zu verbringen. Früher nutzte man die Zeit zugleich, um die gefangenen Fische weiterzuverarbeiten und sie durch Einsalzen oder mittels Räucherung zu konservieren. Mittlerweile hat sich durch den Einsatz stark motorisierter Boote die Notwendigkeit der Konservierung vor Ort jedoch erübrigt. Der Fang kann innerhalb kurzer Zeit nach Hause transportiert werden, wo er dann schließlich tiefgefroren oder auf sonstige Weise weiter verarbeitet wird.

Während meiner Streifzüge um die aufgelassene Siedlung von *Ataa* stieß ich auf eine Räucheranlage (siehe Abbildung 14), die in einem sandigen Hang an der Küste angelegt war. Laut Aussagen meiner Begleiter und dem Müll nach zu schließen, der dort anzutreffen war, wurde der Ort vor nicht allzu langer Zeit noch ab und zu von Familien aus *Ilulissat* und Umgebung aufgesucht.

Der Fang wird auf unterschiedliche Art weiterverarbeitet. Das Räuchern stellt eine Möglichkeit dar, das Trocknen auf Gestängen oder das sofortige Verkochen des frisch gefangenen Tieres eine andere. Zu Beginn jeder weiteren Verarbeitung steht das Ausnehmen des Fisches. Die Innereien werden in der Regel nach ihrer Entnahme sogleich ins Wasser geworfen. Bei größeren Fangmengen, wie sie durch den Einsatz des Netzes erzielt werden, sammelten wir die Eingeweide in einem Behälter. Sie sollten als Hundefutter dienen, doch entleerten wir sämtliche Behälter im Meer bevor sie jemals in die Nähe eines Hundes kamen. Dies lag sicherlich auch am Transportweg, der nötig gewesen wäre, um die durch die mehrere Tage lange Aufbewahrung stinkenden Innereien vom Ort ihrer Entnahme zu den Hunden zu schaffen. Die

Überfahrt dauerte 1-2 Stunden mit dem Boot und im Anschluss hätte der Behälter noch per Auto zu den Hunden gebracht werden müssen.

Diese Weise der Entsorgung wird von H. C. Petersen heftig kritisiert (Petersen & Lynge 2003). Saiblinge seien überaus feinfühligere Tiere, was die Verunreinigung ihrer Gewässer betreffe. Er erzählt von einem Saiblingsfluss an der Westküste Grönlands, an dessen Mündung sich ein Strand befand, an dem man Buckelwale zerlegte, nachdem man begonnen hatte, diese Tiere zu jagen. Die Saiblinge reagierten hierauf, indem sie aus den umliegenden Gewässern verschwanden und nicht mehr in den Fluss zurückkehrten. Er hatte den Ort über mehrere Jahre lang beobachtet und vergebens auf die Rückkehr der Tiere gewartet (Petersen & Lynge 2003: 142).

Zu seiner Zeit, als man ihm den Fang von Saiblingen beibrachte, „wurden niemals Fischabfälle ins Meer oder die Flüsse geworfen und es wurde uns eingeschärft, dass es so sein sollte“ (Petersen & Lynge 2003: 142; Übers. AK).

Man hob Gruben von etwa einem halben Meter Durchmesser und einer Tiefe von einem Meter aus, in die man die Fischabfälle warf. War die Grube gefüllt, so deckte man sie mit der dem Boden entnommenen Erde zu.

Zum Trocknen und Räuchern der Fische wurde das Fleisch folgendermaßen vom Skelett gelöst: Mit einem kreisförmigen Schnitt trennte man zuerst die Verbindung zwischen Fleisch und Kopf. Anschließend führte man das Messer links und rechts neben dem Rückgrat vom Kopf bis zur Schwanzflosse. Mittels weniger Schnitte mit dem Messer wurde das Fleisch von den Gräten gelöst, die Brust- und Bauchraum des Fisches umgeben. Als Resultat erhält man ein schmetterlingsförmiges Filet.

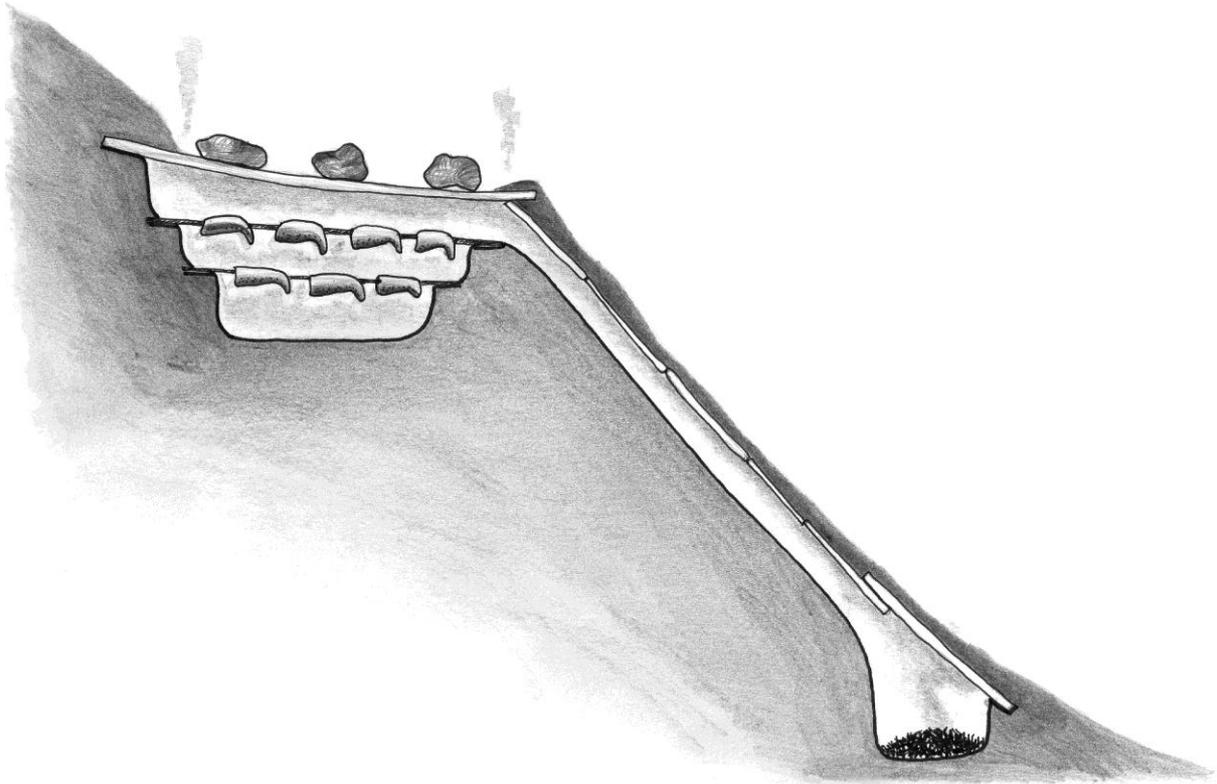


Abbildung 14: Rekonstruktion einer Räucherstätte, wie ich sie am sandigen Ufer unweit der aufgelassenen Siedlung Ataa vorfand. Der Querschnitt zeigt die Feuergrube, den Rauchkanal und die Räuchergrube. Das Gruben- und Leitungssystem ist mit Holzbrettern abgedeckt, die schließlich mit Sand und Erde versiegelt bzw. mit Steinen beschwert worden (Zeichnung AK).

7 Alternative Methoden des Saiblingsfangs

7.1 Das Handfischen

Eine andere, oft praktizierte Methode, um an Saiblinge zu gelangen, stellt der Fang mit der Hand dar. Der Gebrauch von Netzen ist bei weitem ertragreicher und beansprucht auch weniger Zeit, wodurch das Handfischen keine wirklich gleichwertige Alternative zum Saiblingsnetz darstellt. Es handelt sich dennoch insofern um eine recht effektive Methode, da sich ohne jeglichen Materialaufwand manchmal eine ganz beträchtliche Menge an Fischen fangen lässt. Hornell sieht in der menschlichen Hand die einfachste Fischfalle von allen:

Of fish-traps proper, the simplest and most primitive is the human hand itself, searching along the sides of boulders or in shady nooks of an overhanging bank. Even yet this is a far from unproductive mode of fishing given the needful skill and knowledge of the habits of certain fish (Hornell, 1950: 137).

In Flüssen, in denen es möglich ist, Fische mit der Hand zu erbeuten, liegen meist große Steine und Felsen verstreut, die den Saiblingen hervorragenden Schutz vor der Strömung und Fressfeinden bieten. Gleichzeitig gewähren diese steinernen Brücken dem Jäger ein gutes Vorankommen auf dem trockenen Boden. Die Tiere ziehen sich oft in dunkle Höhlen und unter nicht einsehbaren Felsvorsprüngen zurück. In diesen finsternen Verstecken ist es nicht gerade einfach, die dunklen Fischleiber von ihrer Umgebung zu unterscheiden.

Das Laichkleid der Saiblinge aber erleichtert es dem Jäger, den Fisch ausfindig zu machen. Abhängig davon, ob es sich um stationäre Tiere oder Vertreter der wandernden Art handelt, sind die Tiere entsprechend gut den Farben des Flusslaufs angepasst. Doch während der Laichzeit werden die Tiere durch die weiß gefärbten Ränder an Brust-, Bauch- und Afterflosse verraten.

Ähnlich wie beim Blick durch die Eisdecke, der die Lokalisierung der Beute im winterlichen Robbennetz ermöglicht, schirmt man auch beim Blick in die dunklen Rückzugswinkel der Saiblinge die Augen vor störendem Licht und Reflektionen der Wasseroberfläche ab. Früher oder später bewegt sich der Saibling und ein wenig Restlicht genügt, um die weißen Flossenränder für einen kurzen Moment lang aufblitzen zu sehen. Hat man den Fisch einmal erspäht, schiebt man langsam die Hand unter seinen Leib und bringt sie in eine günstige Position, um zuzupacken.

Ist eine Einsicht in das Versteck des Fisches nicht möglich, so tastet man sich mit ruhigen, sanften Bewegungen durch das vermeintliche Versteck, bis man den Leib des Fisches zu spüren bekommt. Eine Berührung bedeutet nicht die sofortige Flucht des Fisches. In vielen Fällen ist es möglich, sich vorsichtig dem Bauch entlang bis an den Kopf des Tieres heranzutasten, ohne dass er Reißaus nimmt, was vermutlich eine Art Schutzverhalten des Tieres darstellt, um sich nicht durch voreilige Bewegungen zu verraten oder aber auch an der Beschaffenheit des engen Verstecks liegen mag.

In beiden Fällen der Annäherung an den Fisch ist es letzten Endes der Tastsinn, der die Führung der Hand übernimmt und sie zu einer griffigen Stelle am Körper des Fisches führt. Ich bin stets gut damit gefahren, den Körper des Fisches im vorderen Drittel mit festem Griff zu umfassen, und gleichzeitig den Zeigefinger oder Daumen hinter den Kiemendeckel des Fisches zu schieben oder auf direktem Weg mit dem Finger bei den Kiemendeckeln einzuhaken.

7.2 Das Reißfischen

Das Angeln auf Saiblinge spielte in einem haushaltswirtschaftlichen Kontext nie eine übergeordnete Rolle. Es sind vor allem Sportangler, Touristen und Kinder, die beim Angeln auf Fische angetroffen werden. Letztere, die oft an Stegen und Kaimauern kleiner Siedlungen zu beobachten sind, benutzen zumeist selbst gebastelte Ausrüstung.

Beim Angeln kommen vorwiegend Kunstköder wie Blinker oder Spinner zum Einsatz. Diese sind zumeist mit einem Drilling (Dreifachhaken) ausgestattet, welcher die Chancen erhöht, bei einem der schnellen Angriffe, die für Raubfische typisch sind, das Tier an die Leine zu binden. Zugleich besitzt er auch den Vorteil, dass er bei den unterschiedlichen Angriffsweisen (d.h. Angriffsrichtungen) wirksam ist, die den Raubfischen eigen sind.

Diese Eigenschaft des Drillings, Bisse aufnehmen zu können, die aus unterschiedlichen Winkeln heraus kommen, erweist sich auch beim Ruckfischen als nützlich.

Oft befindet man sich in Situationen, wo die Fische sichtbar vor einem im Wasser stehen, aber selbst wenn man ihnen den Köder direkt vor der Nase vorbeizieht, partout nicht anbeißen wollen. Mit einem gezielten Wurf bringt man den Kunstköder in die passende Position, sodass die Angelschnur den Körper des Fisches kreuzt. Kurz bevor der Köder den Leib des Fisches berühren würde, gibt man etwas Schnur nach, wodurch der Köder ein wenig hinter dem Fisch absinkt. Mit einem gut gesetzten, raschen Zug an der Leine treibt man den Drilling in das Fleisch des Fisches und kann ihn mit etwas Geschick kurz darauf landen. Der Einsatz der Angel ist nur bei guten Sichtverhältnissen, d.h. klarem und ruhig fließendem bzw. stehendem Wasser möglich, wo Reflektionen an der Wasseroberfläche einem die Sicht auf Darunterliegendes nicht erschweren. Auch der Sonnenstand ist hier zu berücksichtigen.

Eine ähnliche Fangmöglichkeit besteht darin, große Haken, die an starke Leinen festgemacht sind, quer über den Fluss zu reißen. Insbesondere zu den Höhepunkten der Saiblingswanderungen, wenn die Fische in großer Zahl die Flüsse hinaufziehen, stellt dies eine sehr ergiebige Methode dar. Zumeist wird blind gerissen, doch kann bei vorsichtigem Ziehen angeblich auch der Widerstand des Fischkörpers erspürt werden, woraufhin man mit Nachdruck an der Leine reißt und dem Fisch einen oder mehrere Haken in den Leib pflanzt²⁵.

Es sei angemerkt, dass es sich bei beiden dieser Fangarten um verbotene Methoden des Fischfangs handelt. Dieses Verbot ist jedoch nicht gleichbedeutend damit, dass diese Fangweise nicht praktiziert wird, wie auch ein aktueller Artikel der grönländischen Wochenzeitung *Sermitsiaq* zeigt:

²⁵ Diese Art Fische zu fangen stellt keine grönländische Besonderheit dar. Auch im indigenen Kanada ist sie verbreitet. Ich kann mich nur allzu gut an den gewaltigen Drilling erinnern, den mir einst mein Großvater von seiner Reise nach British Columbia mitbrachte, dessen Typ im Fraser River zum Lachsfang eingesetzt wurde. Auch Hilary Stewart zeigt einen „Jig for hooking Salmon where plentiful & sluggish during runs“ (Stewart, 1977: 43), wie ihn die Makah benutzten. Wie es mit der gesetzlichen Regelung in B.C. heutzutage aussieht, ist mir unklar. Doch handelte es sich laut Aussagen meines Großvaters bei dieser Fangart um eine Methode, die der indigenen Bevölkerung vorbehalten war, während es der restlichen Bevölkerung untersagt war, auf diese Weise zu fischen – ein Privileg, das von vielen Kanadiern nicht indigenen Hintergrunds als Ungerechtigkeit aufgefasst wurde.



Abbildung 15: Verbotene Fischerei.

„Die Polizei in Qaqortoq hat über längere Zeit hinweg eine beachtliche Menge an unerlaubten Fanggeräten konfisziert“ (Sermitsiaq Onlineartikel vom 13.08.2010, Ole G. Jensen; Foto: Ole G. Jensen; Übersetzung AK)

Die Unvereinbarkeit dieser effektiven Fangmethode mit der Wahrnehmung einer euro-amerikanischen Öffentlichkeit war vermutlich Anlass für das Verbot dieser Fangtechnik, das die Fische zukünftig von einer als brutal betrachteten Behandlung schützen sollte.

8 Das Robbennetz

8.1 Fertigung des Robbennetzes

8.1.1.1 Verwendete Materialien

1mm Nylonschnur s-geschlagen

3mm Kunststoffschnur (weich) geflochten.

1 Netznadel

8.1.1.2 Abmessungen

Das Netz besitzt eine Länge von etwa 5.20 m und eine Breite von ca. 2.20 m bzw. 2.60 m, wobei die Angaben von der Streckung des Netzes abhängig sind. Es ist zu bedenken, dass das Netz von Hand gefertigt ist und deshalb keine einheitliche Maschenweite erzielt werden kann, wie es bei einer maschinellen Produktion der Falle wäre. Je nach Belastung durch Senksteine ändert sich die Maschenform und folglich die Länge bzw. Breite des Netzes. Bei den Angaben nahm ich von der Optimalform des Netzes Maß, d.h. die einzelne Masche kommt einem gleichseitigen Rhombus gleich. Die Kantenlänge der Maschen betragen 14.5 cm, wobei sich durch die Knüpfung per Hand Unregelmäßigkeiten nicht vermeiden lassen.

8.1.2 Lösungen des „Netzproblems“²⁶ – die unterschiedlichen Knoten in Verwendung

Die Oberkante des Netzes bildet die 3mm starke Kunststoffschnur. An dieser befindet sich die erste Reihe von Halbmaschen befestigt, welche die Basis für das restliche Netz bilden, das aus der 1mm starken Nylonschnur geknüpft ist. Die Halbmaschen sind durch einen *Webeleinenstek* (alternative Bezeichnungen: *Mastwurf*; engl. *Clove hitch*) an die Oberleine befestigt, wobei die Abstände zwischen den Knoten im Durchschnitt 18.5 cm betragen. 28 Maschen sind derart an die Oberleine geknotet. Das Netz besteht aus mehreren zusammengeknüpften Fäden, wobei sich keine Regelmäßigkeit in der Längenauswahl der Nylonfäden feststellen lässt.

²⁶ Pieter van de Griend fasst die Kategorie *rope problems* als abstraktes Konzept auf, das die Aufmerksamkeit des Benutzers auf eine Situation beschreibt, die ein knotbares Medium inkludiert. Um einen Ausweg aus dieser Situation zu finden, benötigt der Akteur Geschick und logisches Denken (van der Griend 1994: 5). Der Knoten ist vereinfacht gesagt die Antwort auf das *rope problem* – in unserem konkreten Fall die Verbindung von dünnen Kunststoffschnüren zu einem großmaschigen Netz, das zum Fang von Robben dienen soll.

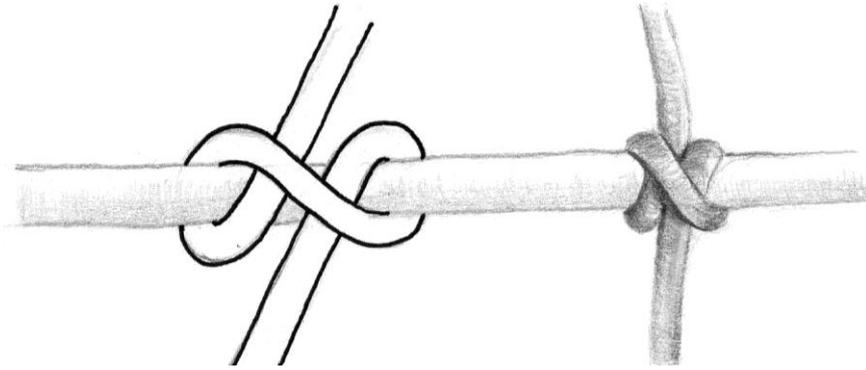


Abbildung 16: Webeleinenstek bzw. Mastwurf (Zeichnung AK)

Nachdem die letzte Halbmasche an die Oberleine geknüpft wurde, setzte man die darunter anschließende Reihe von Maschen mit dem verbleibenden Faden fort. Durch das Anfügen einer zweiten Reihe von Halbmaschen an die bestehende Basis erhält man die erste Reihe ganzer Maschen. Der Knoten, der verwendet wird, um die beiden Reihen miteinander zu verbinden, lässt sich als *Schotenstich* (alternative Bezeichnungen: Schotstek, Weberkreuzknoten) beschreiben. Es handelt sich hierbei um eine Kombination aus *Halbem Schlag* und *Bucht*, ein Knoten, der weltweit und zu allen Zeiten bekannt gewesen ist (van de Griend 1994: 16).

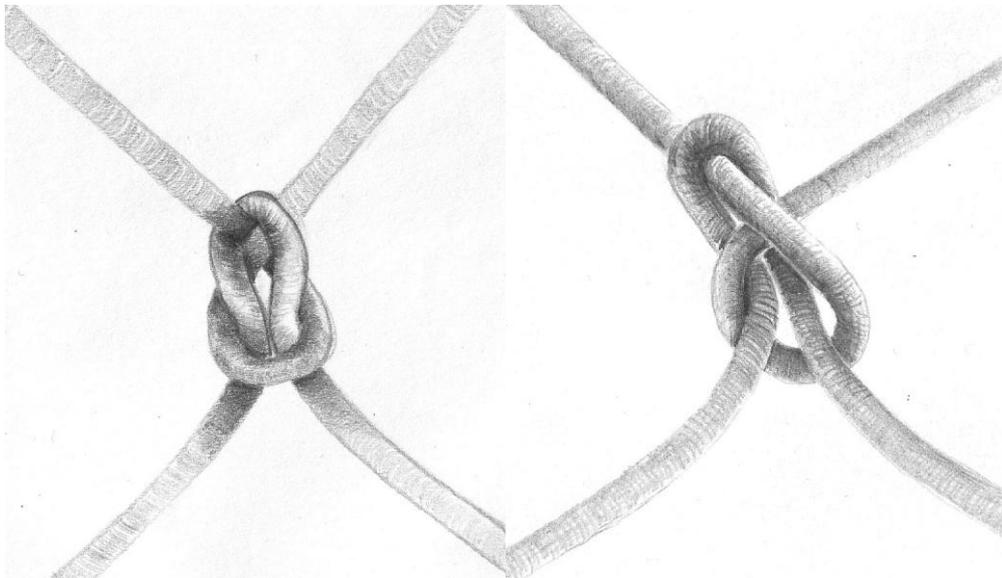


Abbildung 17 : Schotenstich Frontseite und Rückseite (Zeichnung AK)

Geht der Nylonfaden zu Ende, so wird mittels *Spiereinstich* (alternative Bezeichnungen: *Fischerknoten*, *Fischerstek*), teilweise auch Knoten ähnlicher Qualität, ein neuer Faden angeknüpft. Mitunter werden auslaufender und neuer Faden an den Verbindungsstellen der Maschen zusammengeschlossen, die wie erwähnt in der Regel durch den *Schotenstich* gebildet werden.

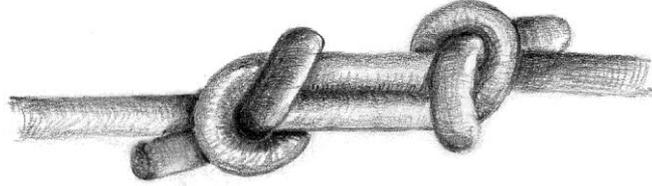


Abbildung 18: Spiereinstich (Zeichnung AK)

Auf halber Länge der 3mm starken Schnur an der Oberseite des Netzes befindet sich eine ca. 165cm lange Schnur gleichen Typs geknüpft. Die Funktion dieser kurzen Leine wird ersichtlich, wenn wir uns dem Setzen der Netze, genauer gesagt der Eisnetze, zuwenden. Es sei nur vorweggenommen, dass sie zur Sicherung des Robbennetzes dient.

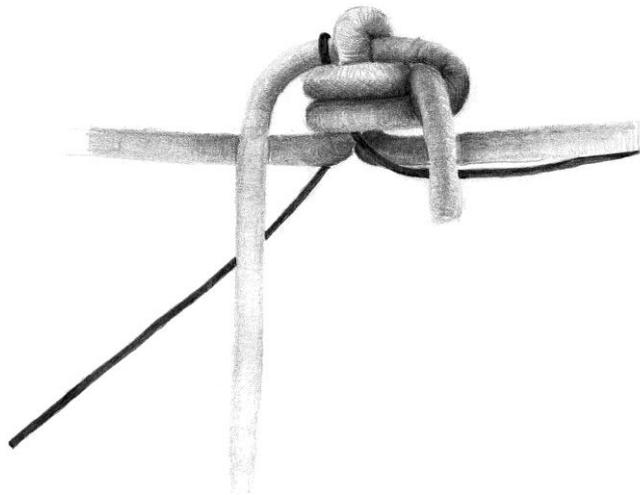


Abbildung 19: zeigt den Knoten, mit dem die Sicherungsleine an die Oberleine des Netzes befestigt ist (Zeichnung AK)

An der Unterseite des Netzes findet sich eine Reihe (ca. 4 Stück nach Hertz 1995) von kürzeren Schnüren festgemacht, an denen Steine befestigt sind. „Man kann auch leere Batterien von Taschenlampen verwenden oder ähnliches“ (Hertz 1995: 103; Übers. AK). Diese Beschwernisse dienen nicht nur dazu, das Netz schön ausgestreckt zu halten, sondern sie besitzen auch

noch eine weitere Funktion. Durch die Bewegung des gefangenen Tieres kann es geschehen, dass die kurzen Leinen mit ihren Gewichten in das Netz geschlungen werden, was als zusätzliche Sicherung der Beute dient (ebenda).

8.2 Die zwei Grundtypen des Gebrauchs von Netzen zum Robbenfang

Netze werden grundlegend auf zwei unterschiedliche Arten zum Robbenfang eingesetzt. Während der eisfreien Periode, d.h. insbesondere zu jener Zeit, in der schwindendes Tageslicht und an Stärke zunehmender Seegang das Zielen mit dem Gewehr vom Boot aus unmöglich machen, werden entlang der Küste die ersten Robbennetze im offenen Wasser ausgelegt.

8.2.1 Meeresnetze

*Imarsiutit*²⁷, um die grönländische Bezeichnung für Netze zu verwenden, die im eisfreien Wasser gesetzt werden, bestehen zumeist aus 3-4 Netzen des oben dokumentierten Typs. Man versucht durch eine vergrößerte Netzfläche die Erfolgchancen zu erhöhen, da sich die Robben auf ihren Streifzügen durchs offene Wasser frei bewegen können. Alte Fischernetze können ebenfalls zum Robbenfang verwendet werden.

Imarsiutit werden zumeist lotrecht zur Küste ausgelegt oder gegebenenfalls zwischen der Küste und einer Schäreninsel gesetzt (Hertz 1995: 94). Zumeist sind es die das offene Wasser bevorzugenden Sattelrobben, die ins Netz gehen, aber auch Ringelrobben zählen zur gewöhnlichen Beute.

Netze im offenen Wasser zu setzen bedeutet allerdings auch, dass sie dem Treibeis offen ausgeliefert sind, das von Strömung und Wind bewegt, jedes Jahr eine Vielzahl von Meeresnetzen zerstört.

8.2.2 Eisnetze

Robben können auch im Winter gefangen werden, wenn sich auf Fjord und Meer eine tragende Eisschicht gelegt hat. Eisnetze (grönländisch: *qassutit*²⁸) werden an der Eiskante gesetzt oder durch Löcher, die man

²⁷ Eigentlich: *qassutit imarsiutit*

²⁸ *qassutit* bedeutet übersetzt eigentlich „Netz“, während *qassutit imarsiutit* ein Netz zum Einsatz im Meer (offenen Wasser) bezeichnet. Die Tatsache, dass mit *qassutit* Eisnetze und nicht die im offenen Meer gebrauchten Netze bezeichnet werden, kann uns vielleicht einiges über den Stellenwert des Eisnetzes bzw. der ursprünglichen Verwendung von Netzen sagen. Während sich Eisnetze ohne großen Aufwand setzen lassen, da die Lokalitäten zu Fuß oder mit dem Hundeschlitten erreichbar sind, stelle ich es mir schwierig vor, ein 20 Meter langes Netz vom Kajak aus zu warten. Es ist natürlich fraglich, ob die Netze (falls in Verwendung) damals denn derartige Dimensionen überhaupt besaßen. Doch gleichzeitig stellt sich die Frage, ob kürzere Netze überhaupt Sinn machen würden, wenn sie im freien Wasser ausgelegt werden. Bedenkt man die hohe Verlustrate an Eisnetzen, die jedes

in die Eisdecke geschlagen hat, unter dem Eis ausgelegt. Die Netze werden bevorzugt an seichteren Stellen gesetzt, an gestrandeten Eisbergen oder in unmittelbarer Nähe zu den Atemlöchern der Robben. Es sind vorwiegend Ringelrobben, die man auf diese Weise fängt, aber auch die eine oder andere Bartrobbe geht mitunter ins Netz. Nur diese beiden Arten sind in den Wintermonaten unter dem Eis anzutreffen. Ringelrobben suchen stets die Nähe von Eis und auch in den Sommermonaten sind sie hauptsächlich in der Umgebung treibender Eismassen vorzufinden.

8.3 Kleine Geschichte des Robbennetzes

Die viel diskutierte Frage, wie lange die Tradition des Robbenfangs mit dem Netz bereits bestanden hat, lässt sich nur unzureichend beantworten. Alles deutet aber darauf hin, dass diese Fangmethode erst mit der Einführung von Pflanzenfaserseilen aus Hanf, Sisal oder Manila an Bedeutung gewann. Diese Materialien lassen sich um einiges leichter verarbeiten und handhaben als Walbarte. Aus Walbarten lassen sich durch Spalten der Fasern im Optimalfall Streifen von 1-2m Länge herstellen, die in der Folge zu längeren Stücken zusammengefügt werden. Doch wurden auch kürzere Stücke zu Leinen verarbeitet, wie sich aus diversen Objekten in der Sammlung des dänischen Nationalmuseums erkennen lässt (Griend 1994: 7). Mit Ankunft des dänischen Handels in Grönland, verlor Walbarte ihre Bedeutung als Rohmaterial zur Leinenherstellung und wurde hingegen zu einer wertvollen Handelsware.

Bei einer Ausgrabung auf Qeqertasussuk stieß man auf mehrere Stücke Walbarte, die Knoten aufwiesen und womöglich Teil eines Robbennetzes waren (Gulløv 2005: 74). Die Knoten in Verwendung sind von der Art, wie sie zum Knüpfen von Netzen verwendet werden (ebenda).

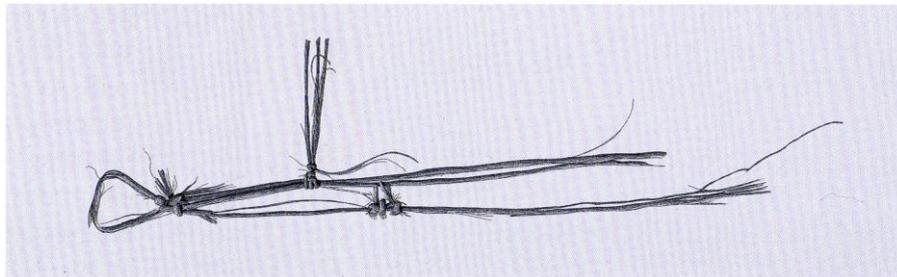


Abbildung 20: vermutlich Fragmente eines Robbennetzes aus Walbarte (Quelle: Grønlands Forhistorie 2005)

Jahr den Herbststürmen zum Opfer fallen, ist es vielleicht wenig verwunderlich, dass man bei Ausgrabungen nur selten auf Relikte dieser Jagdmethode stößt.

Ich bin mir der kurzen Reichweite dieser These bewusst, doch finde ich es dennoch wert, ihr einen Gedanken zu schenken.

Morten P. Porsild wurde von M. Mathiesen, dem damaligen Vorstand der Kolonie in Ritenbenk, ein altes Robbennetz aus Walbarte übergeben, das in einem Grab in Rodebai, etwas nördlich von Ilulissat, gefunden wurde. Das Netz ist zu einem Bündel zusammengelegt und sowohl eine Oberleine aus Tierhaut wie auch Senksteine sind vorhanden. „[...] none of the Greenlanders to whom I have shown it doubt its [sic] having been an ice net for just such hunting as this.“ (Porsild 1914: 178f).

Zoologen, die anhand von Tierknochen, die an den Ausgrabungsstellen in Qeqertasussuk vorzufinden waren, Aussagen über die Altersverteilung der erbeuteten Robben machten, kamen zu dem Schluss, dass der Gebrauch von Robbennetzen zur Erbeutung von vorbeziehenden Grönlandrobben überaus bedeutend war (Gulløv 2005: 74).

Eine weitere Theorie geht davon aus, dass diese Jagdmethode von den Wikingern ins Land gebracht und von den grönländischen Jägern übernommen wurde. Dies würde auch erklären, warum an keinem anderen Ort in der Arktis Hinweise auf eine antike Tradition dieser Jagdmethode zu finden sind (Gulløv 1995: 329). Ob Parrys Fund eines Walbartennetzes in einer aufgelassenen Siedlung im Lyon Inlet von 1821 (Porsild 1914: 176) diese Theorie entkräftet, wage ich nicht zu sagen, da mir keine genauere Information über diesen Fund vorliegt.

Jens Dahl geht davon aus, dass die Praxis des Robbenfanges mit dem Netz in vorkolonialer Zeit bekannt war, aber im Vergleich zu anderen Methoden der Robbenjagd von geringer Bedeutung gewesen sein muss.

„In its present form, ice-net sealing was introduced by Danish merchants and colonists“ (Dahl 2000: 144).

Der Autor berichtet auch von einem gewissen Johan Heinrich Bruun, der in den 60er Jahren des 18.Jh. den Robbenfang mittels Netz in Uummanaq einführte, eine Fangtechnik, die schließlich von Vertretern des dänischen Handels im gesamten Nordwesten übernommen wurde (ebenda).

Keld Hansen weiß von einem Andreas Bruun, der 1773 angeblich als Erster Robbennetze in Upernavik auslegte, um den Grönländern den Nutzen dieses Fanggeräts zu demonstrieren (Keld Hansen 2005: 146).

Die Verwendung von Walbarte als Ressource zur Herstellung von knüpfbarem Material beliebiger Länge ist vermutlich so alt wie die Jagd auf Bartenwale. Aufgrund ihrer Materialbeschaffenheit eignete sie sich durchaus zum Einsatz als Fischleine oder auch Ausgangsmaterial zur Fertigung von Netzen, wie zeitraubend auch immer ihre Verarbeitung gewesen sein mochte. Doch wenn man eines zur Genüge hatte, so war es Zeit.

Wenn es zur Beobachtung von Fang- und Jagdaktivitäten der Wikinger durch grönländische Jäger kam, so wirkten der Einsatz andersartiger Mittel und bislang unbekannter Strategien zur Erlangung von Beute

sicherlich inspirierend auf den grönländischen Beobachter (wie es auch sicherlich umgekehrt der Fall gewesen war, wenn grönländische Jäger bei der Jagd beobachtet wurden) und war zumindest Anlass einer gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Betrachteten. Inwiefern man das Beobachtete zu imitieren versuchte, darüber lässt sich nur spekulieren.

Die Einführung neuer Materialien wie Seilwerk aus Pflanzenfasern hat mit Sicherheit zu einer bedeutenden Wende im bisherigen Umgang mit knüpfbarem Material geführt. Dänische Beamte in der frühkolonialen Periode verfügten oft nicht über die nötige Zeit und das weidmännische Geschick, um aktiv Robben nachzustellen. Fleisch und insbesondere Blubber als Brennstoff stellten jedoch ein wichtiges Subsistenzmittel für die Pioniere des Handels dar, die zumeist in abgelegenen Gegenden lebten und großteils auf sich selbst gestellt waren. Für die meisten von ihnen stellte die Jagd keine besondere soziale oder kulturelle Aktivität dar, sondern diente dem Lebensunterhalt, der sich durch das Ernten der ausgesäten Netze durchaus profitabel verdienen ließ. Ihr profitables Tun trug folglich zur Popularität einer Jagdmethode bei, der man von grönländischer Seite anfangs vielleicht zögernd begegnete (Dahl 2000: 145), heute allerdings das zweitwichtigste Mittel zur Erbeutung von Robben darstellt.

Auch heutzutage stellt das Robbennetz vor allem auch für Jäger, die in der Robbenjagd auf offenem Meer nicht so erfolgreich sind, eine gute Möglichkeit dar, an Robbenfleisch und Robbenfell zu gelangen. In diese Gruppe von Leuten fallen beispielsweise ältere Jäger, als auch jene, die nicht in Besitz eines eigenen Bootes sind.

8.3.1 Robbenfang mit dem Eisnetz

Das Setzen des Robbennetzes soll exemplarisch am Eisnetz ausgeführt werden. Meeresnetze werden ähnlich dem Saiblingsnetz ausgelegt und bedürfen keiner besonderen Ausführung. Eine vereinfachende Zeichnung soll einen kurzen Eindruck des gesetzten Meeresnetzes vermitteln. Die Besonderheiten des Robbennetzes im Vergleich zum Saiblingsnetz werden im Bildtext noch einmal kurz hervorgehoben. Damit das Meeresnetz an der Oberfläche bleibt, werden wie im Falle des Saiblingsnetzes, jedoch im Gegensatz zu den Eisnetzen, Schwimmkörper an die Oberleine montiert.

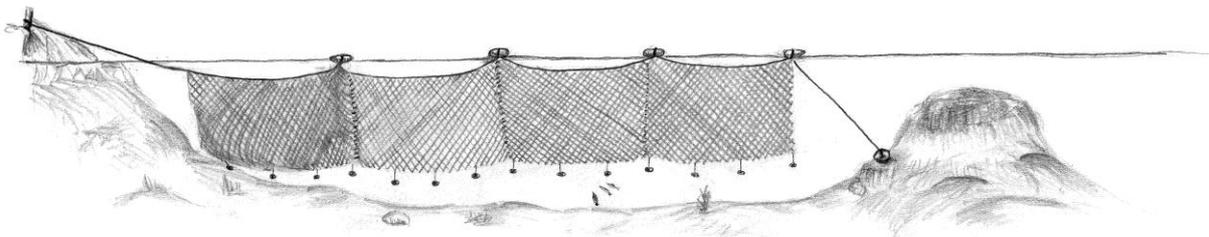


Abbildung 21: ein ausgelegtes Meeresnetz in Küstennähe (Zeichnung AK)

8.3.1.1 Die Wahl des richtigen Ortes

Legt sich November eine tragende Eisschicht auf Fjorde und Meer, beginnt man die ersten Eisnetze zu setzen.

Zuerst gilt es eine passende Lokalität zum Setzen des Eisnetzes zu wählen. Prinzipiell werden Eisnetze in Küstennähe ausgelegt, in der Umgebung von Landspitzen und Schäreninseln, die den Zug der Robben kanalisieren. Robbennetze werden an viel frequentierten Orten und Stellen von geringer Wassertiefe ausgelegt. Reicht das Netz bis auf den Boden, nimmt man dem Tier die Möglichkeit das Netz zu unterschwimmen und schmälert so seine Chance dem Netz zu entkommen. Auf Grund sitzende Eisberge und die Atemlöcher der Robben stellen ebenfalls ein hervorragendes Areal zum Setzen der Netze dar. Auch Spalten im Eis sind als Lokalität gut geeignet, wobei die Netze quer über die Spalte gesetzt werden. Hier muss man jedoch bedenken, dass durch die Bewegung des Eises, durch Sturm oder Strömung, die Spalten an Größe zunehmen und ein zu stramm gespanntes Netz mühelos gesprengt wird.

Auch die Herbststürme verschlingen jedes Jahr zahlreiche Netze und wenn es auch ein Grund zum Ärgernis ist, so bedeutet der Verlust der Netze in den seltensten Fällen einen großen Einbruch in der Haushaltsökonomie. Netze lassen sich problemlos unter geringem Kostenaufwand selbst herstellen und jeder Jäger in Nordwestgrönland verfügt über das nötige Know-how dazu. Jens Dahl erinnert sich an einen Tag im Februar, an dem er eine Zählung der vor Saqqaq gesetzten Eisnetze vornahm. 140 Netze zählte er in der Umgebung, genauso viele wie am darauf folgenden Tag in einem Sturm verloren gingen. Doch schon wenige Tage danach waren die verlorenen Netze durch neue ersetzt worden (Dahl 2000: 149).

Stürme stellen deshalb eine so große Bedrohung dar, da sie die Eisdecke aufbrechen. Eisberge, die ruhig vom Meereseis umschlossen daliegen, bieten dem Sturm eine Angriffsfläche und werden häufig aus ihrer Verankerung gerissen. Legt sich der Sturm wieder, findet man sich in einer völlig veränderten Landschaft wieder.

Wird das Netz am Fuße eines Eisbergs gesetzt, so ist darauf zu achten, dass, nachdem man ein Loch in die Eisdecke geschlagen hat, der Sockel des Eisbergs zu sehen ist, wenn man durch das Loch hindurch ins Wasser blickt. Eine derartige Lage des Lochs verspricht einen guten Fang. Ringelrobben suchen wie gesagt stets die Nähe des Eises. Festeis in Form von Eisbergen zählt ebenfalls zu einem der bevorzugten Aufenthaltsorte. Robben bewegen sich oft mit hoher Geschwindigkeit fort, auch wenn sie um den Sockel eines Eisbergs herum schwimmen. Dies macht sich der Jäger beim Setzen der Netze zunutze und platziert sie an den richtigen Stellen, sodass die Robben bei ihren rasanten Manövern von den Netzen überrascht und in diese eingewickelt werden.



Abbildung 22: Eisnetze werden dicht an Eisbergen gesetzt. Bei ihren rasanten Manövern um den Korpus des Eisbergs werden Robben vom Netz überrascht (Zeichnung AK).

8.3.1.2 Auslegen des Netzes

Um das Netz zu setzen, müssen zuerst drei Löcher in gleichem Abstand zueinander in die Eisdecke geschlagen werden. Man hilft sich hier mit einer Eispike (oder Eismeißel; grl. *tooq*), einem mannshohen Stab, an dessen Ende ein geschärfter Eisenmeißel befestigt ist. Nachdem das Loch ins Eis gestoßen wurde, befreit man mit einem Schöpfbehelf das Loch von losen Eisstücken. Dieser Behelf kann beispielsweise aus einer Milchpulverdose bestehen, die an einen hölzernen Schaft genagelt ist.

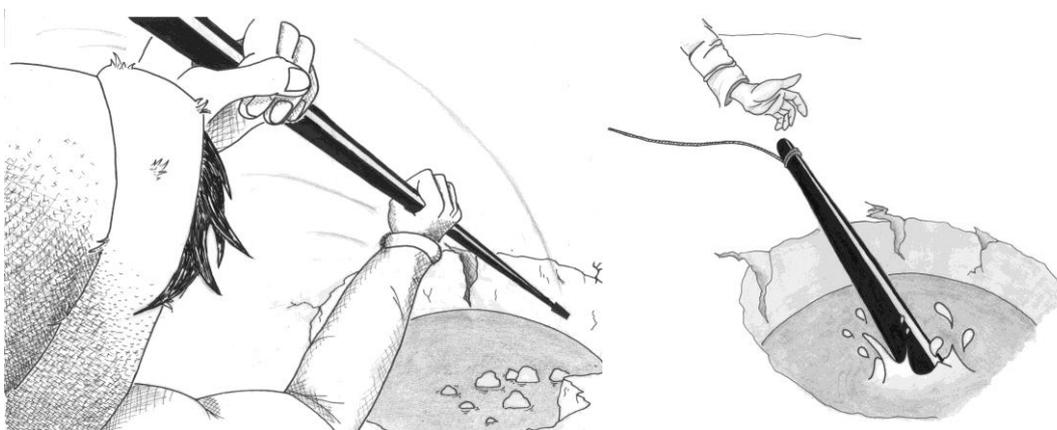


Abbildung 23: In die Eisdecke wird ein Loch gehackt; anschließend wird die Eispike mit der am Schaft befestigten Verbindungsleine unter dem Eis zum nächsten Loch hin geschoben (Zeichnungen AK).

Ein Ende des Netzes wird mit einer dünnen Leine an das metallene Ende einer der beiden Eispiken festgemacht, die man beim Setzen eines Eisnetzes dabei haben sollte. Wichtig ist hierbei, dass es sich um Eispiken handelt, die an der Wasseroberfläche treiben und nicht zu Boden sinken, wenn man sie ins Wasser gleiten lässt.

Die Eispike, an der die Leine befestigt ist, wird nun in eines der äußeren Löcher geschoben und mit Schwung unter dem Eis in Richtung mittleres Loch gestoßen, wobei der Schaft der Pike losgelassen wird. Hat man ihr die richtige Bahn vorgegeben, wird sie das mittlere Loch passieren, von wo aus sie an das letzte der 3 Löcher weiter bugsiert wird. Aus dem äußersten Loch wird sie schließlich herausgefischt, das Netz liegt unter dem Eis ausgebreitet.

Die zweite Pike dient als Behelf, falls man das Loch mit der Eispike verfehlt. Mit ihrer Hilfe lässt sich ein daneben gegangener Versuch ohne weiteres korrigieren.

Anfang und Ende der Oberleine des Netzes werden auf dem Eis fixiert. Entweder rammt man einen Pflock in das Eis, an dem man die Leine festmacht oder man hilft sich beispielsweise mit dem Eisbrocken, den man dem Loch entnommen hat. Übergießt man ihn an seinem Fuße mit Wasser, friert er am Boden fest und man erhält eine solide Vorrichtung, die zur Verankerung der Leine bestens geeignet ist.

Mit der Eispike fischt man im mittleren Loch die oben bereits erwähnte Schur hervor (siehe Kapitel 8.1.2), die in der Mitte der Oberleine festgemacht wurde. Auch sie wird jetzt an ein Stück Eis oder einen Pflock fixiert. Durch die Schnur am mittleren Loch lässt sich schließlich noch eine Feinkorrektur vornehmen, indem man mit ihrer Hilfe das Netz absenkt oder anhebt. Das Netz soll 20-30 cm unter dem Eis hängen (Hertz 1995: 102).

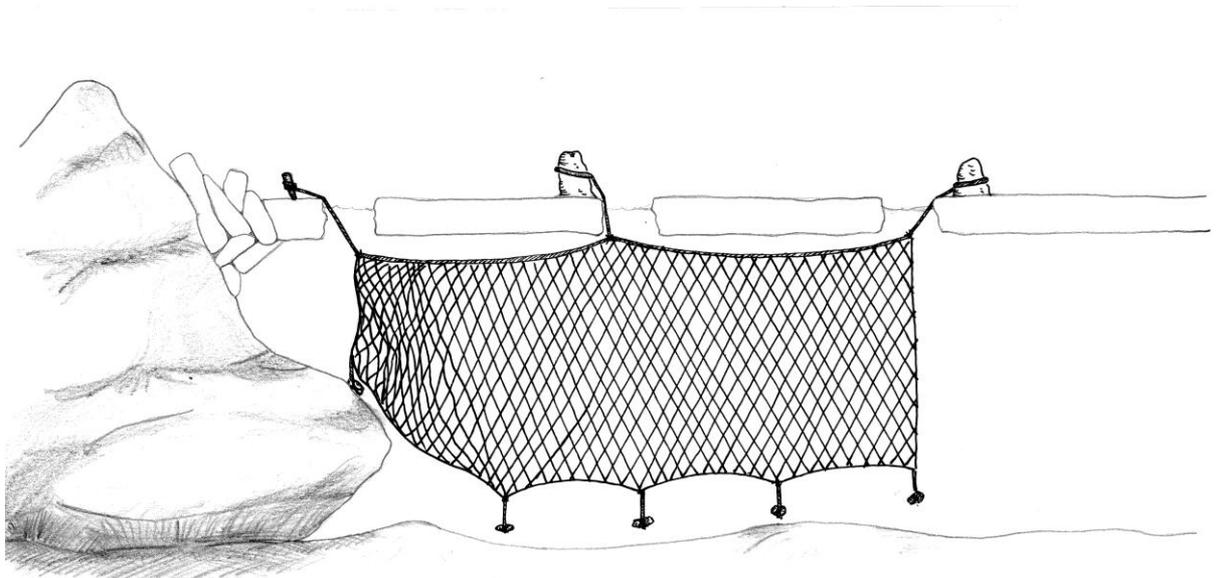


Abbildung 24: Das ausgelegte Eisnetz (Zeichnung AK)

Ist das Netz gesetzt, werden zum Schluss die Löcher mit Schnee und Eisstücken gefüllt. Innerhalb kürzester Zeit sind die Löcher zugefroren. Durch diesen Trick soll verhindert werden, dass es einer im Netz gefangenen Robbe gelingt, das Atemloch aufzubrechen. Ringelrobben halten ihre Atemlöcher mit den kräftigen Krallen ihrer Vorderflossen offen, im Vergleich zu anderen Arten, die hierzu ihre Vorder- bzw. Eckzähne des Oberkiefers verwenden (Born & Böcher 1999: 200).

Im innersten Teil der Fjorde trifft man auf die ältesten Exemplare von Ringelrobben. Das Fleisch der alten, insbesondere männlichen Robben riecht sehr streng und ist als Nahrung nicht besonders beliebt. Es wird also vermieden, einen *tiggak*, d.h. ein altes Robbenmännchen, zu fangen, weswegen die Netze eher nach jüngeren Robben gesetzt werden, die näher an der Eiskante leben. Es ist daher also nicht überraschend, dass es auch soziale Regeln gibt, die beim Setzen der Netze beachtet werden müssen. Eine solche Regel besagt z. B., dass 2 Netze verschiedener Jäger, die an ein und denselben Eisberg gesetzt werden, in ausreichendem Abstand voneinander gesetzt werden müssen, sodass sich die Netze nicht ineinander verwickeln können. „Bei Eisbergen gilt es, dass ein Jäger sein Netz so weit von den Netzen Anderer setzen muss, dass er es nicht von seinem eigenen aus sehen kann“ wie es Ole Hertz formuliert (Hertz 1995: 104; Übers. AK).

8.3.1.3 Kontrolle des Netzes

Es ist wichtig, dass die Netze in regelmäßigen Zeitabständen kontrolliert werden. Nach Netzen, die etwas weiter draußen liegen, sollte zumindest jeden zweiten Tag gesehen werden, während Netze in Küstennähe optimalerweise jeden Tag einer Kontrolle unterzogen werden sollten. Ist nämlich ein Tier in ein Netz gegangen, das nahe der Küste gesetzt wurde, so besteht die Gefahr, dass es innerhalb kürzester Zeit von Flohkrebse befallen wird. Flohkrebse ernähren sich zu einem Großteil von Aas und eine erstickte Robbe, die regungslos im Netz hängt, stellt eine willkommene Mahlzeit dar.

Wie es uns auch von anderen Kleintieren bekannt ist, setzen die Flohkrebse bei den Weichteilen an. Deshalb ist vom Befall zuerst die Kopfreion betroffen. Innerhalb kurzer Zeit breiten sie sich dann weiter aus und zerstören das Fell des gefangenen Tieres.

Ein weiteres Problem stellen die zahlreichen Haie dar, die sich ebenfalls an im Netz verstrickten Robben zu schaffen machen. Je länger das Netz unbeaufsichtigt im Wasser steht, desto größer wird die Chance, dass man seine Beute an eine der beiden Problemquellen verliert oder das gefangene Tier am Eis festfriert.

Der Angriff durch Flohkrebse ist aus dem Grund besonders ärgerlich, da durch die Methode des Netzfanges das Fell der gefangenen Tiere eigentlich nicht beschädigt wird, was sich beim Verkauf des Felles günstig auf die Einordnung in eine Qualitätsstufe auswirkt.

Durch die oben beschriebene Art des Netzsetzens ist es bei der Kontrolle nicht nötig, das ganze Netz aus dem Wasser zu nehmen. Nicht einmal, wenn eine oder mehrere Robben ins Netz gegangen sind. Man

öffnet das mittlere Loch, und prüft durch einen Zug an der angepflockten Mittelleine das Gewicht des Netzes. Mit etwas Gefühl kann man nicht nur sehr bald feststellen, ob man einen Fang gemacht hat, sondern auch an welcher der beiden Seiten die Robbe hängt.

Auch durch einen Blick ins Wasser lässt sich womöglich feststellen, ob und wo etwas ins Netz gegangen ist. Geht man mit dem Gesicht nahe an die Wasseroberfläche, während man die Hände rechts und links am Gesicht anlegt hat, um das Licht abzuschirmen und haucht man gegen die Wasseroberfläche, löst sich die dünne Eisschicht, die sich nach dem Aufhacken wieder gebildet hat und man erhält einen klaren Blick in die Tiefe. Man kann sich hier auch mit einem kleinen Spiegel helfen, der an einer Stange angebracht unter die Eisdecke geschoben wird um zu sehen, wo sich der Fang befindet.

Hat man herausgefunden, an welcher der beiden Seiten die Beute zu finden ist, löst man das respektive Ende aus seiner Verankerung und holt die Beute durch das mittlere Loch an die Oberfläche. Die Beute auf diese Art zu landen funktioniert allerdings nur, wenn das Netz durch den Befreiungskampf der Robbe nicht allzu stark verwickelt ist. Ist das Gegenteil der Fall, so kommt man nicht umher, das ganze Netz zu bergen und es neu zu setzen. Dabei geht man wieder wie beschrieben vor.

9 Die Haileine

Die folgenden Angaben beziehen sich explizit nur auf das besprochene Stück, das eine Gemeinschaftsarbeit der Schüler der *aalisartunut piniartunullu ilinniarfik* darstellt, an dem ich auch selbst mitgearbeitet habe. Unsere Hände gingen also mit unterschiedlichen Erfahrungen und Kenntnissen ans Werk, was sich natürlich im Zuge des Fertigungsprozesses in der Endkomposition manifestiert. Die Maße der unterschiedlichen Materialien wurde in der Regel vom Lehrer vorgegeben, der das Resultat nach Fertigstellung überprüfte. Eine detaillierte Dokumentation anderer Haileinen liegt mir nicht vor.

9.1 Technische Beschreibung der Herstellung einer Haileine

9.1.1.1 Verwendete Materialien

Hauptleine:	5 mm Nylonseil
Vorfach:	Schwarzer Bindfaden aus Nylon
	3 mm Stahlseil
	Metallklemmen
Haken:	Halslänge 13 cm, Durchmesser der Rundung 5 cm



Abbildung 25: Das Bild zeigt den Haken in Originalgröße (Foto AK)

9.1.2 Die Hauptleine

Die Hauptleine besteht aus einem 5mm dicken, kreuzgeschlagenen Nylonseil. Der Kreuzschlag oder Gegenschlag verleiht dem Seil im Gegensatz zu einem gleichgeschlagenen Seil eine höhere Steifigkeit. An ihr werden im Zuge der Fertigung die Vorfächer festgemacht.

Der Anfang der Hauptleine wird zu einem Auge mit 8 cm Durchmesser verspleißt.

Nach einer Länge von 390cm unbearbeiteten Seils ist ein kürzeres Stück Seil gleicher Stärke mit beiden Enden in den Hauptstrang eingeflochten, sodass es gemeinsam mit der Hauptleine ein Auge bildet. Die exakte Länge dieses kurzen Stücks lässt sich nur vermuten, da durch die Einflechtung in den Hauptstrang etwas von der tatsächlichen Länge „verlorengeht“; sie dürfte aber in etwa bei 60 cm liegen. Dieses Auge trägt das Vorfach. Der Spleiß hat die Funktion einer Sicherung und soll das Vorfach am Verrutschen entlang der Hauptleine hindern. Diesen Teil der Haileine werde ich im Folgenden als *Sicherung* bezeichnen.



Abbildung 26: Sicherung des Vorfachs mittels eingespleißten Seilstücks (Foto: AK)

Die Enden des kürzeren Seilstücks sind jeweils über eine Länge von 8-9cm in die Hauptleine eingeflochten, wodurch der Schlaufe eine Bewegungsfreiheit von 20 cm bleibt. Die Sicherungen sind in ausreichendem Abstand voneinander angebracht, um ein Verheddern der Vorfächer zu verhindern. Der Abstand entspricht etwas mehr als der zweifachen Länge des Vorfachs. Zum Maßnehmen wurde das Vorfach provisorisch an die Hauptleine gebunden (siehe Abbildung 27) und anschließend dessen Länge auf die Hauptleine übertragen. Im Folgenden nahm man ein zweites Vorfach zur Hand, legte es im Anschluss an den bemessenen Abschnitt der Hauptleine mit dem Haken an und markierte den Punkt, an dem die Schlaufe des Vorfachs endete. Zur Markierung dieses Punktes diente der bereits erwähnte provisorische Knoten.

Der Abstand zwischen der letzten Sicherung und dem Seilende beträgt 260cm und läuft ebenfalls in einen Augspleiß mit einem Durchmesser von 10 cm aus.

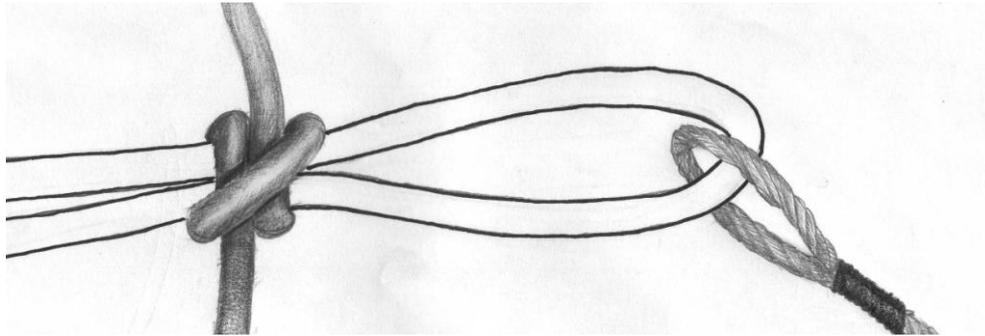


Abbildung 27: Markierung der Stelle, an der das Vorfach eingespleißt werden soll. Die provisorische Schlinge wird durch ein Seilstück gebildet, das mittels leicht lösbaren Knotens (Mastwurf bzw. Clove Hitch) um die Hauptleine gelegt wird (Zeichnung AK).

9.1.3 Das Vorfach

Die Vorfächer sind aus einem 3mm starken Stahlseil mit Gegenschlag gefertigt. Ob die hierdurch bedingte steifere Struktur des Seils in der Anwendung eine Rolle spielt ist unklar. Bei den lokalen Händlern ist nur eine kleine Auswahl an Rohmaterial erhältlich und ich kann mich nicht daran erinnern, unterschiedlich geschlagene Typen dünnen Stahlseils gesehen zu haben. Vermutlich hängt die Verwendung genau dieses Seiltyps mit dem Mangel an Alternativen zusammen.

Die Länge des Ausgangsmaterials für die Vorfächer, d.h. des unbearbeiteten Stahlseils, beträgt zwischen 230 und 178 cm. Das Maß wurde wie bereits bemerkt im Groben vom Lehrer vorgegeben, doch trennten die Schüler die Stücke, mit denen sie arbeiteten, selbst von der Rolle, wodurch sich die Längenunterschiede erklären lassen.

Ein Stahlseil ist aus mehreren Litzen gedreht, die ihrerseits wieder aus dünnen Drähten bestehen. Zur Fertigung der Schlaufen, die sich an den Enden des fertigen Vorfachs befinden, macht man sich diese Materialeigenschaften zunutze. Das Stahlseil wird an den Enden auf einer Länge von etwa 4cm durch Verdrehen gegen die Schlagrichtung in die einzelnen Litzen aufgefächert. Hierbei ergeben sich 2 Bündel von Drähten. Diese beiden Drahtbündel werden in gewünschtem Abstand überkreuz gelegt. Der Abstand zwischen diesen Kreuzungspunkt und dem Punkt, an dem das Stahlseil sich in die beiden Bündel gabelt, bestimmt die Größe der Schlaufe. Die abstehenden Enden werden um das entstandene Auge gedreht. Durch die Spannung des Schlags fügen sich die beiden Bündel zu einem Strang, der die gleiche Stärke besitzt wie das Stahlseil, das als Ausgangsmaterial diente. Die beiden Bündel können aber nicht zur Gänze in die Schlaufe eingearbeitet werden, weshalb sie an der Gabelung lose abstehen.

Um eine Behinderung oder Verletzung durch diese lose hervorstehenden Drähte zu verhindern und die Materialverbindung zu schützen, wird die Verbindungsstelle mit einem Bindfaden ummantelt. Der Knoten, der hierbei verwendet wird, lässt sich am besten durch eine Zeichnung veranschaulichen:

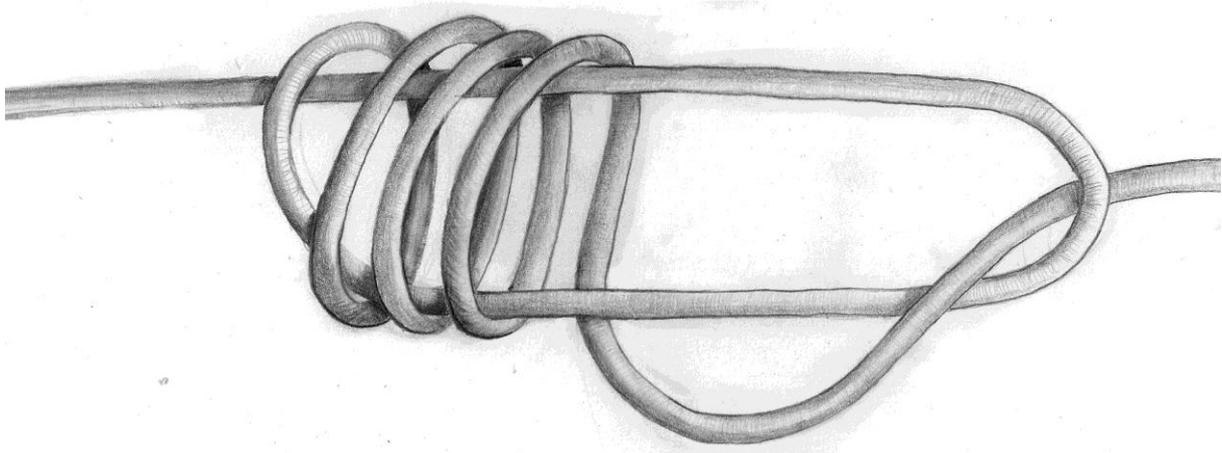


Abbildung 28: Der Ummantelungsknoten; dient in diesem Fall zum Einfassen abstehender Enden. Je nach Länge des einzufassenden Elements belegt man die Bucht des Tauwerks mit zusätzlichen Umwicklungen (Zeichnung AK).

Anstelle der Ummantelung mittels Bindfaden kamen auch Metallklammern zum Einsatz. Diese wurden lediglich zur Fixierung der Schlaufe, die den Haken hält, verwendet. Die Frage, warum nur fünf der Vorfächer eine Metallklammer tragen, lässt sich leicht beantworten. Es standen uns nicht mehr Stücke zur Verfügung, wohingegen es reichlich Bindfaden gab. Dies ist vermutlich auch ein Grund, warum sich die geschnürte Ummantelung einer größeren Popularität erfreut. Irgendwo hat man immer ein Stück Schnur; sie ist vielseitig verwendbar, kostengünstig und überall erhältlich. Im schlimmsten Fall trennt man ein Seil in seine Bestandteile auf und verwendet die einzelnen Fasern als Bindfäden.

An einem der beiden Enden des Vorfachs wird ein Haken befestigt. Dabei geht man wie bei der Schlaufenbildung vor, wobei die beiden Drahtbündel zuerst durch die Öse des Hakens geführt werden. Die Enden werden dann wie beschrieben mit dem Auge zur Schlaufe verdreht. Die leere Schlaufe am anderen Ende dient zur Befestigung an der *Hauptleine* und wird durch die *Sicherung* am Platz gehalten.

9.2 Praktische Anwendung der Haileine

Abhängig vom Einsatzort wird eine passende Verbindungsleine gewählt, die zur Fixierung der Haileine an einem festen Punkt dient. Üblicherweise wird die Verbindungsleine an Land festgemacht; in den Wintermonaten wird sie allerdings auch von der Eiskante gesetzt.

Nach der Fixierung wird die Leine per Boot in gerader Linie vor der Küste ausgelegt, sodass sie möglichst gestreckt am Meeresgrund zu liegen kommt. Die Haken sollten mit einem Köder versehen werden, der die unmittelbare Aufmerksamkeit der Haie auf sich zieht. Hierzu wird gerne auf verdorbenes Fleisch oder Robbenfett zurückgegriffen, die in Klumpen an den Haken angebracht werden.

Mancherorts werden über den Haken zusätzlich Dosen angebracht, die mit verrottetem Fleisch gefüllt sind, wodurch noch mehr vom würzigen Aroma des Verdorbenen ans Wasser abgegeben wird und die Haie angelockt werden.

„Über den Haken banden wir eine Dose mit verfaultem Fleisch als Köder an, zudem die Haken auch mit Ködern versehen waren.“ (Platou & Danielsen 2002: 12)

Am Ende der Hauptleine wird ein großer Stein (o. ä.) fixiert, der schwer genug ist, die Leine auch im bewegten Wasser einigermaßen am Platz zu halten. Die Materialien, die zur Fixierung des Steins verwendet werden, reichen von einfachem Seil bis hin zu Ketten, je nachdem, was zur Verfügung steht. Nachdem man sich in gerader Linie aufs Wasser hinaus begeben hat, wird die Leine, die nun gestreckt vor einem liegt, mit dem Ankerstein auf den Meeresgrund gesenkt. Abhängig von der Menge der Haie, die am jeweiligen Ort vorhanden ist, werden die Leinen nach 2 bis 24 Stunden wieder eingeholt. Allzu lange sollte man die Leinen nicht gesetzt lassen, da die gefangenen Tiere, die am Haken hängen, ihrerseits wieder anderen Artgenossen zur Beute werden. Nicht selten passiert es dann, dass einzig und allein der Kopf des Hais am Haken zurückbleibt.

Die Landung des Fangs stellt trotz der beachtlichen Größe der Haie keine sonderliche Herausforderung dar. Zwar kann das Einholen der Leine durchaus zu einem schweißtreibenden Unterfangen werden, doch liegt dies vielmehr am Gewicht und der Masse der gefangenen Tiere als an deren Gegenwehr. Als beinahe widerstandslos bezeichnen die grönländischen Jäger und Fischer das Verhalten des gehakten Hais.

Haie werden auch vom Boot aus gefangen (Hertz 1995: 91). Nachdem der Fang an die Oberfläche geholt worden ist, wird er sogleich mit Seilen für den Transport an Land oder die Eiskante gesichert. Lars Anker-Møller zeigt mit seinen Fotos, wie ein Hai ans Land gebracht wird, der sich an einer Langleine für Schwarzen Heilbutt zu schaffen gemacht hat und schließlich selbst am Haken landete. Nachdem eine Schlinge um die Schwanzflosse des Hais gelegt wurde, wird er an Land geschleppt.



Abbildung 29: Landung eines Grönlandhais (Quelle: Anker-Møller, 2007).

Üblicherweise werden die Haie mit Stichen in den Nacken getötet, beispielsweise mit einem Messer oder der Schneide einer Eispik (Hertz 1995: 92). Acht sollte man dennoch geben, da sich die Kiefer des Tieres noch bis zu 15 Minuten nach der Tötung bewegen können (Hertz 1995: 93).

Sind die Tiere einmal gelandet, werden sie noch vor Ort ausgeweidet, zerlegt und für den Heimtransport vorbereitet. Üblicherweise schneidet man lediglich das Fleisch vom Körper und verarbeitet es im Trocknungsvorgang zu Hundefutter. Mit der bevorstehenden wirtschaftlichen Nutzung des Grönlandhais als Lederlieferant dürfte jedoch der Fokus, der momentan auf dem Fleisch des Tieres liegt, bald wieder (siehe unten) auf andere Teile des Tierleibes übergehen.

9.3 Verwertung des Hais

Die Jagd auf den Grönlandhai spielt bis zum heutigen Tage eine eher untergeordnete Rolle. Als *boreo-arktische* Art (Born & Böcher, 1999: 156), deren Lebensraum sich sowohl über polare als auch atlantische Gewässer erstreckt, ist er zwar in großer Zahl vor der gesamten Küste Grönlands anzutreffen und unterliegt in seinem Vorkommen auch keinen saisonalen Einschränkungen, doch kommt den Produkten, die sich aus dem Hai gewinnen lassen, weder in substistenz- noch marktwirtschaftlichem Zusammenhang eine wesentliche Rolle zu.

„Das Fleisch des Haies wurde von Menschen nur in äußersten Notsituationen gegessen, und hier erst nachdem es eine dreiviertel Stunde in zwei Partien Wasser gekocht wurde“ (Hertz, 1995:93; Übers. AK).

Das Fleisch des Grönlandhais ist für den Menschen (und auch Hund) in rohem Zustand ungenießbar. Da der Hai über keine Nieren verfügt kommt es zu einer Ansammlung großer Mengen von Ammoniak im Fleisch des Grönlandhais, die vor einem eventuellen Verzehr durch eine Kombination aus Absickern, Verdunsten durch Trocknung und Auskochen des Fleisches entfernt werden kann. Eine bekannte Praxis ist es, das Fleisch in sogenannten Fleischgruben zu vergraben, in denen das Ammoniak während einer Lagerung von bis zu sechs Monaten aus dem Fleisch verschwindet (Anker-Møller, 2007: 236).

Wenngleich der Grönlandhai das ganze Jahr über als Beutetier verfügbar ist, wird vorrangig auf andere Arten zurückgegriffen, deren Auftreten saisonalen Variationen unterliegt. Hieraus kann man auch auf den niedrigen Stellenwert dieses Tieres im Beutespektrum der Jäger schließen. Auf den Hai als Beutetier wird nur dann zurückgegriffen, wenn es an Alternativen für Hundefutter mangelt oder um sich einen Vorrat an Hundefutter für Zeiten anzulegen, in denen klimatische Verhältnisse die Versorgung mit ausreichend frischem Fleisch schwierig gestalten. Den Stellenwert einer Delikatesse, wie beispielsweise in Island, hat das Fleisch des Grönlandhais in Grönland nie erreicht.

Die 4-5 Meter²⁹ langen Haie werden entweder gezielt mit der Haileine, wie sie oben beschrieben ist, gefangen, geraten mitunter jedoch auch unbeabsichtigt als Art Beifang in die Hände des Jägers.

Der Grönlandhai lebt in einer Tiefe von 200-2000 Metern³⁰, kommt manchmal (vorwiegend im Winter) aber auch an die Wasseroberfläche. Er ernährt sich vor allem von Aas und am Meeresgrund lebenden Fischen wie dem Schwarzen Heilbutt oder Seewolf; beides Arten, die auch für den Menschen von besonderem Interesse sind. Diese werden mit einer *Langleine* gefangen, an der sich in Abständen von anderthalb Metern 150-300 Haken (Hertz 1995: 72), manchenorts auch bis zu 1000 Haken (Anker-Møller 2007: 220) befinden, wie beispielsweise an der Ostküste. Wenn die Langleinen über einen zu großen

²⁹ Über die Größe und das Gewicht des Grönlandhais finden sich unterschiedlichste Angaben. Während die Greenland Company von einem „[...] enormous arctic fish weighing up to 200kg“ (<http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/the-shark-itself.aspx>) spricht, schreibt Morten Dahl von der DTU dem Hai eine Länge von über 7 Meter und einem Gewicht von bis zu 700 kg zu (http://www.dtu.dk/Nyheder/Nyt_fra_DTU/Arkiv.aspx?guid={C186012C-576B-488E-8ABF-EAFBA54FB5DB}). Ole Hertz erwähnt bei seiner Auflistung der wichtigsten wirtschaftlich genutzten Tiere den Grönlandhai als 3-4 m, maximal 8 m lang und ca. 700 kg schwer (Hertz 1995: 191)

³⁰ Auch bzgl. des Lebensraums stößt man in der Literatur immer wieder auf die unterschiedlichsten Angaben. Während die grönländische Wochenzeitung *Sermitsiaq* vom 22.6.2009 den Lebensraum des Hais auf eine Tiefe von 2km beschränkt, nennt Ole Hertz einen Bereich von 200-800 Metern (Hertz 1995: 91), die Greenland Company hingegen einen Bereich zwischen 600-2000 Metern (<http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/the-shark-itself.aspx>)

Zeitraum ausgelegt sind, besteht die Gefahr, dass sich Haie an den gefangenen Heilbutten oder Seewölfen zu schaffen machen. Zumeist bedeutet dies den Verlust der Langleine, da der Hai die Leine mit seinen scharfen Zähnen kappt. Mitunter kann es jedoch geschehen, dass ein Hai selbst an einen Haken gerät und beim Einholen der Langleine in die Hände des Jägers oder Fischers gerät. In einigen Online-Kommentaren (siehe z.B. <http://videnskab.dk/composite-1778.htm>) ist zu lesen, dass derart gefangene Hai in der Regel an Land bzw. zur Eiskante geschleppt, getötet und ins Meer zurückgeworfen werden.

Da der Hai durch seine Übergriffe auf die ausgelegten Langleinen als Fischereischädling aufgefasst wird und dem einzelnen Jäger durch Zerstörung seiner Ausrüstung materiellen und finanziellen Schaden zufügt, wird manchmal gezielt auf Haie gefischt, um den Bestand zu minimieren. Der Hai tritt heute an manchen Orten nämlich in derart großen Mengen auf, dass er nach Meinung vieler Fischer und Jäger wirklich zu einem ernstem Problem geworden ist.

Von den 1950er Jahren bis zu Beginn der 1970er Jahre war der Fang von Haien eine durchaus gewinnbringende Angelegenheit. Die Haut des Hais konnte beim KGH³¹ eingehandelt werden, die im Anschluss zu Leder verarbeitet wurde, das vor allem für Taschen, Schuhe und andere Luxusartikel Anwendung fand. Auch die Leber war wegen ihres hohen Vitamin-A-Gehalts in der europäischen Pharma- und Kosmetikindustrie sehr gefragt.

40 Jahre lang sollte sich das Interesse an diesem Tier lediglich auf den Nutzen als Hundefutter beschränken, doch dies sollte sich schließlich im Winter/Frühjahr 2009 ändern: „Fauler Grönlandhai kann zu Biogas werden“ lautete die Überschrift des Artikels vom 2. Februar 2009 auf videnskab.dk – und weiter:

„Der Grönlandhai ist als Nahrung nicht zu gebrauchen und ist überdies auch noch Gegenstand ewigen Ärgernisses. Aber das Zentrum für arktische Technologie an der DTU³² untersucht, ob er als Ressource zur Biovergasung von Nutzen sein kann“³³

Der Artikel berichtet von Marianne Willemoes Jørgensens Ph.d.-Projekt zur alternativen Nutzung von Fischereirestprodukten in der Uummannaq Kommune und erläutert die Bedeutung der großen Mengen Fettstoff im giftigen Fleisch des Grönlandhais für Biovergasung und die Produktion von Bio-Öl³⁴.

³¹ Kongelig Grønlandsk Handel; Handelskompagnie des dänischen Königreichs, die auf Monopolbasis den Handel mit den grönländische Kolonien innehatte.

³² Dänische technische Universität in Lyngby

³³ Zitat aus: http://www.videnskab.dk/content/dk/miljo_natur/doven_gronlandshaj_kan_blive_til_biogas#

³⁴ Der ganze Artikel ist nachzulesen unter:

www.videnskab.dk/content/dk/miljo_natur/doven_gronlandshaj_kan_blive_til_biogas#

Kurze Zeit später war davon zu hören, dass in der Gegend um Uummanaq und Qaarsut 20 Versuchstiere gefangen wurden, um die Haut der Haie auf ihre besonderen Eigenschaften zu testen. „THE DANISH TECHNOLOGICAL INSITUTE concluded in June 2009 that the skin of the Greenland Shark is incredible strong. It is 6-7 times stronger than the skin of a cow often used in clothing design“³⁵ ist auf der Homepage des jungen Unternehmens *Greenland Company* zu lesen, die sich zum Ziel gesetzt hat, Haileder auf betont nachhaltige Weise zu nutzen und so die Lücke, die durch den Einbruch des Fellmarktes entstanden ist, zu füllen³⁶. Abgesehen von der Belastbarkeit des Leders, besitzt der Grönlandhai „eine Menge Eigenschaften, die wir als Erste so richtig entdeckt haben und in denen wir Nutzen sehen“³⁷, meint Nauja Lyng Lyngesen in einem Artikel der dänischen Zeitung „Børsen“ und nennt unter anderem die einzigartige Atmungsaktivität und die wasserabweisenden Eigenschaften des Materials. Das bereits erwähnte Öl, das aus der Leber des Tieres gewonnen werden kann, soll ebenfalls über sehr besondere Eigenschaften verfügen, die vor allem in der Krebsforschung auf großes Interesse stoßen³⁸.

Es ist also ein neuer Wirtschaftszweig am Entstehen, der den Grönlandhai ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellt. Wenngleich eine nachhaltige Nutzung des Tieres propagiert wird, ist jedoch zu bedenken, dass es sich beim Grönlandhai um eine Art handelt, über die man nur sehr wenig Bescheid weiß. Für die Fischer und Jäger eher eine unliebsame Zufallsbegegnung als wünschenswertes Beutetier (abgesehen von der Rolle des Fleisches als Hundefutter) kam dem Hai keine sonderliche kulturelle Bedeutung zu, was vermutlich erklärt, warum sich das Wissen über dieses urtümliche Tier, das sich vorwiegend in großen Tiefen aufhält, als eher spärlich erweist.

Auch von Seiten der Naturwissenschaften stößt die biologische Expertise bald an ihre Grenzen, wenn es sich um die Biologie des Grönlandhais handelt. Dies wird auch in den divergierenden Angaben zu Größe, Gewicht und Lebensraum ersichtlich (siehe ²⁹ bzw. ³⁰).

Die Greenland Company formuliert es folgendermaßen dramatisch:

„A FASCINATING SHARK which is the longest living vertebrate living on the planet and is in size as a carnivorous shark only surpassed by the Great White Shark. Still our knowledge about the

³⁵ Quelle: www.greenlandcompany.com/greenland-shark/design-.aspx

³⁶ Auf der Homepage des Unternehmens tauchen 3 unterschiedliche Angaben zur Festigkeit des Leders auf: 6-8, 6-7 und 7-8 Mal so stark wie Rindsleder soll die gegerbte Haut des Hais sein.

³⁷ Zitat in eigener Übersetzung, nachzulesen auf: www.greenlandcompany.com/media/2694/b%C3%B8rsen_nov.pdf

³⁸ Quelle: <http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/science.aspx>

Greenland Shark is only now beginning to take of” - und weiter: „But we keep getting wiser.“³⁹

Es ist fraglich, ob sich eine nachhaltige Nutzung des Grönlandhais auf dieser spärlichen Wissensgrundlage etablieren lässt. Sich ohne solides Wissen an die kommerzielle Ausbeutung einer Art zu machen hat mit Nachhaltigkeit, geschweige denn Weisheit, auf jeden Fall wenig zu tun.

³⁹ Quelle: <http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/the-shark-itself.aspx>

10 Die Langleine

In vielerlei Hinsicht spielt Geld heute eine bedeutende Rolle in der Haushaltsökonomie grönländischer Jägerfamilien. Die Integration von entlohnter Arbeit in den jährlichen Ablauf subsistenzbasierter Aktivität stellt keinen Bruch mit der bisherigen traditionellen Wirtschaftsform dar. Sie ist eher als geringfügige Modifikation der Subsistenzwirtschaft zu betrachten, wie sie vor Einführung eines marktwirtschaftlichen Systems in Grönland existierte.

Das Konzept der Subsistenz wird von westlichen Augen oft fälschlicherweise als starres Konzept betrachtet und lässt dieser Auffassung entsprechend Änderungen nur bis zu einem gewissen Maße zu. Das Prinzip der Subsistenz aber ist als dynamisches Prinzip anzusehen, das auf Änderungen in der Umwelt durch die Integration alternativer Strategien reagiert, ohne dabei einer marktwirtschaftlichen Logik zu folgen. Tatsächlich ermöglichen kommerziell ausgerichtete Tätigkeiten wie der Heilbuttfang erst die Fortsetzung des „Hunting way of life“ (Dahl 2000) in einem modernen Grönland.⁴⁰

10.1 Der Schwarze Heilbutt als Geldquelle

Der Fang des Schwarzen Heilbutts (*Reinhardtius hippoglossoides*) stellt heutzutage die wichtigste dieser kommerziellen Nischen dar. Der Heilbutt wird vorwiegend mit der Langleine gefangen und von lokalen Fischverarbeitungsanlagen der staatlichen Firma *Royal Greenland* und der privaten Firma *Polar Seafood* eingehandelt. Nur wenige Jahre zuvor, stellte der Heilbuttfang noch eine Absicherung in Zeiten ausbleibenden Jagderfolgs dar.

Keld Hansen äußert sich folgendermaßen zu den Konsequenzen des Heilbuttfangs im etwas nördlich meines Forschungsfeldes gelegenen Upernavik-Distrikt auf die Lebensbedingungen der Lokalbevölkerung:

Fishing with a long line for Greenland halibut, especially in the winter months, has since the 1980s contributed to the inhabitants of the settlements in Upernavik northern district achieving a much higher standard of living and more secure sources of income than previously. Most men no longer refer to themselves as „hunters“ but „hunter/fishers“ (Keld Hansen 2008: 155).

⁴⁰ für eine genauere Analyse der ökonomischen Rahmenbedingungen des Fisch- und Jagderwerbs siehe Rasmussen 2005.

Die Langleine wird nicht ausschließlich zum Heilbuttfang gesetzt, sondern auch Seewolf wird gezielt gefischt. Man kann jedoch natürlich nicht vermeiden, dass auch andere Fische wie Rotbarsch (*Sebastes marinus*), Seehasen (*Cyclopteridae*), Grenadierfische (*Macrouridae*), weißer Heilbutt (*Hippoglossus hippoglossus*) und selten auch Sternrochen (*Amblyraja radiata*) bzw. Arktischer Rochen (*Amblyraja hyperborea*) den Köder nehmen.

Die vorliegende Beschreibung basiert auf einer Langleine, die von der Jagd- und Fischfangschule in Uummannaq stammt. Sie besitzt eine ungefähre Gesamtlänge von 160 m und weist 104 Haken auf, die über Vorfächer mit der Hauptleine verbunden sind.

Über die Art der Verankerung am Meeresboden sowie an Land, gibt uns das Objekt selbst keine Auskünfte. Was den Einsatz der Langleine betrifft, fehlt mir selbst leider auch die nötige Erfahrung, da es sich um einen Gegenstand handelt, dem ich während meiner Feldforschung leider nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe.

Die Besprechung des Gegenstandes basiert also größtenteils auf der angeführten Literatur und insbesondere Hertz (1995) hat sich als sehr ergiebige Informationsquelle erwiesen.

Details zur Fertigung werden in den folgenden Abschnitten behandelt.

10.2 Technische Beschreibung der Herstellung einer Langleine

10.2.1.1 Verwendete Materialien:

Hauptleine: Nylonschnur 2mm Durchmesser

Vorfach: 1mm Nylonschnur

Haken: Halslänge beträgt 4,5 cm, Rundung des Halses 1,5cm Durchmesser

Als Langleine bezeichne ich im Folgenden ausschließlich die mit Haken versehene Fangleine. Von den unterschiedlichen Arten des Auslegens und den unterschiedlichen Varianten, in denen Ankersteine und Gleitbleche angefügt werden, möchte ich vorerst absehen. Auf diese Elemente wird gesondert in der Diskussion um die Anwendung der Leinen eingegangen.

Nach einer Länge von 155 bzw. 172 cm⁴¹ ist der Hauptstrang der Langleine erstmals durch ein Vorfach unterbrochen.

Zur Festmachung des Vorfachs am Hauptstrang bedient man sich eines *Halben Schlags*, wobei die Schnur des Vorfaches vor dem Verknoten zwischen den Litzen der Hauptleine durchgeschoben wird.

⁴¹ Der Unterschied in der Längenangabe resultiert daraus, dass aus dem beschriebenen Stück nicht klar hervorgeht, an welchem Ende der Ankerstein befestigt wird bzw. welches Ende die Verbindung zum Strick herstellt, der die Langleine am Land bzw. an der Boje sichert.

Hierzu wird die Hauptleine gegen den Schlag aufgedreht, wodurch ein Auge entsteht, durch welches das Ende des Vorfaches gefädelt wird.

Das Vorfach wird durch die Spannung des Schlages am Platz gehalten, die umso größer ist, je mehr Zug die Leine ausgesetzt ist.

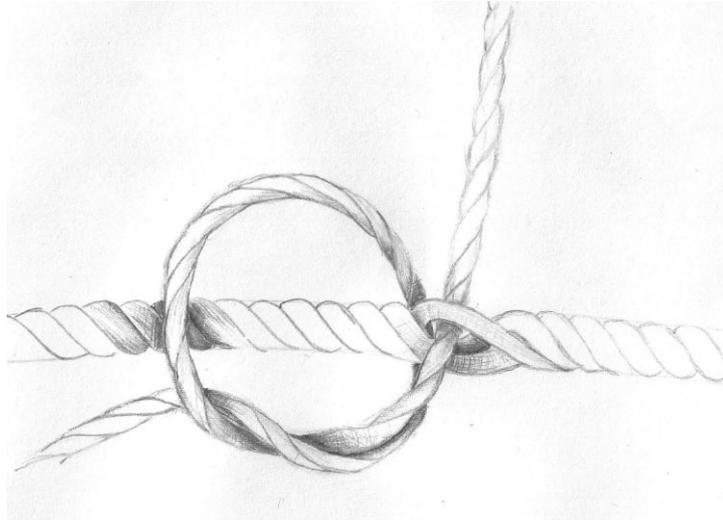


Abbildung 30: Befestigung des Vorfaches einer Langleine (Zeichnung: AK)

Beide Enden des Vorfaches werden mit dem Feuerzeug versengt, wodurch das Knotenknüpfen und Durchfädeln zwischen den Litzen vereinfacht wird. Die versengten Enden verhindern nach dem Verknoten zusätzlich das Durchrutschen der Enden durch die gelegten Schlaufen.

Die Länge der für das Vorfach verwendeten Nylonschnur beträgt im Durchschnitt 82 cm. Sie ist an einem Ende an der Hauptleine festgemacht, am anderen befindet sich ein Haken. Die Vorfächer werden im Abstand von 150cm voneinander angebracht. Insgesamt ist die Leine mit 104 Haken versehen. Hieraus ergibt sich eine ungefähre Länge von ca. 160m für die Haken tragende Langleine.

Die nachstehende Skizze (Abbildung 31) zeigt den Knoten, mit dem der Haken ans Vorfach gebunden wurde.

In Anbetracht der verwendeten Materialien und des geringen Aufwandes der Fertigung lassen sich Langleinen kostengünstig selbst herstellen.

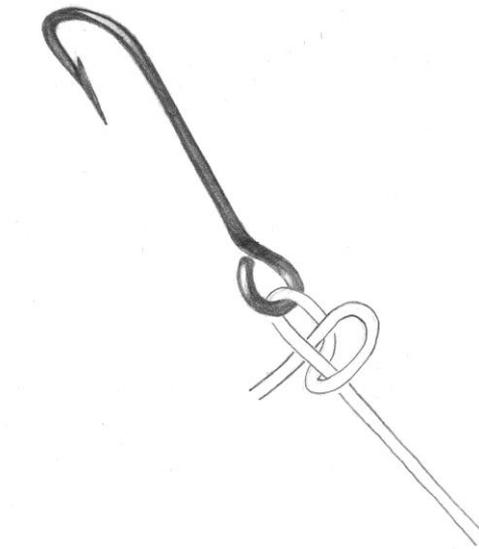


Abbildung 31: Befestigung des Hakens an das Vorfach (Zeichnung: AK)

10.3 Praktische Anwendung der Langleine

Abhängig von der Jahreszeit können Langleinen auf unterschiedliche Weise gesetzt werden. Man kann grundsätzlich zwischen zwei Methoden unterscheiden. Im Winter, wenn Fjorde mit Eis bedeckt sind, begeben sich viele Jäger und Fischer mit dem Hundeschlitten zu den Fangplätzen. Oft wird direkt vor Ort ein Lager aufgeschlagen, in dem man sich die Zeit vertreibt, bis die Leinen wieder hoch geholt werden. Es handelt sich dabei um Schlittenzelte, kleine Zelte, die über einem oder zwei Schlitten errichtet werden. Der Schlitten wird in diesen Stunden des Wartens zu einer Pritsche umfunktioniert, wobei oft über einem kleinen Spirituskocher (schlicht als „Primus“ bezeichnet) Wasser geschmolzen, etwas zu Essen bereitet und Tee oder Kaffee gekocht wird. Es sind jedoch auch andere Varianten von Zelten verbreitet. Gewöhnlich ernähren sich die Fischer während dieser Tage vom eigenen Fang. Der Fisch wird in kompakte Stücke geschnitten und in einem Topf voller Wasser gar gekocht.

Ob man sich dazu entschließt am Fangplatz zu übernachten hängt vorwiegend von der Entfernung zwischen dem Heim und dem Fangplatz ab. Im Falle des Ilulissat-Fjordes verbringen die Fischer die meiste Zeit bei ihren Langleinen, sobald es die Eislage zulässt.

Während der eisfreien Zeit bedient man sich des Bootes, um zu den geeigneten Stellen zu gelangen, an denen man sich reichen Fang verspricht. Die Langleine kann entweder an Land an hierfür vorgesehene Vorrichtungen wie Seilen, Ketten, Schlingen, Karabiner befestigt werden (vgl. Haileine) oder sie wird an einer Boje festgemacht, die ihrerseits am Meeresgrund verankert ist.

Die unterschiedlichen Setzmethode erlauben Variationen in der Zusammensetzung der Langleinen, sodass Eislanglein beispieisweise zumeist über eine Anzahl von 90 Haken verfügen (Hertz 1995)

während Langleinen fürs offene Wasser ungefähr 150-300 Haken besitzen (ebenda). Dieser Unterschied in der Hakenanzahl lässt sich durch die Art erklären, wie die Leine ausgelegt werden.

10.3.1 Das Setzen der Langleine im offenen Wasser

Bei der Auswahl des Ortes, an dem die Leine gesetzt wird, greift der Fischer auf seine Erfahrung und Intuition zurück. Prinzipiell wird eine Stelle so lange befischt, wie sie Ertrag einbringt.

Die Langleine wird im eisfreien Wasser auf zwei unterschiedliche Arten gesetzt. Einerseits wird sie mit einem Ankerstein auf Grund gelegt und der Ort mit einer Boje (auch Plastikkanister o.ä.) markiert, an der das Ende der Befestigungsleine/Auslegerleine fixiert ist. Dies ist die gängigste Praxis in den Gewässern vor Ilulissat und bringt auch den Vorteil mit sich, dass die Bojen auch bei Seegang erreichbar sind, während dies bei den an der Küste befestigten Leinen nicht der Fall ist.

Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Auslegerleine an der Küste festzumachen und sie von dort aus zu setzen. Der Setzvorgang ähnelt dem der Haileine, dennoch möchte ich ihn hier kurz anschnitten.

Als erstes fährt man mit dem Boot zur Befestigungsvorrichtung an der Küste und bindet die Auslegeleine an die dafür vorgesehene Station. In der Folge fährt man lotrecht zur Küste aufs Meer hinaus, bis die hakenlose Befestigungsleine ausgestreckt ist und setzt den ersten Ankerstein. Die Leine ist in einem Bottich gesammelt und läuft durch die Bewegung des Bootes von selbst aus. Beim Ankerstein muss es sich nicht um einen Stein im engeren Sinne handeln, sondern jeder erdenkliche Gegenstand, der schwer genug ist, um die Leine am Grund zu halten, kommt in Frage. Es ist jedoch zu beachten, dass dieser gegebenenfalls mit einem Tuch oder Ähnlichem zu umwickeln ist, um ein Durchscheuern der Leine zu verhindern (Hertz 1995). Durch das Absinken des ersten Ankersteins und die fortsetzende Bewegung des Bootes läuft die behakte und beköderte Langleine aus und streckt sich, bis schließlich der zweite Ankerstein gesetzt wird, der die ausgestreckte Langleine am Platz hält.

10.3.1.1 Das Einholen der Leine

Beim Einholen der Leine beginnt man zu Lande, bei der Befestigung der Auslegeleine und arbeitet sich in gleicher Richtung wie beim Auslegen vor. Das Einholen kann zu einer anstrengenden Arbeit werden, wenn der Wind ungünstig auf das Boot einwirkt und die Leine noch dazu an einer tiefen Stelle ausgelegt wurde. Vielerorts werden in der professionellen Jollenfischerei zum Einholen der Leine anstelle der handbetriebenen Kurbelwinden motorisierte Winden verwendet. Das nachstehende Bild (Abbildung 32) zeigt eine solche motorisierte Winde. Von professionellen Fischern wird die Leine gleich im Anschluss an das Einholen neu beködert und wieder ausgelegt.



Amoorut




Amoorut motoreqarpoq
nipaatumik 4-takts
Honda GX 25
Ningittakkanut
qassutinullu
amoorutaasinnaasoq.

*Nioqqutissaaterpassuaqarpugut
sianerlutit Paasiniaagit.
Aamma
Internet-imi quppernerput
Alakkaruk..*

Tekniske data:
Amoorsinnaavaa : 220kg
Minutsimut: 0 til 30 m /min
Oqimaassusaa : 7,5 kg
1½ time tankia
ulikkaaqqasoq

Akia/taamaallaat 9500,- ingerlassutaasinnaavoq

Taamaallaat Arctic Waves ApS-mi  Tretorn
Drago Boats  SELVA
tlf:814400 www.arcticwaves.gl  FINME  SELVA




Abbildung 32: Motorisierte Winde zum Einholen von Langleinen.

(Quelle: Sineriassortoq; Aalisartunut piniartullu nutaarsiassat nr. 3, 2009)

10.3.1.2 Beköderung

Als Köder werden vorwiegend Lodden verwendet, die in den Monaten Mai/Juni in großen Schwärmen die grönländischen Küsten heimsuchen um zu laichen. Doch auch Fjorddorsch und importierter Hornhecht bzw. Tintenfisch dienen als Köder (Hertz 1995: 105). Die gängigste Praxis, die mir unterkam, war einen der gefangenen Fische in Streifen zu schneiden und diesen als Köder zu verwenden.

Werden die Haken mit Fischstücken beködert, so ist der Haken von der Fleischseite durch den Köder zu führen, sodass die feste Fischhaut nach außen zeigt. So sitzt der Köder am besten (Hertz 1995: 73).

10.3.2 Das Setzen der Langleine durchs Eis

Zur Dokumentation des winterlichen Gebrauchs der Langleine war Sidse Thorstholm Larsens film „Kiffaanngissuseq maani“ (2007) von großer Hilfe. Er half mir Unklarheiten zu klären, die durch Lücken in meiner eigenen Dokumentation entstanden waren.

In den Winter- und Frühlingsmonaten sucht man in Ilulissat die eisbedeckten Fjorde auf, um die Langleinen durchs Eis zu setzen. Zumeist verbringen die Fischer mehrere Tage am Fjord, bevor sie sich

mit dem voll bepackten Schlitten wieder auf den Weg in die Stadt machen. Zu diesem Zeitpunkt ist der Schlitten mit 150-300 kg schwarzen Heilbutts beladen. Übernachtet wird in einem Zelt bzw. Schlittenzelt, das 2-3 Leuten Platz bietet.

Das Langleinenfischen zur Zeit des eisbedeckten Meeres unterscheidet sich nicht nur in der Länge der Leine, der Art, wie die Leine gesetzt wird und den Hilfsmitteln, die hierzu zum Einsatz kommen, sondern auch in den Transportmitteln, die genutzt werden um zu den Fanggründen zu gelangen.

Während man in den Sommermonaten das Boot zum benutzt, wird in den Winter- und Frühlingsmonaten aus verständlichen Gründen auf den Hundeschlitten zurückgegriffen. Einen interessanten Aspekt stellen hierbei die Erhaltungskosten des Gefährtes dar. Der Schlitten wird unmittelbar durch die Jagd-/Fischpraxis an sich am Laufen gehalten, indem die Hunde mit einem Teil des Fanges gefüttert werden. Sie erhalten eigens gefangene Fische wie auch die Innereien, die beim Ausnehmen der Fische ohnehin als Reste anfallen. Es ist also kein monetärer Extraaufwand notwendig um den Schlitten zu betreiben, wenn man von etwaigen Ausbesserungsarbeiten und den Werkzeugen, die hierfür nötig sind (z.B. Schmirgelpapier zum Schleifen der Metallkufen), absieht.

Die frisch gefangenen Tiere versorgen auch die Fischer während ihres Aufenthaltes am Fjord mit Nahrung.

10.3.2.1 Errichten der Station

Ist der Ort einmal gewählt, wird zunächst das Gestell in Position gebracht, auf dem die Rolle mit der aufgewickelten Leine platziert wird. An beiden Seiten der Rolle sind Kurbeln angebracht, die das Hochhieven der Netze erleichtern. Bei dem Gestell handelt es sich um ein verschweißtes Konstrukt, das auf zwei metallenen Beinen steht, die in das Eis gerammt werden.

Vor dem Gestell wird mit dem Eismeißel (grl. *tooq*) ein großzügiges Loch ins Eis geschlagen. Die Eisstücke werden mithilfe einer Schaufel aus dem Loch gefischt. Stumpft der Tooq durch häufigen Gebrauch ab, wird er mit einer Metallfeile angeschliffen. Der Meißel besitzt grundsätzlich nur auf einer Seite eine angeschliffene Phase.

Mit der Langleine wird gezielt auf am Boden lebende Fische gefischt, im Regelfall Schwarzer Heilbutt und Seewolf, wodurch es verständlich ist, dass die mit Haken versehene Leine in ihrer gesamten Länge am Meeresboden liegen muss, um ihr volles Potenzial entfalten zu können. Um dies zu ermöglichen, ist sie an einem Ende mit einem langen Nylonseil verbunden, auf das ich mich in der Folge als *Auslegeleine* beziehen werde. Die Auslegeleine stellt im Prinzip die Verbindung zwischen der am Meeresgrund liegenden Langleine und dem Ort über oder an der Wasseroberfläche (Winde, Küste bzw. Boje) dar. Die Länge der Auslegeleinen variiert mit den Orten, an denen die Langleinen gesetzt werden. In Hertz' Beschreibung liegt ihre Länge zwischen 200 und 400m, wenn die Langleine vom Boot aus gesetzt wird (Hertz 1995). Während meines Aufenthaltes in Ilulissat kam mir zu Ohren, dass das Befischen einer Tiefe

von 1000m keine Seltenheit darstellt. In Anbetracht der enormen Tiefen des Ilulissat-Eisfjords ist die Meterangabe auch nicht überraschend.

Heutzutage sind die Auslegeleinen zumeist aus Nylon und von größerem Durchmesser als die Langleine.

10.3.2.2 Das Gleitblech

Am Ende der Langleine ist ein ca. 40 x 50cm⁴² (Hertz, 1995: 104) großes Blech befestigt, dessen rechter und linker Seitenrand im rechten Winkel nach oben gebogen ist. Das Blech ist in der Mitte leicht geknickt, was ihm gemeinsam mit den aufgebogenen Seitenrändern ein flügelartiges Aussehen verleiht. Tatsächlich ist der Sinn dieser Modifikation die Steigerung der Gleiteigenschaften unter Wasser. An der vorderen Unterseite des Bleches ist an der kielartigen Faltung ein Stück Eisen aufgesetzt, das die Gleiteigenschaften zusätzlich verbessert und letzten Endes auch als Anker wirkt. Nachdem die Haken der Langleine mit Ködern versehen worden sind, wird der blecherne Gleiter in der gewünschten Richtung unter die Eisdecke geschoben. Durch die Formeigenschaften schwebt das Blech durchs Wasser und zieht die Langleine hinter sich her. Hierdurch wird erreicht, dass die Langleine unter dem Eis ausgestreckt wird. Wenn das Gleitblech den Meeresgrund erreicht hat, kommt hinter ihm die Langleine gestreckt zu liegen.

Langleinen, die durch das Eis gesetzt werden verfügen wie bereits angemerkt über eine geringere Anzahl von Haken als die Langleinen, die vom Boot aus gesetzt werden. Dies hängt mit den Möglichkeiten des Auslegens zusammen, da die Langleine unter der Eisdecke nicht so kontrolliert gesetzt werden kann, wie es im offenen Meer der Fall ist.

Nachdem das Gleitblech unter die Eisdecke geschoben wurde, sorgt man dafür, dass die Langleine dem Gleiter ohne Verhedderungen in die Tiefe folgt. Hierzu werden die beköderten Haken einzeln ergriffen und in regelmäßigen Abständen, abhängig von der Absinkgeschwindigkeit des Gleitblechs, in das Loch im Eis geworfen. Ist die behakte Langleine im Loch verschwunden, folgt die Auslegeleine. In manchen Fällen legt man die Schaufel quer über das Loch und lässt die Leine über den hölzernen Stiel laufen anstatt der Eiskante, wodurch die Leine geschont wird.

Wenn das Gleitblech den Meeresboden erreicht hat, wird an der Auslegeleine ein Ankerstein angebracht, der dafür sorgt, dass sich die Langleine in ihrer gesamten Länge auf den Meeresgrund senkt.

⁴² Maße des Blechs bzw. der Eisenplatte nach Hertz, 1995: 104

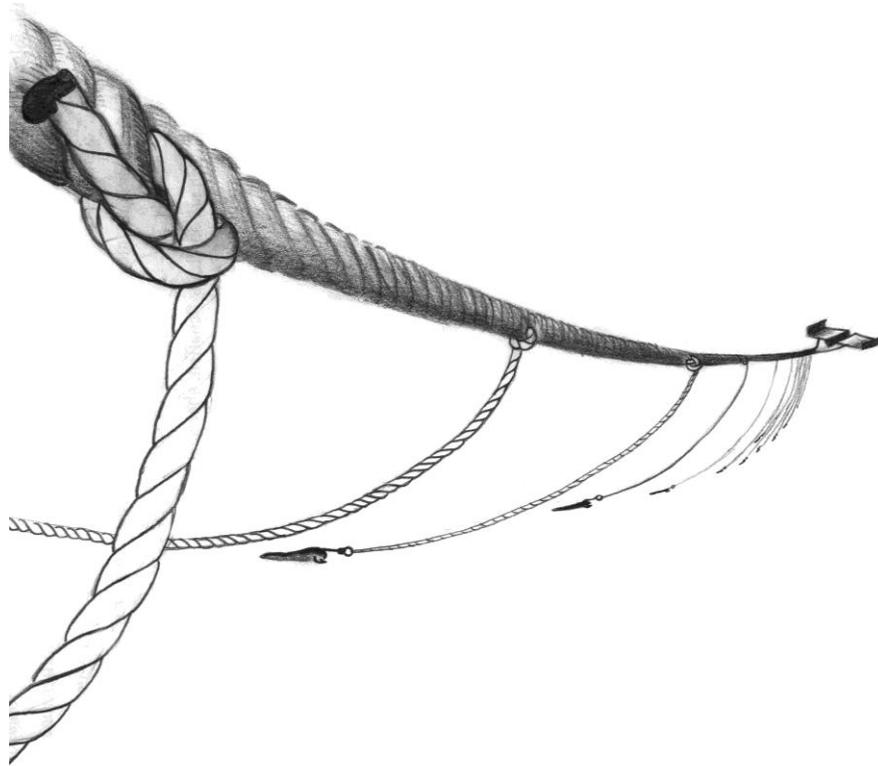


Abbildung 33: Mithilfe des Gleitblechs wird die Langleine unter dem Eis gestreckt (Zeichnung AK).

10.3.2.3 Das Einholen der Leine

Nach einigen Stunden am Meeresgrund wird die Langleine wieder eingeholt. Wie lange sie tatsächlich ausgelegt bleibt, ist schwierig zu sagen – jedoch ist in manchen Gebieten auf die Haie Rücksicht zu nehmen, die sich gerne an den gehakten Fischen zu schaffen machen, wenn diese zu lange an der Leine hängen. Intensiviert wird dieses Problem, wenn sich in der Nähe ältere Langleinen befinden, die durch aufbrechendes Eis oder Haiattacken verloren gegangen sind. Die leblosen Fischleiber und der Geruch der Verwesung locken den Grönlandhai besonders an. Langleinen, die in der Nähe solcher Haimagneten ausgelegt werden, haben bald unter den Übergriffen der Haie zu leiden. Hierbei kann es vorkommen, dass ein Hai selbst an den Haken geht. Häufiger kommt es jedoch vor, dass die Haie die Leine kappen, wenn sie nach den Fischen schnappen oder sie wetzen sie mit ihrer rauen Haut auf, wodurch sich auch Schwachstellen ergeben, die beim Hochhieven ein Reißen der Leine bewirken können. Das Haiproblem ist nicht in allen Regionen gleich stark ausgeprägt, doch kann man sagen, dass sie vielerorts großen Schaden anrichten. Hertz zufolge (1995) verschafft man sich im Uummannaq-Fjord Abhilfe, indem rund um die Langleinen Haileinen gesetzt werden. Um die Leine einholen zu können, muss zunächst das Loch wieder geöffnet werden, das in den vergangenen Stunden, während die Leine am Grund ruhte, wieder zugefroren ist.

Das Ziehen an der Auslegerleine gibt erste Anzeichen für die Größe des Fanges. Die Spannung der Leine und der Widerstand, den sie beim Hochholen leistet, dienen hierfür als Anhaltspunkte. Sobald die Auslegeleine an die Oberfläche geholt ist, lässt der Jäger von der Kurbel ab und packt die Leine mit der Hand. Die folgenden 160 Meter werden so Stück für Stück an die Oberfläche befördert. Taucht ein Fisch in der Öffnung auf, wird dieser am Kiemendeckel gepackt, der Haken mit einem Ruck aus dem Maul des Tieres befreit und der Fisch unweit des Loches auf das Eis geworfen. Während der Jäger mit einem Fuß die Leine am Eis fixiert, greift er nach einem der vorbereiteten Köder und versieht damit den Haken. Falls ein Köder noch unberührt am Haken hängt, wird dieser durch einen neuen ersetzt. Auf diese Weise ist die Leine nach der Landung sofort wieder einsatzbereit.

Wurde der Fisch vom Haken genommen und der Haken wieder neu beködert, steigt der Jäger von der Leine und hievt die nächsten anderthalb Meter aus dem Wasser, bis der nächste Haken zum Vorschein kommt, mit dem auf gleiche Weise verfahren wird. Die behakte Leine wird neben dem Stativ im Schnee bzw. am Eis gesammelt. Dem letzten Vorfach folgt das Gleitblech, dessen Oberfläche gereinigt wird, bevor es im Anschluss erneut in gewünschter Richtung unter das Eis geschoben wird.

Die Ladefläche des Schlittens wird mit einer Plastikplane versehen und mit dem gelandeten Fang beladen. Die Fracht wird zur Einhandlungsstation transportiert, die etwas außerhalb der Stadt direkt neben der Hundeschlittenrute liegt. Dort wird der Fang übernommen und für die weitere Verarbeitung in der Fischfabrik vorbereitet.

10.4 Weitere Problemquellen beim Langleinenfischen

Abgesehen von den zahlreichen Haien gibt es auch noch andere Gefahrenquellen, mit denen Langleinenfischer zu leben haben.

Die größte Gefahr für Langleinen, die im offenen Meer gesetzt werden, stellen treibende Eismassen dar. Ähnlich wie es bei Robben- und in selteneren Fällen auch bei Saiblings- und Lachsnetzen der Fall ist, vermögen von der Strömung getriebene Eismassen die Verbindungsleine zur Verankerung kappen oder freistehende, an Bojen befestigte Langleinen einfach forttragen. Derartige Zwischenfälle stellen keine Besonderheiten dar.

Beim Fischen auf dem Eis sieht man sich mitunter mit größeren Gefahren bzw. Zwischenfällen mit Konsequenzen größerer Tragweite konfrontiert. Der Gezeitenwechsel und auftretende Stürme zählen zu den prominentesten Faktoren, die zur ständigen Veränderung der Eislandschaft beitragen. Das Meereseis befindet sich in steter Bewegung und überrascht den Jäger oft mit seinem launischen Charakter. Es geschieht immer wieder, dass das Eis an Stellen aufbricht, an denen Jäger ihre Leinen ausgelegt und Ausrüstung deponiert haben. Wenn die Leinen auch einfach und kostengünstig herzustellen sind, ist der Verlust der Ausrüstung, möglicherweise mitsamt dem Schlitten, ein schwerwiegender Einschnitt in das wirtschaftliche Leben eines Jägers. Oft verfügt die betreffende Person nicht über ausreichende finanzielle

Mittel, um sich neu auszurüsten zu können. Viele Betroffene suchen in einer solchen Situation Hilfe bei der *Selvstyre*⁴³, ehemals *Hjemmestyre*, und beantragen einen Zuschuss um die Kosten decken zu können.

In den vergangenen Jahren haben sich auch Vereinigungen herausgebildet, die als eine Art Versicherung beim Verlust der Ausrüstung funktionieren. Mitglieder zahlen einen jährlichen Betrag auf das Konto der Vereinigung und können sich im Falle des Verlustes von Ausrüstung oder in finanziell prekären Situationen an den Vorstand wenden, der über die Höhe der finanziellen Unterstützung entscheidet.

Verloren gegangene und gesprengte Langleinen sind oft das Resultat der oben genannten Einwirkungen seitens der Umwelt. Wie Langleinen selbst zum Problem des Fischfangs werden können wurde bereits anhand des Haiproblems erörtert. Derartige Problemlenien können herausgefischt werden, wenn die Lage der Leine bekannt ist. Zur Bergung bedient man sich anderer Langleinen, die parallel zur Küste (im Falle der lotrecht gesetzten Meeresleinen besonders effektiv) geschleppt werden und mittels derer man nach dem Prinzip eines Rechens die versprengten Leinen zu haken versucht.

Im Oktober bzw. November 2009 wurde in der Gegend vor Uummannaq eine große Aufräumaktion gestartet. Da die Quoten für den Schwarzen Heilbutt bereits Ende Oktober aufgebraucht waren, wurde zwischen dem Direktorat für Jagd und Fischerei und der örtlichen KNAPK-Abteilung eine Erhöhung der Quoten für das Jahr 2009 ausgehandelt. Dies geschah unter der Bedingung, dass die umliegenden Gewässer von verloren gegangenen Netzen und Langleinen gesäubert werden mussten. Diese Aufräumaktion war die erste ihrer Art im Uummannaq Fjord.

⁴³ Als Territorialautonomie in der dänischen Reichsgemeinschaft erhielt Grönland am 21. Juni 2010 nach dreißig Jahren Heimverwaltung (*Hjemmestyre*) im Zuge einer Volksabstimmung den Status der Selbstverwaltung (*Selvstyre*). Der Unterschied liegt in einem erhöhten Ausmaß an Autonomie, das sich dadurch äußert, dass die meisten Ministerien (sogenannte „Direktorate“) von der grönländischen Verwaltung übernommen werden können.

11 Hundegeschirr

11.1.1 Verwendete Materialien

- 30mm Nylongurt
- 4mm Nylonseil, kreuzgeschlagen
- Handwerkernadeln (Segel- und Zeltadeln)
- Feuerzeug
- Messer

11.1.2 Herstellung der Nähfäden

Zuerst wird das Nylonseil in seine Litzen aufgetrennt. Beim verwendeten Seil handelt es sich um derartige 3 Litzen, die zusammengeslagen das Seil bilden. Die Litzen wiederum lassen sich in eine Reihe von „Faserbündeln“ zerlegen. Im vorliegenden Fall handelt es sich um 6 derartige Faserbündel. Bei manchen Seilen ergeben sich diese Faserbündel beim Auftrennen der Litzen von selbst, bei anderen müssen die Fasern willkürlich gebündelt werden.

Je weicher die Fasern des Seils sind, desto schwieriger und unangenehmer gestaltet sich der Nähvorgang. Die weichen Fasern haben eine Vorliebe für Kanten und spröde Stellen, an denen sie sich unentwegt verfangen und schließlich ausfransen. Derartige spröde Stellen gibt es reichlich, da sie durch das Verschweißen loser Fasern und offenen Kunststoffgewebes mit dem Feuerzeug entstehen. Auch ist das Durchziehen eines weichen Fadens, nachdem der Stich mit der Nadel gesetzt wurde, deutlich mühsamer. Die Verwendung steiferer Seile als Ausgangsmaterial für Nähfäden hat demnach vermutlich weniger mit dem spärlichen Angebot an Alternativen zu tun als den Vorzügen in der praktischen Handhabung. Mit weichen Fasern gelingen zwar mitunter schönere Nähte und überdies schonen sie das genähte Material, in Anbetracht des hier vernähten Nylons spielt dies jedoch keine Rolle.

Anders verhält es sich natürlich wenn beispielsweise Leder bearbeitet wird. Die dünnen, starken Fasern des steifen Nylonseils würden sich tief in das Leder einschneiden und nach nur geringer Beanspruchung aus dem Material ausreißen. Nylonfäden konnten die weichen, breiten Nähfäden, die aus Sehnen gefertigt wurden, nie ersetzen. Der Zahnseide jedoch gelang, was der Nylonfaden nicht zu schaffen vermochte. Im Anschluss an diese Entdeckung gab ich mich einer Reihe von Spekulationen hin, wie es dazu kam, dass Sehnenfäden immer öfter durch Zahnseide ersetzt wurde. Rein ökonomische Gründe konnte ich nach kurzer Zeit ausschließen, denn Sehnenmaterial war durch die Erbeutung von Fangtieren stets in der einen oder anderen Form vorhanden. Robben, Rentiere, Wale, wie auch notgeschlachtete Hunde stellten den Bedarf an diesem Material sicher und noch dazu fielen keine zusätzlichen Kosten bei der Herstellung an.

Ein Grund stellt womöglich die höhere Beständigkeit des Materials dar und auch die Tatsache, dass sich aus einer Rolle Zahnseide bis zu 50m am Stück ergaben, wodurch eine Stückelung von längeren Nähten vermieden werden konnte. Ob tatsächlich Bedarf an dermaßen langen Stücken Nähfaden bestand und man deswegen zum Gebrauch der Zahnseide als Nähmittel überging, ist spekulativ. Als Argument hierfür fallen mir nur mit Häuten bekleidete Wasserfahrzeuge ein, doch wichen die Häute von Robbe und Walross bald lackiertem Segeltuch, das seinerseits wieder neue Materialkomponenten zu dessen Materialverarbeitung erforderte.

Wenn diese Frage hier auch nicht geklärt werden kann, erscheint es mir dennoch am plausibelsten, dass es sich um eine Modeerscheinung handelte, die sich durch materialistische Folgerung nicht erklären lässt. Die Verwendung von Zahnseide brachte vermutlich keine revolutionären Neuerungen in der Lederbearbeitung und der Nähpraxis mit sich, doch der Reiz neuer, nicht minderwertiger Materialien, deren man durch die Kolonisierung plötzlich habhaft werden konnte, könnte ein Grund für den Übergang zu diesem neuen Material sein. Die Freude am Erwerb neuer Güter, die durch den KGH initiiert wurde, lässt sich vielerorts in geschichtlichen Quellen nachlesen. Auch heutzutage spielt der Konsum, die Erbeutung neuer Waren, eine große Rolle in der grönländischen Gesellschaft, sowohl in den Städten als auch in den kleineren Siedlungen.

11.2 Technische Dokumentation der Fertigung eines Geschirrs

In der Folge werden die Abmessungen der einzelnen Komponenten in Zentimetern wiedergeben. Die Abmessungen werden von den Jägern, die ihre Hundegeschirre in der Regel selbst herstellen, ohne skalierte Maßeinteilung vorgenommen. Oft reicht die Erfahrung des Herstellers aus, Abstände mit dem bloßen Auge einschätzen zu können. Die Größe der Geschirre wird an den jeweiligen Hund angepasst, wobei nicht auf die individuelle Größe jedes einzelnen Hundes Rücksicht genommen wird, sondern die Hunde in z.B. drei Größenklassen eingeteilt werden. Entsprechend gibt es dann 3 Größen von Geschirren. Eine weitere verbreitete Praxis Maß zu nehmen besteht darin, den eigenen Körper als Maßstab zu verwenden. Nach einer Länge, die der Strecke vom Ellbogen bis zu dem zum Handrücken hin überstreckten kleinen Finger und zum Ellbogen zurück entspricht, soll die erste Naht angebracht werden. Hierdurch wird eine Schlaufe gebildet, durch die beim Anlegen des Geschirrs der Vorderlauf des Hundes geführt wird. Kürzere Abstände werden in Fingern gemessen; vier Finger breit sollen z.B. die an der Brustseite parallel verlaufenden Riemen auseinander liegen; zwei bzw. drei Finger sind es auf der Rückenseite.

Dieses Maßnehmen unterscheidet sich natürlich von Jäger zu Jäger, da weder Hund noch Mensch über einheitliche körperliche Maße verfügen. Letzten Endes ist es die Praxis, die zeigt, welche Bedürfnisse die Hunde, das Material und der Schlittenfahrer an den Gebrauch des Hundegeschirrs stellt.

Lokale Unterschiede in der Fertigung von Hundegeschirren treten natürlich auf. Ich halte mich in der Folge ausschließlich an jenen Typ, der mir im Unterricht an der Jagd- und Fischfangschule in Ummannaq begegnet ist.

11.2.1 Der Ummannaq-Typus

Der Hauptriemen, der sozusagen den „Rahmen“ des Geschirrs darstellt, misst eine Länge von 210cm. Die ausgefranstenden Enden, die beim Abschneiden des Riemens entstehen, werden mit dem Feuerzeug verschweißt, damit sich die Enden nicht weiter ausfransen.

Dieser Riemen wird in der Mitte zu einer Schlaufe zusammengelegt, sodass die Innenseiten der beiden Riemenenden aufeinander zu liegen kommen. Es kommt also zu keiner Drehung entlang der Längsachse des Gurtes. Nun wird der oben aufliegende Teil des Gurtes vor dem Hintergrund des darunter liegenden Teils um 90 Grad im Uhrzeigersinn gedreht und entlang der Kanten vernäht. Die hier entstandene Schlaufe dient zukünftig zur Befestigung der Zugleine.



Abbildung 34: a), b) und c) zeigen das Entstehen einer Zugschlaufe (Fotos AK)

Die Fäden zum Nähen werden doppelt genommen; das Nähmaterial besteht also aus ca. 6-8 Fäden.

Genäht wird nach Belieben, meistens handelt es sich aber um ein einfaches *Durchnähen* mit gerader Naht von übereinander liegenden Riemen. Es wird an den Kanten entlang genäht; die Ecken werden mit einem einfachen Stich, der ähnlich wie beim *Langettenstich* die Ränder beider Lagen verpackt, gesichert. Das Ende des Fadenbündels wird mit einem einfachen Kreuzschlag verknotet, der wie ein Stopper wirkt und ein Durchziehen des Fadenendes verhindert. Die abstehenden Fasern werden mit dem Feuerzeug zu einem kompakten Klumpen zusammengeschnitten.

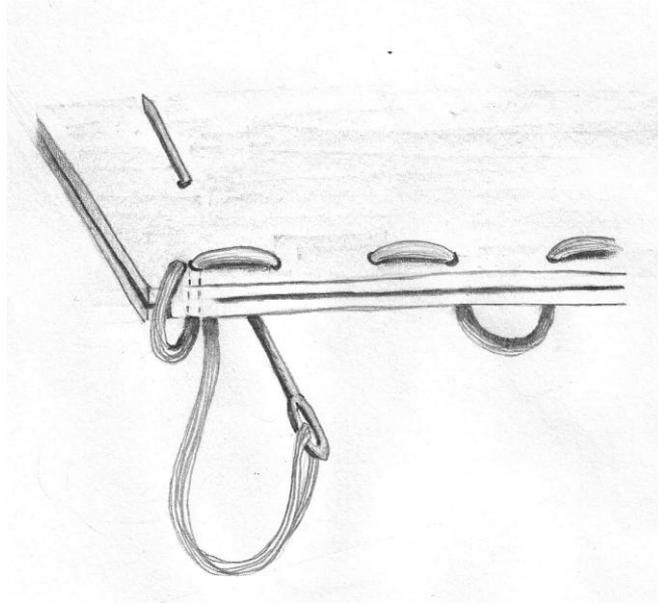


Abbildung 35: Verwendete Stiche beim Nähen des Hundegeschirrs (Zeichnung AK)

Als Nächstes werden die Enden beider Riemen so an den Riemen (dessen Ende sie bilden) angelegt, dass sie je eine Schlaufe bilden. Die Größe, die für die Schlaufen gewählt wird, hängt von der Größe des Hundes ab, muss aber in beiden Fällen gleich sein. Im vorliegenden Fall wurde das Gurtende 18.5cm vom Zugleinauge angelegt.

Verdrehungen der Gurte sind prinzipiell zu vermeiden, da diese zu unangenehmen Druckstellen führen und die Belastung ungleich auf den Körper des Hundes verteilen. Die Konsequenzen sind neben suboptimaler Zugleistung mögliche Verletzungen des Tieres durch einseitige Belastung.

In den nächsten Schritten werden die beiden Schlaufen durch Querverbindungen miteinander verbunden, wobei das Verbindungsstück auf der Brustseite länger ausfällt als am die beiden Stücke an der Rückenseite. Die Längen der Verbindungsstücke sind der Anatomie des Hundes entsprechend gewählt, damit das Geschirr unter Zug so wenig wie möglich einschnürt. Am vorliegenden Geschirr bemessen, haben sie eine Länge von 10.5, 6.5, und 6.2cm; wie sehr die mangelnde Erfahrung des Schülers im Umgang mit Hunden die Maße und Anbringung der Querstücke beeinflusst, ist schwierig zu sagen. Doch würde es die Praxis bald zeigen, ob die Dimensionen und Platzierung der Querverbindungen richtig gewählt wurden.



Abbildung 36: Gesamtaufnahme eines Hundegeschirrs (Foto AK)

12 Die Hundepeitsche

Die Peitschen bestehen aus 4 unterschiedlichen Materialien: Der 50cm lange, hölzerne Stiel, in dessen unterem Ende ein Loch gebohrt ist; durch das Loch wurde eine Kunstfaserschnur mit einem ungefähren Durchmesser von 6mm gezogen, deren beider Enden miteinander verknotet eine Halteschleufe formen. Am oberen Ende geht der Stiel in einen 7-8 m langen Lederriemen über, der seinerseits aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist. Das untere und zugleich dickere Ende des Lederstrangs, das am oberen Ende des Stiels ansetzt, wurde in regelmäßigen Abständen mit Löchern versehen, das mit einem kürzeren ebenfalls derartig gelöcherten Lederstück gleicher Stärke verflochten ist.



Abbildung 37: Detailaufnahme der Verbindung zwischen Lederriemen und Stiel (Foto AK)



Abbildung 38: seitliche Ansicht der Verbindung (Foto AK)

Während sich die verflochtene Verbindung nach oben, zur Treibschnur (dem losen Ende der Peitsche) hin verjüngt und in einen einzigen Strang übergeht, teilt sich das untere Ende in zwei Lappen auf, die eine stabile Befestigung am Stiel ermöglichen. Diese Lederlappen werden mittels strammer Umwicklung mit einer Reepschnur von ca. 1mm Durchmesser an den Stiel fixiert.

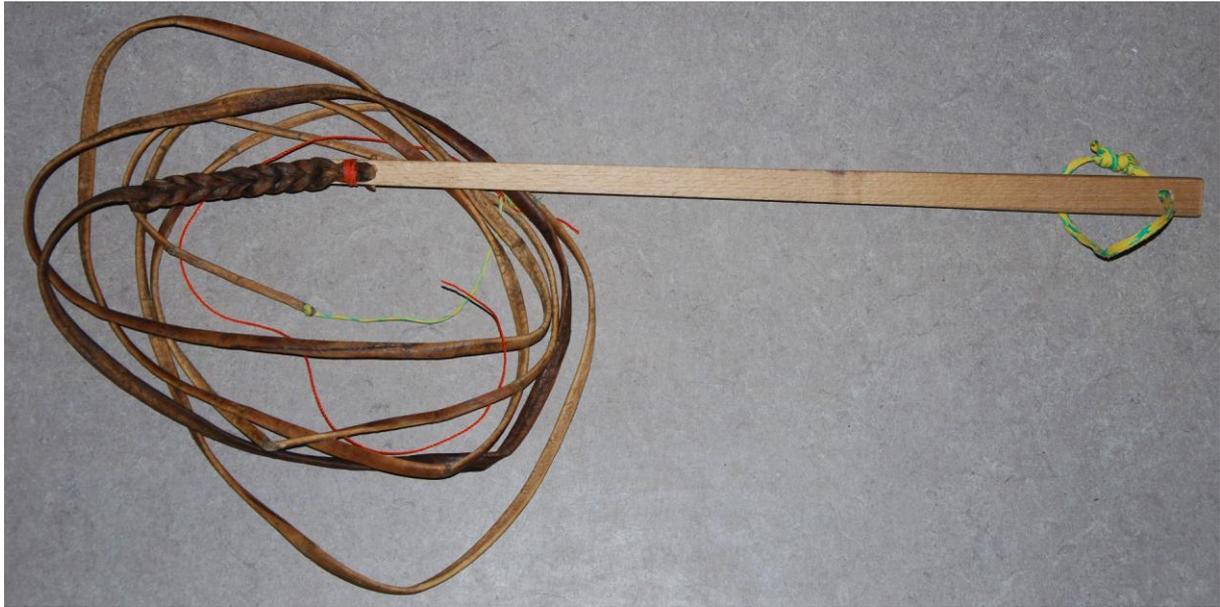


Abbildung 39: Hundepeitsche aus Saqqaq (Foto AK)

Bei der Hundepeitsche handelt es sich um das wichtigste Instrument des Schlittenführers (grönl.: *qimussiussisoq*). Es stellt das einzige gegenständliche Instrument dar, das beim Hundeschlittenfahren zum Einsatz kommt und in nicht in irgendeiner Weise mit dem Schlitten oder den Hunden verbunden ist. Meine ersten Eindrücke waren, dass es sich bei der Peitsche vorwiegend um ein Werkzeug des *qimussiussisoq* handelt, um den Hunden den richtigen Weg zu weisen. Das Schnalzen der Peitsche gibt den Tieren die Richtung vor, wobei nicht auf den Körper des Hundes gezielt wird, sondern das Geräusch allein bereits seine Wirkung zeigt. Mit Präzision neben dem Tier in der Luft platziert, korrigiert der Lenker die Laufrichtung bzw. Position der Tiere. Wurde der Knall an der linken Körperseite des Hundes angesetzt, hielt er sich in der Folge eher weiter rechts. Knallte es hinter ihm, wurde dies als Aufforderung stärker zu ziehen aufgefasst.

Fällt ein Hund weiter zurück und nähert sich somit dem Schlitten, bekommt der Hund die Zunge der Peitsche zu spüren. Im Regelfall werden jene Körperpartien anvisiert, die mit dem dichten Pelz der Hunde geschützt sind.

Die Peitsche dient jedoch nicht nur als ein Instrument der Korrektur, sondern sie kann auch anders eingesetzt werden. Dies habe insbesondere in den Fällen erlebt, wo eine deutliche Ermüdung der Hunde erkenntlich wurde und die Zugleistung dementsprechend nachließ. Insbesondere ansteigende Passagen im Gelände werden dann zum mühsamen Unterfangen. Hier wird mit der Peitsche mit zuvor genannter Präzision auf die weniger geschützten Stellen an den Hinterläufen und dem Afterbereich gezielt. Die

Wirkung zeigt sich augenblicklich, wenn sie auch nicht lange währt und dem langsamer gewordenen Schlitten nur für einen kurzen Moment Beschleunigung verschafft.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass der Peitschenstrang großen Beanspruchungen ausgesetzt ist, da die Peitschenschnur nach dem Schlagen regelmäßig vor dem Schlitten im Schnee zu liegen kommt und unter die Kufen des Gefährts gerät. Bei der Verwendung von Metallkufen würde das vermutlich auch stimmen, doch bin ich während meiner Nachforschungen großteils auf Kufenbeschläge gestoßen, die aus Kunststoff bestanden. Während einer unserer Jagdausflüge wurde ich jedoch Zeuge eines anderen Missgeschicks, unter dem die Peitsche leiden musste. Es ereignete sich zum Schluss einer 5-stündigen Fahrt, kurz vor einer Steigung im Gelänge und nachdem wir bereits einen Hund zurückgelassen hatten und die Peitschenzunge schon mehrmals über die Hinterbeine der vollkommen erschöpften Hunde gelect hatte. Als sich beim Ausholen der Peitsche der Schlag unter den Kufen befand, barst der Stiel unter der Krafteinwirkung des qimussiussisoq.

Während meines Feldforschungsaufenthalts hatte ich verabsäumt mich bei Jägern nach dem Vorteil der Kunststoffkufen gegenüber der metallenen Variante zu erkundigen, da es mir zu jenem Zeitpunkt nicht wichtig erschien. Pauline Knudsen, die Vizedirektorin des Nationalmuseums in Nuuk, verwies mich an eine Freundin vom Peary-MacMillan Arctic Museum und Arctic Studies Center in Brunswick, Maine. Aus meiner Korrespondenz mit Genevieve LeMoine ging hervor, dass Kunststoffkufen im gesamten arktischen Raum vorherrschend sind. Kunststoffkufen, insbesondere UHMW44sled runners besitzen deutlich bessere Gleiteigenschaften auf Schnee und Eis, sind allerdings beim Gebrauch auf rauem Untergrund und bei geringer Schneelage bei weitem weniger beständig als metallene Kufen. Bei einigen Schlitten der Fjord-Fischer von Ilulissat sind noch metallene Kufen in Verwendung. Ein möglicher Grund hierfür könnte an der Beschaffenheit des Weges liegen, den einige Fischer mit ihren Schlitten zurücklegen müssen um aus der Stadt auf die Schlittenspur zu gelangen. Der Weg führt über Straßen, die des Autoverkehrs wegen in den Wintermonaten geräumt werden. Man müsste jedoch auch finanzielle Ausgaben in Betracht ziehen, die zur Anschaffung und Wartung der Kufen aus dem jeweiligen Material notwendig sind, wie auch den Arbeitsaufwand, um diese instandzuhalten. Dass es jedoch zu einer durchdringenden Materialsubstitution gekommen ist, zeigt eine Rechenaufgabe aus Alan Dicks Village Math, bei der indigene Schüler Emils Problem der kostengünstigsten Anschaffung von UHMW-Kufen lösen sollen (siehe Anhang 1: Rechenaufgabe).

12.1 Die Verwendung von Lederriemen

In der Umgebung von Upernavik kommen Lederriemen, aus der Haut von Bartrobben gefertigt noch des Öfteren zum Einsatz als in den weiter südlich gelegenen Gebieten der grönländischen Westküste. Ein

⁴⁴ Ultra High Molecular Weight

Grund hierfür ist das zahlreiche Vorkommen dieser Robbenart, die sich gerne in der Nähe des Inlandeises aufhält. Im Bereich der Diskobucht kommt die Bartrobbe eher selten vor und daher wohl auch der Lederriemen seltener zum Einsatz, wengleich der Schlitten hier von ebenso großer Bedeutung ist.

Bartröbber werden prinzipiell nur gefangen, wenn Bedarf an deren starker Haut besteht, die sich hervorragend zur Herstellung von dickem, solidem Leder eignet. Die Lederriemen werden sowohl als Bindematerial als auch zur Fertigung von Peitschenschnüren verwendet.

Die Haut der erlegten Robbe wird mittels Schnitten, die um den ganzen Körperumfang des Tieres gezogen werden, in unterschiedliche Segmente geteilt. Die Haut dieser Zonen besitzt unterschiedliche Eigenschaften und wird in der Folge in unterschiedlichen Bereichen eingesetzt. Jener Teil, der über den Vorderflossen liegt, eignet sich so z.B. besonders zur Fertigung von Sohlen für Kamikken (Lederstiefel). Zur Herstellung von Lederriemen kommt nur jener Teil in Frage, der sich hinter den Brustflossen befindet (Segment 4 in der Abbildung 40), was sich aus praktischen Gründen erklären lässt (siehe unten).

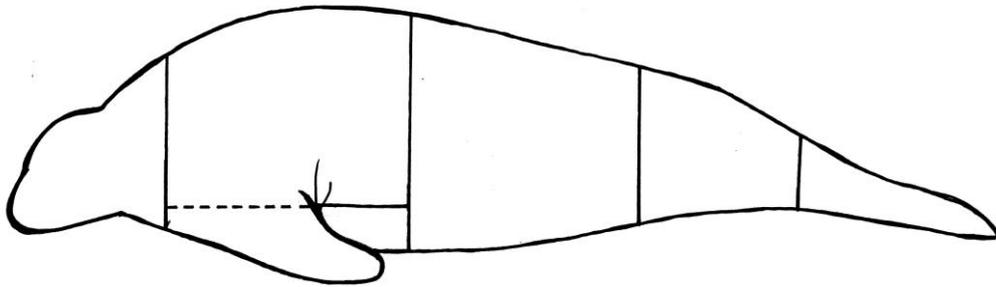


Abbildung 40: Die Skizze zeigt die Einteilung der Bartröbberhaut in Hautzonen. Die unterschiedlichen Hautpartien eignen sich für bestimmte Anwendungsbereiche. Segment 4, also der Bereich, der sich hinter den Brustflossen befindet, wird bevorzugt zur Herstellung von Lederriemen verwendet (Zeichnung AK).

An den beiden Einschnitten, die das Segment abgrenzen, wird nun mit langen Messern versucht, die Haut von der darunter liegenden Speckschicht zu lösen. Hierdurch erhält man einen Tubus, der im Anschluss von den Fettresten, die sich an der *Aasseite* (Innenseite) der Haut befinden, befreit wird. Der Tubus wird anschließend in einen einzigen, ca. 2 cm dicken Riemen aufgeschnitten, der in seiner Form zunächst an eine große Spirale erinnert. Fächert man diese "Spirale" jedoch auf, ergibt sich ein sehr langes, gerades Stück, das keinerlei sichtliche Krümmung aufweist. Der Riemen wird anschließend zum Trocknen aufgehängt, wobei er beispielsweise zwischen Häusern aufgespannt wird – in einer Höhe, die ihn für hungrige Hundemäuler unerreichbar macht. Dem kalten Wetter ausgesetzt, befindet er sich in einem Prozess der Gefriertrocknung. Als Resultat erhält man einen groben, sehr steifen Rohriemen, der als Rohmaterial zur weiteren Verarbeitung zu Schnur bzw. Seilwerk dient.

Keld Hansen dokumentiert in seiner Ethnografie über die *Nussuarmiut*, die Verwendung von Kapselhebern und verstellbaren Rollgabelschlüsseln als so genannte „strap smoothener“ (Keld Hansen, 2008: 73; 77). Die Lederriemen werden durch die Löcher mit ihren abgerundeten Kanten an der Rückseite der Werkzeuge mehrmals hin und her gezogen und auf diese Weise geglättet.

Diese Lederriemen kommen nach wie vor bei folgenden Gegenständen zur Anwendung: Der oben erwähnten Hundepeitsche, der hölzernen Harpune mit umklappbaren Vorschäft und dem Gewehrschlitten.

Dieser Lederriemen eignet sich ausgezeichnet für eine provisorische oder schnell lösbare Befestigung, wie der Fixierung des Gewehrs am Gewehrschlitten. Knoten sind in diesem Falle nicht nötig – für das eben genannte Beispiel genügt ein *Halber Schlag*, da die weiche, beinahe saftige Konsistenz des Riemens einen guten Halt gewährleistet.

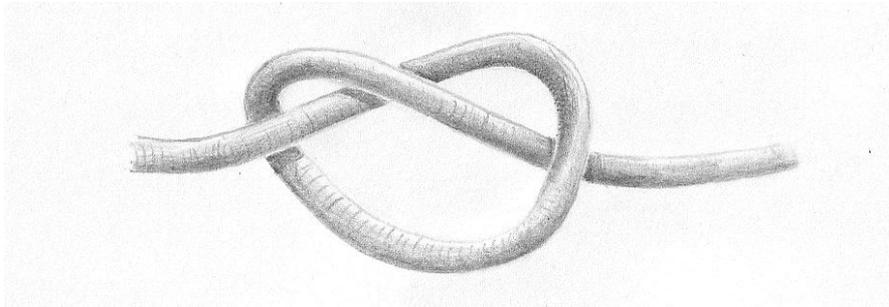


Abbildung 41: Halber Schlag (Zeichn. AK)

Auf die oben beschriebene Art lassen sich lange Lederschnüre gewinnen, wodurch eine Zusammenstückelung einzelner kleinerer Teile überflüssig wird. Dies hat auch den Vorteil, dass keine Schwachstellen durch Knoten oder Schlitzungen entstehen und das Material somit auch bei höherer Beanspruchung hält. Die Treibschnur der Peitsche, also jener Teil, der beim Schlagen mit der Peitsche Überschallgeschwindigkeit erreichen kann und somit das für den Peitschenschlag typische Schnalzen erzeugt, besteht entweder aus einer Nylonschnur oder einem dünneren Lederriemen, der an die Peitschenschnur anschließt. Für die Treibschnur wird auch die wesentlich dünnere Haut der Ringelrobbe verwendet, wobei die Gewinnung und Bearbeitung des Leders dem oben beschriebenen Vorgang gleicht.

12.2 Schnur und Seil als Werkstoff

Eine der wichtigsten Materialien, die bei der Geräteherstellung zur Anwendung kommen, sind Schnüre und Seile. Sie sind in unterschiedlichsten Varianten in Gebrauch und erfüllen verschiedenste Zwecke. Sie werden als Umwicklungen verwendet, um Material zu schonen oder einen Schaft griffiger zu machen, um Material unterschiedlicher Beschaffenheit miteinander zu verbinden, Dinge am Verrutschen zu hindern

und Verbindungen herzustellen, die bei hoher Beanspruchung nur durch elastische Verbindungen den Anforderungen standhalten können.

Im heutigen Gebrauch trifft man nur noch selten auf Seile oder Schnüre, die aus natürlichen, lokal vorkommenden Materialien hergestellt werden, wie Leder, Sehnen oder Walbarte. Womöglich wurde auch Gras zum Fertigen von Seilen verwendet, doch liegen uns hierüber keine eindeutigen Belege vor. Es werden weitgehend Kunstfaserseile verwendet, die wohl aufgrund ihrer günstigen Eigenschaften die historisch verwendeten Materialien, wie auch jene Naturfaserseile, die durch europäische Seefahrt nach Grönland gelangten, abgelöst haben. Naturfaserseile, die in der Seefahrt als Tauwerk (laufendes Gut) Verwendung fanden, wurden allmählich durch die Entwicklung von Kunstfaserseilen in den USA der 1960er Jahre verdrängt. Aus Bestelllisten und Lieferscheinen des Stadtarchivs in Nuuk lässt sich der Einkauf von Kunstfaserseilen erstmals im Jahre 1971 nachweisen⁴⁵.

Das neue Material verfügt über eine Reihe von Eigenschaften, die sie den älteren Naturfaserseilen gegenüber beliebter machten. So sorgen Variationen in der Zusammensetzung synthetischer Stoffe für Verbesserungen im Bereich der Beständigkeit, Flexibilität, Schwimmfähigkeit und Belastungsfähigkeit, um nur einige Aspekte zu nennen.

Lokale Anbieter in Grönland verfügen beinahe ausschließlich über Polyamid- (Nylon und Perlon) und Polypropylenseile, jedoch findet man in den Baumärkten der größeren Städte ein minimales Angebot an Seilen, die aus Hanf und Sisal gefertigt sind. Die Anwendung von Naturfaserseilen in Verbindung mit Jagd- und Fischfangausrüstung konnte ich jedoch nicht bezeugen. Bei den maritimen Ausrüstern kleinerer Orte stieß ich ausschließlich auf Kunststoffseile.

Während meines Forschungsaufenthalts wurde ich lediglich auf eine einzige Gegenstandskategorie aufmerksam, bei der Lederriemen, die aus der Haut der Bartrobbe (lat. *Erignatus barbatus*; kal. *taqammuaq* (NW-Grl.), *ussuk*⁴⁶) gewonnen werden, verwendet wurden. Es handelt sich hierbei um 2 Hundepeitschen aus *Saqqaq*.

12.3 Nylon als neuer Werkstoff

Bei allen anderen Jagd- und Fischereigeräten habe ich ausschließlich die Verwendung von Kunststoffmaterialien beobachten können. Auf die Bestandteile der Harpune werde ich an späterer Stelle noch genauer eingehen.

Der Umstand, dass die Schnur als Werkstoff von dermaßen großer Bedeutung ist, lässt sich nur schlecht mit dem Argument der Ressourcenknappheit erklären. Es ist wahr, dass Metall zunächst nur in sehr

⁴⁵ (Danaflex 3-geschlagen 4-10mm; Danaflex geflochten 4-16mm; Scanflex 3-geschlagen, grünes Polyethylen 4-24mm; Nylon 3 geschlagen, weiß 4-10mm; Nylon geflochten, weiß 1,5-16mm). Mein herzlicher Dank gilt Niels Frandsen vom grönländischen Nationalarchiv für seine Hilfe bei der Recherche.

⁴⁶ Nicht zu verwechseln mit *usuk*, dem grönländischen Wort für Penis (Anm. d. Autors).

begrenztem Maße in Form von Meteoriteneisen vorhanden war, das sich aufgrund seiner Kompaktheit einer weiteren Bearbeitung durch Kaltschmieden entzieht. Es war zwar möglich mit etwas Glück kleine Blättchen vom Meteoriten abzuschlagen, die beispielsweise als Harpunenblatt verwendet wurden (Scavenius 1975: 62), doch der Herstellung metallener Nägel scheint die Grundlage zu fehlen. Holz war zwar aufgrund seiner Seltenheit ein sehr geschätzter Werkstoff, doch handelt es sich bei diesen seltenen Exemplaren vorwiegend um lange Stücke, die in Form von Treibholz an die Küsten Grönlands angeschwemmt wurden und für den Kajak- und Schlittenbau, der Herstellung von Doppelpaddeln, Harpunen- oder Pfeilschäften und Dachbalken besonders gefragt waren. Wenn auch nicht im Übermaß, so waren doch kleinere Stücke erhältlich, die sich sowohl in Form von Treibholz als auch aus den Stämmen arktischer Sträucher wie Zwergwacholder (*Juniperus communis* var. *Saxatilis*) oder Arktischer Weide (*Salix arctica*) gewinnen ließen. Holznägel wären somit verfügbar gewesen. Weitere potentielle Quellen stellten Horn, Zähne, Knochen und Geweih dar, die in Anbetracht der Ernährungsweise der lokalen Bevölkerung reichlich zugänglich waren. Dass man sich diesen Quellen bediente und der Nagel als Verbindungsmethode eingesetzt wurde, davon zeugen die *suluusat*, die Steuerfinnen der Flügelharpune, die mittels Beinnägeln an den Harpunenschaft fixiert sind. Auch die Vernietungen an den Harpunenspitzen in späterer Zeit, die Klinge und Harpunenkopf miteinander verbinden, zeigen dies deutlich. Es ist durchaus denkbar, dass das Fehlen von geeigneten Werkzeugen bei der Herstellung von Nägeln, Splinten und Nieten eine Rolle spielte und Verbindungen aus Seil und Schnur deshalb so populär waren. Die Sache sieht jedoch etwas anders aus, wenn man die Anwendungsfelder genauer betrachtet:

1. Bei Fahrzeugen: die Verbindungen sind relativ großen Belastungen ausgesetzt; Flexibilität ist gefragt; schnelle Reparaturen und Ausbesserungen müssen möglich sein.
2. Die Materialien, die verbunden werden, sind nicht gerade die elastischsten; Beweglichkeit wird durch die geschnürten Verbindungen erreicht; Zudem besteht bei manchen Materialien die Gefahr, dass der Nagel das Material sprengt, durch das er getrieben wird.
3. Materialien können nicht genagelt werden (Felle, Leder)
4. Einsatzgebiet Wasser: Plankenboote waren im vorkolonialen Grönland nicht verbreitet. Für Fangvorrichtungen, die im Wasser eingesetzt werden, bieten starre Konstruktionen keinen Vorteil.
5. Schnur ist ein leicht erhältliches Material und relativ leicht aus Fangtieren zu gewinnen. Zudem schont sie das zu verbindende Material. Als Werkzeug sind nur ein Taschenmesser und ein Feuerzeug nötig, den Rest erledigen die Zähne. Mit einer Hand voll Knoten und Basiskenntnissen im Spleißen und Flechten lässt sich beinahe alles machen.
6. Reparaturen sind schnell und problemlos vorzunehmen; Verbindungen mittels Schnur lassen sich variieren und spontan modifizieren.

7. Das Material ist leicht zu transportieren und lässt sich auch so gut wie überall finden (Lebensraum Meer – Fischfang, Seefahrt); das Werkzeug hat man wie gesagt auch immer in der Hosentasche bei sich.
8. Es gibt nichts, das sich nicht mit dem Hosentaschenwerkzeugkoffer reparieren, herstellen oder optimieren ließe.

Schnüre und Seile aus Kunstfasern besitzen des Weiteren auch eine Reihe von Eigenschaften, die sie zu einem hervorragenden Werkmaterial machen:

12.3.1 Spleißen

Wie auch bei Seilen aus Naturfasern der Fall, bestehen die meisten Kunstfaserseile aus mehreren geschlagenen Strängen. Diese Stränge lassen sich wiederum in ein Bündel von Fasern aufteilen, die entweder in gleicher Richtung wie das Seil oder in die entgegengesetzte Richtung geschlagen sind. Diese Eigenschaft machte man sich seit Seefahrer gedenken beim Spleißen der Seile zunutze. Spleißen bedeutet nichts anderes, als dass man ein Ende des Seiles in seine Bestandteile aufteilt und an anderer Stelle in den geschlagenen Strang des Seiles einflieht. Es gibt unterschiedliche Arten des Spleißens, von denen unter Jägern allerdings nur zwei in Gebrauch zu sein scheinen:

- der *Ringspleiß*, dessen Ergebnis eine Schlaufe darstellt, die aus einem einzigen Stück Seil gefertigt ist
- das *Einspleißen* beider Enden eines zweiten, zumeist kürzeren Seilstücks, das ein Auge zum Ergebnis hat.

Diese beiden Arten des Spleißens werden gerne bei der Herstellung von Fischfangausrüstung verwendet, da hierdurch Knoten vermieden werden können. Jeder, der schon einmal versucht hat ein Netz zu entwirren, kann sich sicher daran erinnern, den Knoten in der Mitte des Gewirrs verflucht zu haben, der für den ganzen Wirrwarr zuständig war. Gleiches trifft übrigens auch für das Leinensystem von Schlittenhunden zu, welches den Schlitten mit den Hundeschirren verbindet. Jeder Knoten stellt einen Störfaktor dar und führt in einem System aus Schnüren über kurz oder lang zu Problemen. Sei es durch das Entstehen eines Wirrwarrs oder die Aufmerksamkeit, die ständig zur Überprüfung auf das Seilwerk gerichtet sein muss und schließlich andernorts fehlt.

Beim Spleißen von Seilen kommt man ohne Spleißwerkzeug wie Marlspieker, Spleißnagel, oder Hohlspeker aus, wie man es vielleicht aus der praktischen Seemannschaft kennt. Ein Feuerzeug und die Finger genügen. Durch das Versengen der Fasern zu Bündeln, erhalten die Enden ausreichende Stabilität

um sie durch die Zwischenräume fädeln zu können, die mittels manueller Drehung des Seils gegen den Schlag zwischen den Faserbündeln (Kardeelen) entstehen.

12.4 Zusammenfassung Schnur & Seil

Die Handelsbeziehungen zu den Europäern führten gewiss zu einem Anwachsen des Repertoires an materiellen Gütern. Auch neue Rohstoffe waren von nun an erhältlich, doch weisen viele Quellen auf den sparsamen Umgang mit Metall hin, was als Hinweis darauf zu sehen ist, dass selbst während dieser Perioden des Kulturkontakts Metall weiterhin eine spärliche Ressource darstellte. Zu bedenken ist auch die Form, in der Metall den Grönländern zugänglich war und welche Möglichkeiten man besaß, um dieses zu bearbeiten.

Auch in der heutigen Zeit, wo sich in jeder größeren Stadt ein Baumarkt befindet und selbst im kleinsten Laden der meist abgelegenen Siedlung ein gewisser Grundstock an Werkmaterialien erhältlich ist, hat die Schnur in ihrer Bedeutung keinesfalls abgenommen. Es scheint, dass es nichts gibt, was sich nicht durch ein Stückchen Bindfaden herstellen, reparieren oder optimieren ließe. Den Grund hierfür sehe ich einerseits im funktionellen Element der Verbindungen verortet – der Notwendigkeit einer flexiblen Verbindung – die sich durch starre Teile einfach nicht herstellen ließe. Des Weiteren kommt sicherlich auch den Anschaffungskosten Bedeutung zu. Eine Rolle Schnur ist leicht erschwinglich, bei sparsamem Gebrauch durchaus ausgiebig und lässt sich auf mehr als nur eine Art gebrauchen. Zuletzt bedarf es im Umgang mit Schnur und Seil keinem großen Sortiment an Werkzeug oder Bearbeitungstechniken – ein Taschenmesser, Feuerzeug und eine Handvoll Knoten sind völlig ausreichend.

12.5 Knotenbinden

Das Lernen neuer Knoten, bzw. die Reflexion über zuvor unerprobte Knotenstrukturen, ist mit einer hohen kognitiven Anstrengung verbunden. Unzählige Wiederholungen sind notwendig, um einen Knoten unreflektiert und ohne bewusste Anstrengung knüpfen zu können. Bei der praktischen Anwendung von Knoten bedienen wir uns Algorithmen und Strukturen, die wir über längere Zeit hinweg verkörperlicht haben – jene Knoten, die unserem Knotenrepertoire entstammen. Die geknüpften Verbindungen müssen den jeweiligen Ansprüchen standhalten. Deshalb sind Experimente bei Verbindungen, von denen wir wissen, dass sie hohen Belastungen ausgesetzt sind, wohl eher die Ausnahme.

Die Wahl des Knotentyps, der verwendet wird um eine Verbindung zwischen unterschiedlichen oder gleichartigen Materialien herzustellen, hängt von den Eigenschaften ab, die jene Materialien besitzen. Pieter van de Griend (1994) spricht in diesem Zusammenhang von „rope problems“, der durch Anwendung geeigneter Bindmethoden („tying methods“) begegnet wird, wodurch schließlich eine geknotete Struktur entsteht. Dem „rope problem“ wird auf individueller Ebene begegnet, doch bedient sich der individuelle Akteur einem Repertoire von Knotenstrukturen, die aus seinem Erfahrungsschatz

stammen. Der Knoten als praktisches Objekt ist Manifestation einer individuellen Leistung, im Sinne der Kombination und Variation kollektiv tradiertter Strukturen, mit dem Ziel der Problemlösung.

Der Wahl des Knotens sind zwar durch die materiellen Eigenschaften der zu verbindenden Materialien und des bindenden Materials Grenzen gesetzt, doch zeigt uns die vermeintlich unüberschaubare Vielfalt an Knotenstrukturen und Knüpfmethoden (wobei sich mehrere Varianten auf ein und dasselbe „rope problem“ anwenden lassen), dass Knotenstruktur wie auch Knüpfmethode im Kontext lokaler Traditionen zu sehen sind.

Kulturelles Wissen, wie auch persönliche Präferenzen, werden in den Knotenstrukturen sichtbar, die auf knotbares Material angewendet werden. Doch ist daran zu erinnern, dass uns die geknüpften Strukturen zumeist die Knüpfmethode bzw. den technischen Prozess verheimlichen, der zur Konstruktion des Knotens führte.

Einen weiteren interessanten Punkt stellt die Tatsache dar, dass sich beispielsweise für in Grönland verwendete Knoten problemlos deutsche Bezeichnungen finden lassen, was sich vielleicht weniger mit diffusionistischen Argumenten erklären lässt, als vielmehr durch die Universalität einfacher Knotenstrukturen, die sich aus der Auseinandersetzung mit knüpfbarem Material als lebenswichtigem Werkstoff ergibt. Zweifellos hat die europäische Seemannschaft ihre Spuren in der Knotenkunde der Grönländer hinterlassen, genauso wie sicherlich auch die vom Kolonialregime induzierte Umstellung von der Jagd auf Meeressäuger hin zum Fischfang das Knotenrepertoire der Jäger erweitert hat. Sowohl archäologische Funde als auch Objekte, die zu Beginn der Kolonialzeit gesammelt wurden, weisen Knotenstrukturen auf, wie sie bereits vor Kontaktzeiten in Verwendung waren. Nicht zuletzt kam im Bereich der textilen Techniken dem Zusammenknüpfen und Nähen von Fellen, Ledern, Därmen, Blasen und Federbälgen eine tragende Bedeutung zu.

12.6 Knebelspleiß⁴⁷

Eine Methode, der man sich speziell in Verbindung mit etwas steiferen Lederriemen bedient, ist der *Knebelspleiß*. Er wird zur Schlaufenbildung verwendet und um ein Durchrutschen des Riemen durch eine kleine Öffnung zu verhindern.

Das Ende des Lederriemens wird durch eine Schlitzung gefädelt, die am gegenüberliegenden Ende des Riemen angebracht ist und die dabei entstehende Schlinge zusammengezogen. Hierdurch entsteht ein Knebel, der durch die Zähigkeit und den Reibungswiderstand des rauen Materials einen guten Halt garantiert.

⁴⁷ In Anbetracht mangelnder Bezeichnungen für diese Materialverbindung, habe ich mich aufgrund der Schlitzung des Riemen (Analogie zum Spleiß) und der Bündelung des Riemenendes, das ein Durchrutschen durch die Schlitzung verhindern soll (Analogie zum Knebel), für diese Bezeichnung entschieden.



Abbildung 42: Knebelspleiß (Fotos: AK)

Mithilfe von Knebelsystemen lassen sich schnell lösbare Verbindungen herstellen, die insbesondere in Verbindung mit mobilen Gütern als auch tierischen Helfern zur Anwendung kommen. Schnell lösbar wird die Verbindung durch den Knebelspleiß besonders dann, wenn man sich Leder von unterschiedlicher Steifigkeit bedient.⁴⁸

⁴⁸ Dies macht man sich in der Falknerei zunutze, indem man für das Geschüh des Greifvogels ein weicheres Leder wählt, durch dessen geschlitztes Ende eine mit einem Knebelspleiß versehene Langfessel aus deutlich steiferem Leder geführt wird. Während meiner Recherchen am Nationalmuseum in Nuuk stellte ich so einige Überlegungen über die Prominenz dieser Materialverbindung an, die mir bis dahin in keinem anderen Kontext außer der arktischen Jagd begegnet war – bis ich im Frühjahr 2010 bei einem Falknerkurs auf der Burg Hohenwerfen mein erstes Greifvogelgeschirr herstellte. Langfessel und Geschüh wurden nämlich nach dem oben beschriebenen Prinzip miteinander verbunden. Es ist bemerkenswert, dass diese Materialverbindung als Erbe der traditionellen Falknerei, deren Ursprung bei nomadisierenden Gruppen in zentralasiatischen Steppen vermutet wird, eine Parallele zum Knotenrepertoire der grönländischer Jäger zeigt, deren Lebensweise vor nicht allzu langer Zeit von Mobilität geprägt war.

13 Eiderentenjagd

13.1 Verwendete Ausrüstung

Fieberglasjolle mit Außenbordmotor

Schrotgewehr

Schrotpatronen des Kalibers 16 bzw. 12

Gucker

Sonnenbrille

2 Personen

13.2 Ort und Zeit der Jagd

Die beste Saison für die Jagd auf Eiderenten stellt die Zeit Juli/August dar. Die im Mai/Juni geschlüpften Jungtiere wachsen schnell, sind jedoch bis ca. Anfang September noch nicht flugfähig. Die Flugunfähigkeit macht sich der Jäger zunutze. Für die jungen Eiderenten gibt es bei Bedrohung nur eine Fluchtmöglichkeit: das Abtauchen.

Einzelnen Tieren im offenen Wasser nachzustellen, ist ein mühsames Unterfangen, da den Tieren ein Abtauchen in jede Richtung möglich ist. Wenn es nicht gelingt sie zu überraschen, wird die Jagd zu einer Mischung aus Fangen- und Versteckspielen. Daher ist man gut beraten die Zone aufzusuchen, in der Wasser auf Land trifft. Der Gewässerrand zeigt sich als Linie und ist leicht im Auge zu behalten. Die Jungtiere scheinen sich in dieser Zone wohl zu fühlen, da ihnen Nahrung in Form von Schnecken, Muscheln und anderem wirbellosen Getier im seichteren Gewässer leichter zugänglich ist, sie aber womöglich auch durch ihr Federkleid eine gewisse Tarnung vor dem dunklen, bräunlich, gräulichen Hintergrund der Landerhebungen erfahren.

In stehender Position hat der Jäger jedoch den Vorteil, die Wassergrenze gegen die Vögel ausspielen zu können. Das Federkleid der Vögel kann sich nämlich nicht gleichzeitig an beide Hintergründe – das Wasser und das Land – anpassen. Dadurch sind die Umrisse der Enten leicht vor dem kontrastierenden Hintergrund zu erkennen. Dieser Umstand lässt den Jäger die Nähe des Ufers aufsuchen.

13.3 Ablauf der Jagd

Entdeckt man eine Gruppe von Vögeln, versucht man so nahe wie möglich an sie heranzukommen (d. h. in Schussweite). Die Jungenten sind im seltensten Fall allein unterwegs und auch hier scheint der Schwarm dem einzelnen Tier das Gefühl der Sicherheit zu geben, was die Vögel veranlasst so lange wie möglich zusammen zu bleiben. Nähert sich der Jäger auf Fluchtdistanz und sind die Tiere noch zur Gruppe zusammengeschlossen, werden die Tiere zunächst versuchen, sich schwimmend aus dem Staub

zu machen. Erst wenn es zur Zerstreung der Gruppe kommt, so scheint mir, beginnen sie zu tauchen und versuchen die Flucht unter Wasser.

Wenn man auf eine solche Gruppe von Jungvögeln stößt, ist es zunächst am wichtigsten, sie in einem kontrollierten Areal zu behalten. Bestenfalls schafft man es, sie in eine kleine Bucht zu treiben. Falls ihnen die Flucht ins offene Wasser gelingt, wird die Verfolgung schwierig, da sie nach dem Abtauchen in jede Richtung entweichen können und so schwierig aufzuspüren sind. Man versucht ihnen deshalb mit dem Boot den Fluchtweg abzuschneiden und sie in eine für den Jäger günstige Position zu bringen.

Eine kleine Grafik soll dies veranschaulichen:

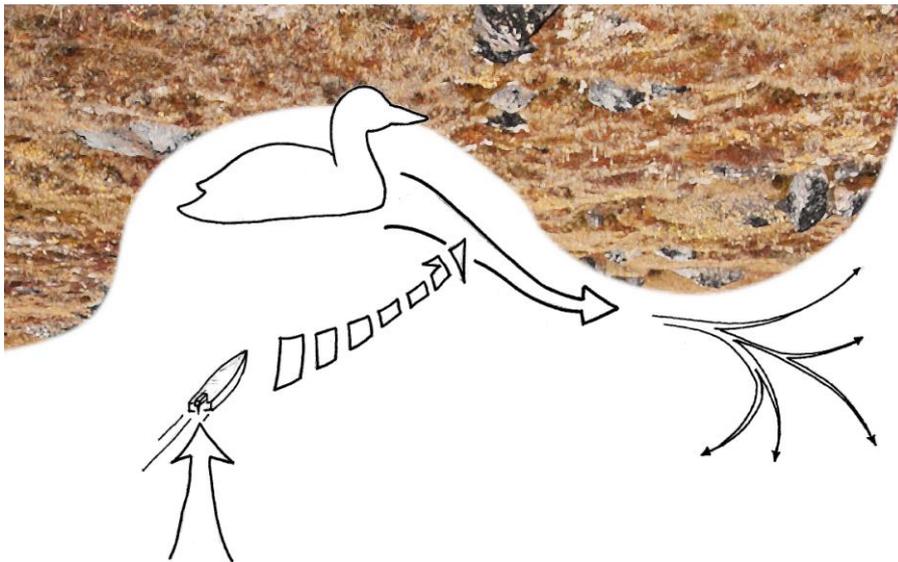


Abbildung 43: Durch die Korrektur des eingeschlagenen Kurses wird versucht, die Flucht der Jungvögel ins offene Wasser zu verhindern und in der Bucht zu halten.

Von zu großer Entfernung in den Haufen hineinzuschießen hätte in den meisten Fällen eine Zersprengung der Gruppe zur Folge, die allerdings unerwünscht ist. Beim Schießen aus naher Distanz sollte man so vorgehen, dass man den Schuss beispielsweise bei den hinteren Tieren platziert. Ein in der Mitte platzierter Schuss hätte die gleichen Folgen wie ein Schuss aus zu großer Entfernung.

Schaffen es die Vögel abzutauchen, gilt es die gesamte nähere Umgebung abzusuchen und auf das Auftauchen eines Tieres zu warten. Es bleiben einem nur wenige Sekunden, bis das alarmierte Tier erneut abtaucht um die Distanz zum Jäger zu vergrößern. Diese wenigen Sekunden müssen für einen Schuss genutzt werden. Hiervon unterscheidet sich die Jagd auf andere Wasservögel nur unmerklich, die im Prinzip nach dem gleichen Verfahren gejagt werden. Unterschiede ergeben sich aus der Fluchtdistanz und den Tauchleistungen der unterschiedlichen Arten.

Die Jagd auf erwachsene Tiere stellt wegen deren Flugfähigkeit ein schwierigeres Unterfangen dar. Zum einen muss es erst einmal gelingen, das ausgewachsene Tier zu erreichen, bevor es im Flug das Weite sucht. Zum anderen muss, falls sich das Tier im Flug befindet, es schließlich mit einem gut vorgehaltenen Schuss aus der Luft geholt werden.

Zur Jagd auf Eiderenten wie auch auf andere Wasservögel wurden von meinen Begleitern Schrotpatronen des Kalibers 12 bzw. 16 verwendet. Es war von der Situation abhängig, ob nach dem ersten Schuss ein zweiter nachgesetzt wurde. Da wir eigentlich nur mit einläufigen, einschüssigen Flinten auf Vogeljagd gingen, fiel die Nachladezeit etwas länger aus, was dem Tempo der Schussserie abträglich war.

Nach gelandeten Treffern machten wir uns ans Einsammeln der (an-)geschossenen Tiere. Sie wurden aus dem Wasser gefischt, der Hals gestreckt und mit einer kräftigen Umdrehung von ca. 540 Grad gebrochen. Wie bei allen Fang- und Jagdaktivitäten ist es besser zu zweit unterwegs zu sein. So kann einer das Manövrieren des Bootes übernehmen, während der andere sich auf das Hantieren des Gewehres konzentriert.

Der Einsatz motorisierter Transportmittel wirkt sich deutlich auf das Verhalten der Vögel aus. Die Geschwindigkeit der Annäherung wie auch der Lärm, der durch den Außenbordmotor verursacht wird, machen die Tiere früher auf die potentielle Bedrohung aufmerksam und provozieren dementsprechende Reaktionen. Der Einsatz des motorisierten Fahrzeuges vergrößert die Distanz zwischen dem Jäger und der Beute, die durch andere technische Hilfsmittel wie dem Fernglas bzw. dem Gewehr aber auch die Leistung des Motors überbrückt werden kann.

Im Gegensatz zum Motorboot kam ich mit dem Kajak bis auf wenige Meter an Kormorane heran, bevor diese unter der Wasseroberfläche Schutz suchten.

14 Die Harpune: Innovation, Substitution und Autonomie des Körpers

14.1 Die öffentliche Wahrnehmung eines missverstandenen Gegenstands

Die Harpune zählt mit Sicherheit zu den bekanntesten Vertretern von Jagdwaffen aus dem arktischen Raum. Im spätkolonialen Grönland wurde sie zum Inbegriff männlicher Indigenität, zu einem Emblem indigener Interessensverbunde und übernahm in ihrer visuellen Repräsentation gemeinsam mit dem Ulu, dem Frauenmesser, die semantische Rolle von Hammer und Sichel in der antikolonialen kommunistisch-orientierten Bewegung der *Inuit Ataagatiit*. Sie wurde zum Symbol der Indigenen Arktis des nordamerikanischen Kontinents, visueller Repräsentant der Eskimo- und Inuitkultur.

Diese Popularisierung eines Alltagsgegenstandes führte vor allem im nicht indigenen Umland zu einer Stereotypisierung einer differenzierten Jagdwaffengattung. Der Stereotyp der Harpune vereint in den meisten Fällen Elemente unterschiedlicher Vertreter der Kategorie der einst zum Kajak gehörenden Jagdwaffen. Die simplifizierte Darstellung (zumeist des Harpunenkopfes) lässt oft keine Details erkennen, weshalb sich die bildlichen Darstellungen oft keinem Typen von Jagdwaffen klar zuordnen lassen.

14.2 Versuch einer Kategorisierung

Scavenius teilt diese Kategorie, denen „Harpunenähnliche“ angehören in 2 Gruppen und ordnet diesen beiden Gruppen insgesamt 6 verschiedene Jagdwaffen zu (Scavenius 1975). Die Gruppen unterteilt er gemäß der Art und Weise, wie ihre Vertreter das Ziel finden und welchen Effekt diese auf die Tiere ausüben. Er zieht eine Trennung zwischen *geworfenen* Waffen (*sârqutit* oder *unât* als Sammelbezeichnung für *ernangnaq* und *unâq*, des Weiteren *nugfit* und *agdligaq*⁴⁹), die „primär dazu bestimmt sind die Beute zu sichern“ (Scavenius 1975: 48; Übers. AK) und den *gestoßenen* Vertretern, „die in Hinsicht auf den Gebrauch den oben Genannten [geworfenen Waffen] folgen“ (ebd.) und gestoßen oder gestochen werden um die Beute zu töten. Hierbei handelt es sich um Lanzen (*anguvigaq* und *kapût*)⁵⁰.

Porsild nimmt eine Klassifikation anhand von rein technologischen Prinzipien vor und teilt die „Eskimo Missile Weapons“ (Porsild 1914: 124) in folgende Kategorien ein: *Harpoon*, *Dart*, *Spear*, *Arrow* und *Lance* (ebd.).

⁴⁹ Terminologie nach Scavenius 1975

⁵⁰ Terminologie nach Scavenius 1975

Auf die Probleme der Klassifikation und Definition dieser Gattungen von Jagdwaffen (und materieller Kultur im Allgemeinen) möchte ich hier nicht eingehen, für eine umfassendere Auseinandersetzung mit dem Thema jedoch auf das von Feest und Janata verfasste Werk zur Technologie und Ergologie in der Völkerkunde verweisen, das sich einer sorgfältigen Diskussion dieses Komplexes annimmt (Feest & Janata 1999, 1989).

Ich möchte jedoch anmerken, dass sich in den letzten Jahren ein neuer Harpumentyp herausgebildet hat, welcher den bislang existenten Unterscheidungskriterien eine weitere Dimension hinzufügt: der Unterschied liegt einerseits in der Körperhaltung, aus der die Harpune geworfen wird und der Distanz aus der die Harpune zum Einsatz kommt, andererseits dem Tauchverhalten und der Materialbeschaffenheit des Projektils.

14.3 Rezente Vertreter der Echten Harpunen

Harpunen im engeren Sinne, die eine ablösbare Spitze vorweisen, die durch eine Schnur mit dem Schaft verbunden sind (Feest & Janata 1999: 189), finden sich im heutigen Nordwestgrönland in zwei unterschiedlichen Formen. Beide Formen kamen mir während meines Feldaufenthalts unter, doch konnte ich keine der beiden in ihrer Anwendung beobachten. Die neue Dimension an Klassifikationsmöglichkeiten der Harpune, von der oben die Rede ist, lässt eine Unterscheidung dieses Jagdutensils in *schwimmende* und *sinkende* Vertreter zu. Aus diesen physikalischen Eigenheiten der Harpune lässt sich unmittelbar eine Unterscheidung zwischen *horizontal* *geworfenen* und *vertikal* *geworfenen* Harpumentypen treffen, wobei die Veränderungen im Wurfverhalten der Harpune nicht nur Spuren in der materiellen Beschaffenheit zeigen sondern auch im Wegfallen des beweglichen Vorschafes, des *igimaq*. Die folgenden Abschnitte beinhalten eine Diskussion der beiden Harpunenkatogorien, gefolgt von einer Gegenüberstellung der beiden Typen am Ende des Kapitels.

14.3.1 Schwimmharpunen⁵¹

Beim ersten Typ handelt es sich um Harpunen mit hölzernem Schaft, deren Besonderheit der Vorschaf (grl.: *igimaq*) ausmacht, der aus einem Schraubenzieher mit Kunststoffgriff gefertigt ist. Ich konnte zwei Harpunen dieses Typs im Nationalmuseum in Nuuk ausfindig machen, die jedoch nicht aus dem Nordwesten, sondern von der Ostküste Grönlands, genauer gesagt aus *Tiniteqilaaq* in der *Tasiilaq* Kommune, stammen. Sie wurden von Gert Nooter, einem niederländischen Ethnologen gesammelt und gingen zunächst in die Sammlung des Rijksmuseum voor Volkenkunde in Leiden ein, bevor sie an das Nationalmuseum Grönlands überführt wurden. Ich habe die beiden Harpunen, deren Ursprung und

⁵¹ Diese Bezeichnung habe ich im Kontrast zur zweiten Kategorie von Harpunen gewählt, den *Sinkharpunen*.

geografisches Anwendungsgebiet nichts mit dem geografischen Rahmen meines Forschungsprojekts zu tun haben, aus gutem Grund in meine Besprechung mit aufgenommen.

Während meines 6-wöchigen Aufenthaltes in Uummannaq stattete ich einem Bekannten regelmäßig Besuche ab. Er war gerade mit dem Bau seines Hauses beschäftigt und so packte ich mit an, wenn Bedarf bestand. Unmittelbar an die Baustelle grenzen die Häuser der Nachbarn an und allerhand Baumaterial, Werkzeug und Behelfe lagen auf dem Areal herum oder lehnten an Hauswänden. Einer dieser Behelfe fiel mir besonders ins Auge auf, doch konnte ich ihm keine klare Bedeutung zuordnen. Seine Form und die zusammengesetzten Komponenten veranlassten mich zum dem Schluss, dass es sich vermutlich um eine Art Behelf handelte, der zum Aufhacken von Eis diente. Aus irgendeinem Grund schien mir dieses Ding bemerkenswert, doch nicht so sehr wegen seiner kuriosen Konstruktion als der Tatsache, dass es vollkommen deplatziert an einer Hauswand lehnte. Einmal als *tooq* (Eismeißel) abgetan, schenkte ich ihm keine weitere Aufmerksamkeit – bis ich letztlich in der hauseigenen Bibliothek des Nationalmuseums in Nuuk über einen Artikel von Gert Nooter stolperte.

In seinem Artikel „Improvisation and Innovation. Social Consequences of Material Changes“ (Nooter 1980) argumentiert Nooter, *Improvisation* als treibenden Motor von Innovation im Bereich der materiellen Kultur zu betrachten. Diese Improvisation ergibt sich seiner Auffassung nach aus einem Lösungsversuch für eine Problemsituation, die auf einem Materialmangel begründet ist.

„It is characteristic of the situation in which improvisations arise that the improvisor is very well aware that what he is doing should really be done differently“ (Nooter 1980: 113).

Während Form und Funktion weitgehend gleich bleiben, kommt es zu Änderungen im Material. So konnte er beobachten, wie in Zeiten, in denen sich Narwale von den traditionellen Fanggebieten der Jäger von *Tiniteqilaaq* fernhielten, ein Mangel an Narwalzahn entstand, der für die Herstellung des *igimaq*, des beweglichen Vorschafes der Harpune, benötigt wurde. Als über einen längeren Zeitraum kein Narwalzahn zur Verfügung stand und verloren gegangene Harpunen nicht mehr durch neue ersetzt werden konnten bzw. beschädigte Vorschäfte nicht ausgetauscht werden konnten, kam es zu einem bewussten Experimentieren mit anderen Materialien. Ausgediente Schraubenzieher zeigten sich als *igimaq* besonders geeignet. Sie sind widerstandsfähiger als Narwalzahn, der Plastikgriff lässt sich um einiges leichter mit dem verfügbaren Werkzeug bearbeiten als die harte, spröde organische Alternative und sie sind ohne großen Aufwand erhältlich. Diese Entdeckung führte zu einer Innovation im Bereich der Jagdwaffen und wurde bald von anderen Jägern übernommen (Nooter 1980, 1984).

14.3.1.1 Mein Fund aus Uummannaq

Bei dem Fund auf der Baustelle meines Freundes handelte es sich also um keinen *tooq* sondern um einen Jagdbehelf, den ich jedoch wegen des integrierten Schraubenziehers in der Konstruktion und der fehlenden Armierung nicht als solchen erkannte. Natürlich spielten auch weitere Faktoren mit ein, wie der Ort an dem ich den Gegenstand antraf, das geringe Gewicht des Objektes, als ich es in meiner Hand wog, wie auch die Kürze des Schafts. Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob es sich denn nicht womöglich um ein Spielzeug für Kinder handelte, das aus einer ausgedienten Harpune gefertigt wurde. Wenn man die Materialkosten dieses Harpumentyps bedenkt, ist es auf jeden Fall kein abwegiger Gedanke.

Die folgenden zwei Fotos, die ich einige Monate nach meiner Abreise einen Freund zu machen gebeten habe, zeigen die besprochene Harpune.



Abbildung 44: Fund aus Uummannaq (Foto: Anton Overballe)



Abbildung 45 (Foto: Anton Overballe)

Die Integration des Schraubenziehers als Ausgangsmaterial für den *igimaq* führte, wie Nooter zeigte, zu einer Innovation im Bereich der Harpunenherstellung und wurde bald von anderen Jägern übernommen. Betrachtet man jedoch die Lebensdauer dieser Innovation, so waren die Konsequenzen, zeitlich betrachtet, von geringerer Bedeutung. Diese Innovation hielt nämlich nur wenige Jahre, bis der

bewegliche Vorschafte schließlich durch das Zusammenspiel anderer, in die Jagd integrierter technischer Hilfsmittel vollends überflüssig wurde.

Es ist anzunehmen, dass der Fund aus Uummanaq tatsächlich bereits den Nachfolger der mit beweglichem Vorschafte ausgestatteten Harpune darstellt. Die Bohrungen am Griff des Schraubenziehers, die zur Verzerrung des Vorschafte dienen, verlaufen kreuzweise, im Gegensatz zu älteren Exemplaren von Harpunen, bei denen die Bohrungen durch den Vorschafte in die gleiche Richtung verlaufen. Die Fixierung des Vorschafte durch Verzerrung entlang einer Achse begünstigt das Umklappen des Schaftes in eine Richtung (mit den Bohrungen als Drehpunkt), nachdem der Harpunenkopf in den Blubber des Beutetieres eingedrungen ist.

Die Verzerrung entlang zweier lotrecht zu einander stehender Achsen, fördert die Stabilität der Konstruktion und erschwert ein Umklappen des Vorschafte. Ich schließe daraus, dass die Art der Verzerrung gewählt wurde, um eine feste, unbewegliche Verbindung zwischen den aufgesetzten Schraubenzieher, der lediglich als Träger des loslösbaren Harpunenkopfes dient, und dem Schaft herzustellen.

Warum die Beweglichkeit des Vorschafte schließlich an Bedeutung verlor, wird in Anbetracht des materiellen Kontextes deutlich, in dem die Harpune heutzutage Verwendung findet.

Bevor wir uns jedoch der materiellen Umgebung zuwenden, welche die Entwicklung der rezenten Harpunenformen beeinflusst hatten, soll die Funktionsweise der ursprünglichen Harpunenform skizziert werden. Ein Verständnis der Wirkungsweise gibt uns wertvolle Einsichten in den Aufbau der Harpune und hilft uns gemeinsam mit der Diskussion weiterer Faktoren, die Substitution einzelner Elemente und Materialien zu kontextualisieren.

14.3.2 Die Funktionsweise der Harpune

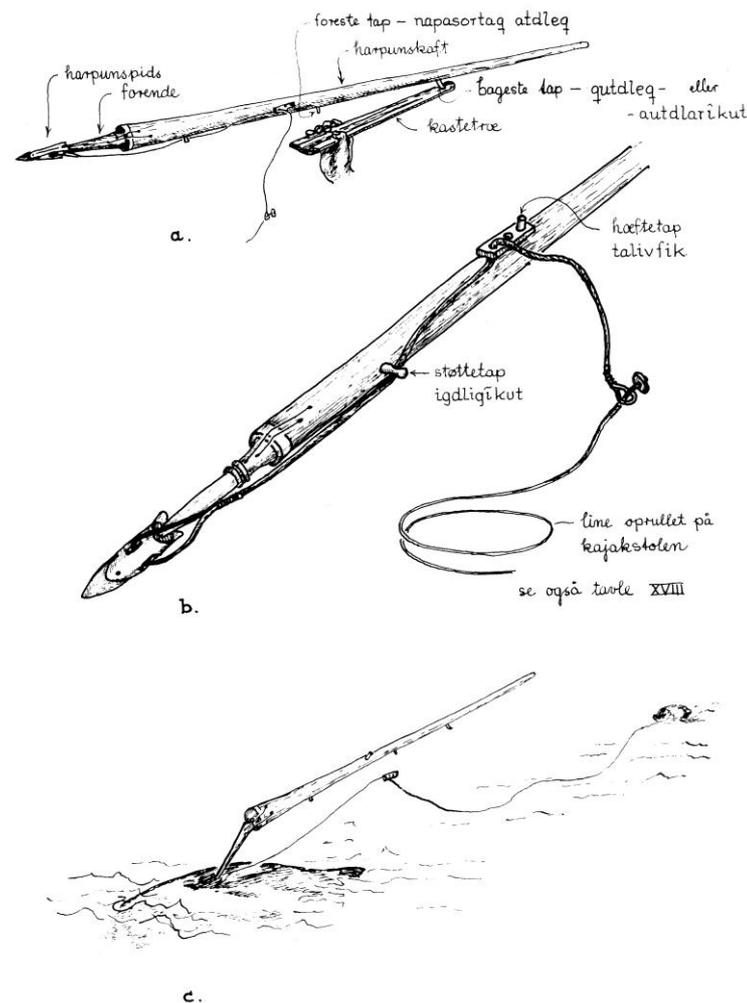


Abbildung 46: Funktionsweise der Harpune (Quelle: Jensen 1975)

Die einzelnen Elemente, aus denen die Harpune besteht, dienen dazu, die beim Aufprall entstehende Kraft über mehrere Richtungen abzulenken. Bei direkter Weitergabe der Energie an den Schaft ohne „Stoßdämpfer“ verschiedener Ausformung wäre das Material stets der Bruchgefahr ausgesetzt. Diese Komponenten spielen auch bei den Befreiungsversuchen des harpunierten Tieres eine Rolle, die eine starre Harpune stark beschädigen würden. Die Harpune galt wie gesagt auch in früheren Zeiten als Sicherungsinstrument. Doch im Unterschied zu heute, wo die der Anwendung der Harpune der Einsatz des Gewehres vorausgeht, verfügte das Tier im Augenblick, als die Harpune den Leib penetrierte, noch über sämtliche Lebenskräfte und wehrte sich dementsprechend heftig gegen die im Körper sitzende Harpune.

Die Beinplatte, der bewegliche Vorschäft und die abgerundete Spitze des Vorschäftes wirken allesamt als Stoßdämpfer (zum Aufbau der Harpune siehe Anhang 2). Der Vorschäft war hierbei das Element, das von größter Bedeutung für den Schutz des Materials war.

Der Harpunenkopf war über eine Leine mit dem Schaft verbunden. Die Leine verlief durch ein gelochtes Plättchen aus Rentiergeweih (o. ä.), das an einen Zapfen am Schaft eingehängt war. Das Plättchen und der Zapfen hielten die Leine auf Spannung und sorgten so durch die Fixierung des andernfalls lose auf den *igimaq* aufgesetzten Harpunenkopfes für die Armierung der Harpune.

Nachdem der Harpunenkopf in den Blubber des Tieres eingedrungen war, reagierte dieses mit heftigen Schlägen, um sich von dem Projektil zu befreien. Diese Schläge führten dazu, dass der bewegliche Vorschäft umknickte und somit die Spannung der Harpunenleine nachließ, woraufhin der Harpunenkopf freigegeben wurde. Da die Harpunenleine durch den Schwerpunkt der Harpunenspitze verlief, stellte sich der Harpunenkopf durch einen Ruck an der Harpunenleine (in der Regel durch die Eigenbewegung des Tieres) in der Wunde quer und wirkte als Knebel. Zusätzlich wurde der Harpunenkopf speziell ausgeformt, um diese Knebelwirkung zu erzielen.

Die Konstruktionsweise der Harpune gewährleistete einerseits den Schutz der kostbaren Arbeit und des Materials und erhöhte gleichzeitig die Chancen, dass der Harpunenkopf trotz der Befreiungsversuche des Tieres im Körper der Beute verbleiben würde.

14.4 Materialsubstitution

Die Materialsubstitution ist meiner Auffassung nach eher Symptom als Ursache der Weiterentwicklung der Harpune. Materialsubstitution stellt nichts Neues im Bereich grönländischer Jagdwaffen dar. Jensen berichtet von einer Variante des Thule-Harpunenkopfes, deren Körper aus einem Stück Messing gefeilt wurde (Jensen 1975: 60) bzw. einem älteren Vertreter aus dem Beginn des 20. Jh., der zur Gänze aus einem zurechtgefeilten Stück Eisen bestand (ebd.). Weiters gibt es keinen Grund anzunehmen, dass die Jäger rund um Ammassalik sich in Zeiten des Mangels an Narwalzahn nicht eines anderen Materials bedienten, um verschiedene Elemente der Harpune herzustellen, wie Nooter es in seinen Artikeln darstellt (Nooter 1980, 1984). Funde zeigen uns, dass Vorschäfte im Norden Grönlands aus dem Penisknochen des Walrosses, der für seine Härte bekannt ist, gefertigt wurden, oder aus Walrosszähnen, während man an der südlichen Westküste, wo Walrosse nicht anzutreffen sind, Walknochen zu deren Herstellung benutzte. Die Beliebtheit des Narwalzahns als Werkstoff hängt vermutlich mit praktischen Gründen zusammen: Der Narwalzahn „[...] war stark und ansprechend weiß und hatte von Natur aus eine Dicke, die es möglich machte ein passendes Stück zurechtzuschneiden, das ohne besonderes Zutun beinahe die letztendliche Form aufwies“ (Jensen 1975: 50; Übers. AK).

Ich fasse diese Innovation, also die Substitution des *igimaq* durch einen Schraubenzieher, als Manifestation eines weitaus umfassenderen Phänomens auf. An den Schraubenzieher ist nämlich das Konzept der Ware geknüpft, eines käuflich erwerbbares Objektes, dessen Nachschub der Handel kontinuierlich garantiert. Dieser potentielle Überfluss hatte wohl seine Auswirkungen auf die Wertschätzung und Handhabung des Materials. Gleichzeitig konnten manche der neuen Materialien den Beanspruchungen stärker standhalten, was Sicherheitskonstruktionen, die zum Schutze des Materials dienten, letzten Endes überflüssig machten. Zudem führten neue Werkzeuge ebenfalls zu Änderungen in den Möglichkeiten der Bearbeitung.

14.4.1 Soziale Konsequenzen durch Materialsstitution

Änderungen durch Materialsstitution schlugen sich vorwiegend im Bereich der Form und dem Herstellungsprozess der Harpune nieder und hatten entgegen Nooters Auffassung vermutlich nur geringen Impact auf sozialer Ebene. Nooter ist der Auffassung, „the simplification of hunting equipment, which meant that expert craftsmanship [sic] was no longer necessary, strengthened the tendency which I referred to earlier: the quality of a hunter was no longer decisive for the quality of his weapons“ (Nooter 1984: 141)

Welche Konsequenz ergibt sich daraus, wenn nun weniger erfolgreiche Jäger in Besitz von gut funktionierenden Harpunen kommen? Ich bezweifle, dass eine gute Harpune einen eigentlich schlechten Jäger in einen besseren Jäger verwandelt. Nooter bringt das Argument, dass vor dieser Innovation nur gute Jäger Harpunen besaßen, da diese Narwale erlegen konnten und so an den Rohstoff Narwalzahn gelangten, der zur Fertigung des Vorschafes verwendet wurde (Nooter 1980, 1984). Es waren also gute Jäger, die gute Harpunen herstellten. Nach dieser plötzlichen technischen Revolution hatten alle Zugang zu einer Harpune, da jeder über einen Schraubenzieher verfügen konnte. Im Falle der Harpune ist es aber keine Frage des Materials, sondern eine Frage der Skills, die zu einem erfolgreichen Einsatz der Harpune und der Erbeutung eines Wales führen (vom Einfluss anderer technologischer Neuerungen abgesehen). Die Konsequenz war demnach, dass nun eine Reihe von Männern in Besitz von Harpunen waren, die sie aber nicht entsprechend einsetzen konnten, da ihnen das Know-How fehlte, was sich in dem mangelnden Zugang zu Narwalzahn vor dieser Innovation abzeichnete. Die Qualitäten eines guten Jägers werden nicht in der Jagdwaffe mitgeliefert. Was sich jedoch geändert hat ist eine allgemeine Verschiebung von einem hohen Level an „closure“ in Richtung „open access“⁵² in Bezug auf den Zugang zur Ressource, die in

⁵² (zur Klärung dieses Begriffspaars siehe Abstraktes Wissen und strukturierte Gespräche)

diesem Fall zur Fertigung eines Vorschaftes diene. Dass eine derartige Verschiebung drastische Folgen haben kann, wird an einer anderen Gegenstandskategorie ersichtlich, wie das nächste Kapitel zeigen soll.

14.5 Änderungen in der technischen Umgebung – Innovation im Kontext betrachtet

Nachdem die Motorjolle großteils das Kajak abgelöst hatte, änderten sich folglich auch die Voraussetzungen für die Anwendung anderer Ausrüstungsgegenstände. Das Boot ist nicht nur Transportmittel, sondern beeinflusst den Jäger auch in seinen Bewegungen, Aktionen und der Umsetzung seiner Intentionen, kurz – in seiner Performanz. Durch die Reaktion des Bootes auf die Impulse seiner Umgebung, beeinflusst das Boot gleichzeitig seine Besatzung, die auf ihm und von ihm aus agiert, sodass Bewegungen, Positionen und Körperhaltungen der Besatzung den Charakter des Bootes miteinbeziehen. Der Charakter des Bootes besteht grob gesagt aus Materialeigenschaften (wie beispielsweise einer harten, griffigen Oberfläche), und jenen Eigenschaften, die aus dem Wechselspiel mit der Umgebung resultieren (das Schaukeln des Bootsrumpfs auf der Windsee oder unter den Schritten der auf ihm arbeitenden Besatzung).

Wie bei jeder Analyse der Fall, ist der Zugang zum Untersuchungsfeld von der Perspektive abhängig, von der aus das Phänomen betrachtet wird. Die Interaktion zwischen dem Boot und der Windsee beruht auf einer rein kausalen Beziehung, die durch physikalische Gesetze erklärbar ist. Die Interaktion zwischen dem menschlichen Akteur und einem materiellen Hilfsmittel wie dem Boot ist von anderer Qualität.

Einen wichtigen Punkt stellt hierbei die Intentionalität des Akteurs dar. Der Handlungsträger verfolgt eine Absicht, die er unter der Zuhilfenahme materieller Hilfsmittel zu erreichen versucht. Die Wahl, sich eines Artefakts zu bedienen, um seine Intention zu verfolgen, stellt einen bewussten Akt dar, der auf vorangegangener Erfahrung im Umgang mit materieller Kultur baut. Die Hilfsmittel wurden absichtlich zu einem Zweck geschaffen und auch wenn das Hilfsmittel auf individueller Ebene nicht ausdrücklich zu diesem Zweck gebraucht wird, so zeigt der alternative Gebrauch des Gegenstandes die Intention des Handlungsträgers umso deutlicher.

14.6 Technische Neuerungen und Autonomie des Körpers

Der tatsächliche Umgang mit den materiellen Hilfsmitteln verläuft zum größten Teil auf unbewusster Ebene. Hier kommen Körpertechniken zum Einsatz, Resultate praktischer Erfahrung im Umgang mit materiellen Zeugnissen über einen längeren Zeitraum hinweg. Es ist das Erinnerungsvermögen des Körpers, das durch Wiederbeleben früherer praktischer Erfahrungen in Form von intuitivem Wissen die Handlungsprozesse des Akteurs koordiniert und sich als praktisches Wissen im Umgang mit der materiellen Welt äußert.

Durch die Erfahrung, die der Akteur durch seine Performance an Bord des Bootes gesammelt hat, hat er gelernt, über das Boot mit der Umgebung zu interagieren. Er hat gelernt, sich den Charakter des Bootes in seinen Bewegungen zueigen zu machen. Dies trifft für jeden Bootstyp zu, doch spielt der unterschiedliche Charakter des Fahrzeugs eine Rolle in der Ausgestaltung der Interaktionsformen. Während der menschliche Körper mit dem Kajak eine intensivere Verbindung eingeht und seine Bewegungen in größerem Ausmaß durch die materiellen Komponenten des Gefährts beeinflusst werden und vice versa, gewährt die Jolle eine größere *Autonomie des Körpers*, die ihm erlaubt, das Potential seiner Körpertechniken in größerer Unabhängigkeit zur materiellen Erweiterung zu nutzen.

Materielle Behelfe wie die Jolle setzen den Möglichkeiten des Akteurs natürlich Grenzen, doch existieren diese Grenzen nur im Vergleich mit den Möglichkeiten, über die ein gegebener Akteur im Idealfall – das wäre salopp formuliert – auf einer ebenen Fläche mit festen Boden unter den Füßen – verfügen würde. Materielle Hilfsmittel wie ein Wassergefährts erlauben dem Handlungsträger überhaupt erst, die Grenzen seines biologischen Körpers zu überschreiten und seine Handlungen auf das offene Wasser hinauszutragen. Aus dieser Perspektive betrachtet handelt es sich bei dem Effekt, den materielle Hilfsmittel auf uns ausüben eher um eine Steigerung unserer Fähigkeit als Einschränkung unseres Leistungspotentials.

14.6.1 Körperliche Autonomie an Bord der Jolle

Die Integration der Jolle als primäres Transportmittel zu Wasser hat dem Jäger zu einer größeren Autonomie des Körpers verholfen. Diese Autonomie zeigt sich in der Bewegungsfreiheit an Bord des Bootes. Im Gegensatz zur exklusiv sitzenden Position im Kajak, kann der Jäger an Bord einer Jolle eine Vielzahl von Position einnehmen bzw. sich an Bord fortbewegen und Bewegungen ausführen kann, welche die Verbindung mit dem Kajak nicht zugelassen hätte.

Die stehende Position ist einerseits nötig um treibende Hindernisse im Wasser früher zu sichten – eine unbedingte Notwendigkeit in Anbetracht der erhöhten Geschwindigkeit. Um die Außenbordmotoren im Stehen steuern zu können, werden die Lenkstangen mit Metallrohren oder Holzstielen verlängert. Doch können nicht nur Hindernisse früher erkannt werden, sondern auch potentielle Beutetiere, nach denen oft mithilfe eines Fernglases Ausschau gehalten wird.

Der größere Aktionsraum und Bewegungsfreiheit hat sich auch im Gebrauch der Harpune niedergeschlagen. Während der Wurf aus dem Kajak entlang der horizontalen Ebene erfolgt, erlaubt die aufrecht stehende Position in der Jolle einen vertikalen Wurf.

„From a kayak a harpoon was thrown more or less horizontally, while from a boat it was usually thrown in a standing position, and therefore downwards at an angle [...]“ (Nooter 1984: 141)

Dieser Umstand führte des Weiteren mit sich, dass „at short range the line decepletable and the throwing board became superfluous“ (ebd.). Beim *line decepletable* handelt es sich um eine Vorrichtung, die optisch einem Hocker ähnelt (deswegen die dänische Bezeichnung *kajakstol*, zu Deutsch „Kajakstuhl“) und vorwiegend auf ostgrönländischen Kajaks zu finden ist. Diese Vorrichtung sorgt dafür, dass sich beim Wurf der Harpune die Harpunenleine fehlerfrei abwickelt. Kajaks der Westküste Grönlands wiesen laut Nooter derartige Geräte nicht auf (Nooter 1984, 1980), Jensen hingegen betrachtet sie durchaus als Teil der reglementären Kajakausrüstung (siehe Jensen 1975).

Diese Änderungen sind nicht ausschließlich im Übergang vom Kajak zur Jolle als Primärfortbewegungsmittel zu Wasser zu sehen, sondern gründen des Weiteren auf einer fundamentalen Änderung des Jagdablaufs.

14.7 Verschiebungen im Jagdablauf

Die Reichweite des Gewehres übersteigt jene der Harpune beträchtlich. Die im Regelfall zur Jagd verwendeten Repetiergewehre erlauben die Abgabe mehrerer Schüsse hintereinander⁵³. Mit dem Gewehr kam eine neue Jagdwaffe in den Materialkomplex des Jägers, deren Tötungsfunktion im Gegensatz zu den Lanzen über eine weitaus größere Entfernung wirkt. Die Leistung des Motors hat es möglich gemacht, Distanzen innerhalb von kürzester Zeit zurückzulegen. Zudem bietet eine Jolle Platz für mehrere Personen, wodurch die Mitnahme von Jagdgefährten möglich wurde. Der Motor läuft grundsätzlich während des gesamten Jagdausflugs, auch in den Momenten, wo nach Beutetieren Ausschau gehalten wird. Das Boot ist also unmittelbar nach dem Schuss einsatzbereit und innerhalb weniger Sekunden kann das verwundete/getötete Tier erreicht werden. Zusätzlich erlaubt die stehende Position ein senkrecht werfen nach Tieren, die gerade im Begriff sind abzusinken. Diese Faktoren müssen gesammelt in Betracht gezogen werden, bevor wir uns der Diskussion um die Entwicklung neuer Harpumentypen zuwenden.

Durch den Komplex der neu integrierten Technologien hat sich die Abfolge der einzelnen Sequenzen im Jagdvorgang geändert. Ursprünglich wurde die Harpune als erstes geschleudert, um das Beutetier an eine Fangblase zu sichern und es auf diese Weise sowohl zu schwächen (im optimalen Fall zu töten) als auch seine Position zu markieren bevor es schließlich mit der Lanze getötet wurde. Durch die Integration des

⁵³ Diese Möglichkeit hat man sich insbesondere in der Robbenjagd am offenen Wasser zunutze gemacht (siehe 15.8.1).

Gewehrs in den Jagdbetrieb änderte sich diese Reihenfolge: Dem Tötungsakt⁵⁴ folgt die Sicherung der Beute durch die Harpune. Das Absinken der erlegten Beute ist insbesondere im Spätfrühling und Frühsommer eine Gefahr, nachdem das Eis aufgebrochen ist. Zu diesem Zeitpunkt haben die Tiere durch die Aufzucht ihrer Jungen ihre winterlichen Fettreserven verloren. Angeschossene bzw. erlegte Tiere sinken folglich wegen mangelnden Auftriebs (= Fetts) in die Tiefe. Um dies zu verhindern, wird dem toten bzw. verletzten Tier eine Harpune nachgesetzt, um den Fang zu sichern.

Dies geschieht aus einer stehenden Position heraus, nachdem der Einsatz des motorisierten Fahrzeuges den Jäger innerhalb kürzester Zeit an den Ort des Abtauchens herangebracht hat. Durch die veränderte Wurfposition wurde der bewegliche Vorschaft obsolet und war somit nicht mehr notwendig, um die Knebelwirkung des Harpunenkopfs erzielen zu können, da „it appeared that with the new casting technique from the boat the harpoon head stuck in the seal's body far more easily“ (Nooter 1984: 141).

Die hölzerne Schwimmharpune wurde letzten Endes durch eine Variante aus Metall ersetzt. Ihr Gewicht und der fehlende Auftrieb begünstigen den senkrechten Wurf ins Wasser. Selbst ein absinkendes Tier, das sich bereits ein Stück unter der Wasseroberfläche befindet, kann noch erreicht werden. Dies sei der Sinn der Sinkharpune, nämlich bereits absinkende Narwale und Belugas noch erwischen zu können, wie mir ein Informant am Flughafen von Qaarsut erzählte.

⁵⁴ Bei der Jagd auf Robben im offenen Wasser bietet sich zumeist nur der Kopf des Tieres als Ziel an. Allein dieser ragt beim Atemholen aus dem Wasser oder wenn sich die Robbe zur Orientierung über Wasser umblickt. Ein Treffer hat dementsprechend tödliche Konsequenzen. Bei Narwalen und Weißwalen verhelfen erste Treffer oft nur zur Schwächung des Tieres.

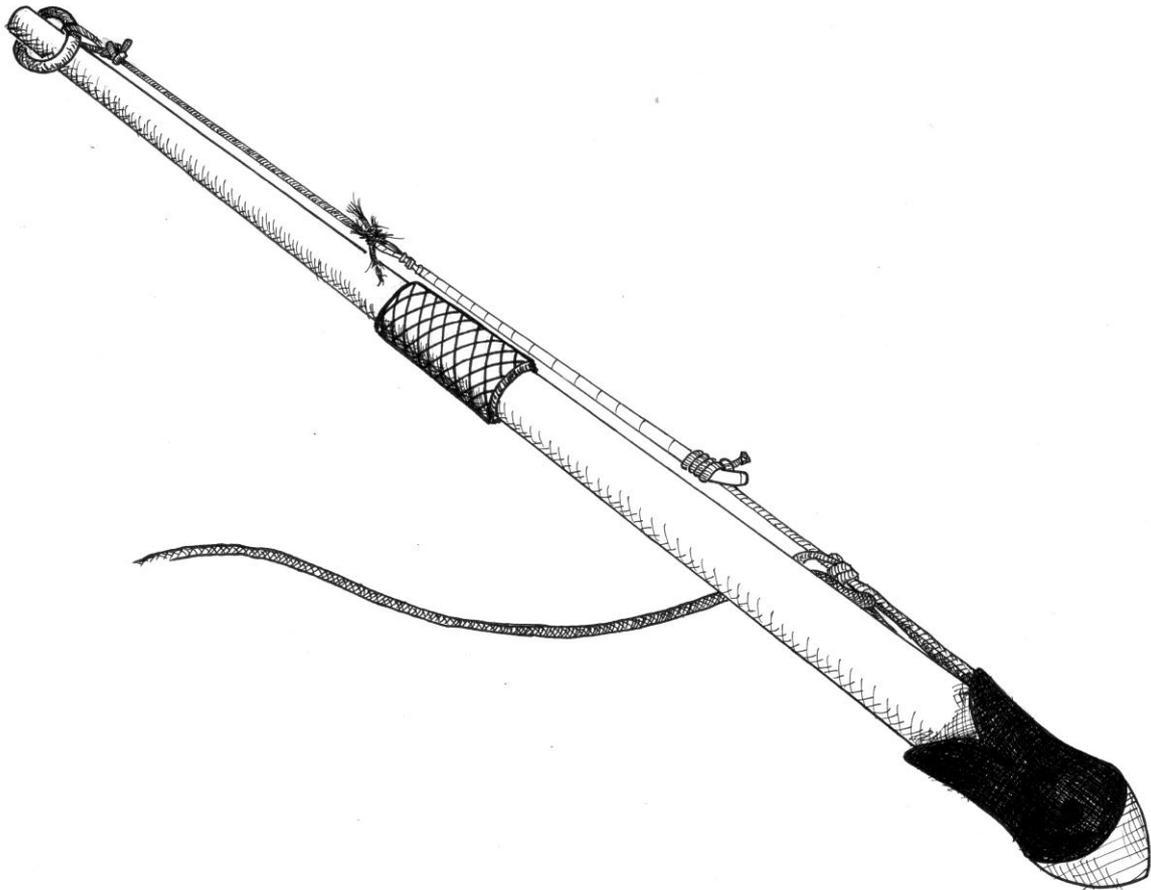


Abbildung 47: detailreduzierte Variante einer metallenen Sinkharpune (Zeichnung AK)

Die Integration neuer Technologien führte sowohl zu einer Umstrukturierung des Jagdablaufs wie auch zur Vergrößerung der körperlichen Autonomie, was sich in der Modifikation des Materials wie auch einzelner funktioneller Elemente der Harpune niederschlug.

Diese Praxis der Beutesicherung mittels Harpune konnte ich bei der Jagd auf Ringel- bzw. Sattelrobben nicht bezeugen. Dies ist auch der Grund, warum viele Robben bei der Jagd im offenen Wasser verloren gehen, da sie schneller absinken, als sie mit dem Boot erreicht werden können. Inwiefern Harpunen bei der Jagd auf die größeren Bartrobben oder Klappmützen zum Einsatz kommen, wie Nooter es von der Ostküste schilderte (Nooter 1980, 1984), weiß ich nicht. Das Prinzip entspricht jedoch auch der Art, wie die genannten Gegenstandskategorien bei der Jagd auf Narwal und Weißwal zur Anwendung kommen.

15 Das Gewehr

15.1 Kurze Geschichte der Integration des Gewehrs

Als das Gewehr gegen Ende des 19. Jh. Eingang in den Kontext der grönländischen Jagd fand, stellte die Integration der neuen Jagdwaffe in den vorhandenen Komplex an Jagdausrüstung und Jagdmethoden eine Herausforderung dar. Das Gewehr war ohne Zweifel von großer Effektivität und unter vielen Jägern sicherlich ein begehrtes Objekt, doch erwies es sich nur wenig geeignet für die Kajakjagd. Es kam zu Schwierigkeiten in der Kombination mit anderen, traditionellen Jagdbehelfen wie der Harpune und Fangblase, die sich in der Regel nicht gemeinsam mit dem Gewehr anwenden ließen. Das Gewehr hatte natürlich den Vorteil, ein Tier über eine größere Distanz erlegen zu können, brachte aber den Nachteil mit sich, dass die längere Distanz auch einen längeren Weg zur Beute hin bedeutete, die, durch die Kugel getötet, oft zum Meeresgrund sank, bevor der Jäger sie mit Muskelkraft (Paddelschlägen) erreichen konnte.

Eine weitere Herausforderung stellte sich dem Jäger in Form des Transports und der Aufbewahrung des Gewehrs während der Fahrt. Es ließ sich nicht wie die anderen Jagdbehelfe unter die Spannriemen am Deck des Kajaks klemmen, da das Deck stets Spritzwasser ausgesetzt war und von Wellen überschwappt wurde. Daher wurde das Gewehr im Innenraum des Kajaks verwahrt, um es vor Feuchtigkeit zu schützen und stets griffbereit zu haben. Dabei wurde es entweder links vom Jäger mit der Mündung nach vorn platziert (die Anordnung der Jagdausrüstung am Kajak spiegelt die Priorität der einzelnen Gegenstände in der Anwendung wieder; die rechte, vordere Seite wurde von einem Rechtshänder stets für die Harpune freigehalten) oder zwischen die Beine genommen, wobei die Mündung auf den Jäger zeigte (Jensen 1975). Die Waffe musste stets schussbereit sein und wurde deswegen geladen mitgeführt – ein Umstand, der häufig zu Unfällen führte. Es gehörte nicht viel dazu, dass die sich die Sicherung zwischen Zündhütchen und Hahn löste, der Hahn sich ein wenig spannte und auf das Zündhütchen schlug. Dieser Umstand führte nur allzu vielen Unglücken, welche die koloniale Administration schließlich zu einer obligatorischen Einführung des *Gewehrsacks* veranlasste. Der Gewehrsack hat in seiner Funktion bereits lange in der grönländischen Tradition Bestand und diente vermutlich einst zur Aufbewahrung des Bogens (Jensen 1975). Er wurde schließlich durch diverse Hängevorrichtungen und Stützelemente, die auf dem Vorderdeck des Kajaks angebracht wurden, perfektioniert. Somit war das Gewehr sicher und vor der Witterung geschützt in greifbarer Nähe zum Kajakmann verstaut.

Derartige Säcke waren auch beim Transport auf Schlitten in Anwendung und stellen auch heute noch ein verbreitetes Utensil dar, das vom Jäger selbst angefertigt wird. Die Materialien, die heute bei der Herstellung verwendet werden, sind Segeltuch und Nylonfaden.

Das Gewehr wird auf ein ausreichend großes Stück Segeltuch gelegt, einmal eingeschlagen, der Umriss und die Maße mit einem Stift festgehalten. Im Anschluss wird das Segeltuch zugeschnitten und die

offenen Seiten mit Nylonfaden eingesäumt. Die Öffnung des Sacks wird auf unterschiedliche Arten verschlossen: mittels Knöpfen und Knebelsystemen, durch Umschlagen und Verschnüren, oder mittels an der Mündung eingenähter Schnur, die durch Zuziehen die Öffnung schließt.

Ein weiteres Problem stellte die begrenzte Einsatzmöglichkeit des Gewehres dar. Es konnte nur auf ruhiger See erfolgreich zur Robbenjagd eingesetzt werden, da die Treffsicherheit unter den Bewegungen des Kajaks litt.

Die Integration des Gewehres hatte von Anfang an Umstrukturierungen im Jagdgeschehen bedeutet. Die schwerwiegendsten Konsequenzen zeichnen sich jedoch insbesondere in den letzten Jahren ab und sind in Verschränkung mit anderen Formen von integrierter Technologie und den Konsequenzen der Industrialisierung Grönlands während der letzten Jahrzehnte zu betrachten. Die Industrialisierung Grönlands hat sich bis zum heutigen Tage außer dem Bereich des Fischfangs, nur im kleinen Rahmen in der Schafzucht und der Ausbeutung von Bodenressourcen niedergeschlagen und erst in den letzten Monaten zeichnet sich die Etablierung einer Ölindustrie mit Bohranlagen vor der Westküste Grönlands ab. Wie minimal die Industrie im Vergleich zu anderen Ländern auch wirken mag, in der Grönländischen Gesellschaft hat sie zu großen Umstrukturierungen geführt. Lediglich ein kleiner Prozentteil der Bevölkerung ist heute als professionelle Jäger tätig, denen die absolute Mehrheit als Lohnarbeitern gegenübersteht. Die Jagd zählt dennoch zu einem wichtigen Element grönländischer Identität, was sich in einer großen Zahl an Freizeitjägern äußert. Diese Partizipation von Amateuren an der Weiterführung des gesamtgrönländischen Erbes der Jagd führt jedoch zu einigen Schwierigkeiten, die sich auch durch die Quotierung von Beutetieren nicht verhindern lassen. Um welche Schwierigkeiten es sich hierbei handelt, wird aus der Betrachtung der Ökonomie des „Hunting Way of Life“ (Dahl 2000) ersichtlich.

15.2 Die Möglichkeit des „Hunting Way of Life“

In Anbetracht der Menge von Materialien nicht grönländischen Ursprungs, die den grönländischen Haushalt dominieren, stellt sich die Frage, wie sich die ökonomische Situation von Haushalten gestaltet, in denen die Jagd eine zentrale Rolle spielt. Die Diskussion, ob man bei der Wirtschaftsweise heutiger grönländischer Jägerfamilien tatsächlich noch von einem subsistenzwirtschaftlichen System ausgehen kann (siehe Dahl 1989, 2000; Poppel 2007; Nuttall 1992) verdeutlicht, dass sich in der einst rein subsistenzorientierten Wirtschaftsweise Veränderungen aufgetan haben. Dahl (Dahl 1989, 2000) spricht von einer Symbiose aus Jagd und Fischfang, die sich in heutiger Zeit (er verfasste seine Monografie im Jahr 2000) aus den Erträgen der Jagd und den supplierenden Einnahmen der kommerziellen Fischerei zusammensetzt. Er erachtet das Supplement durch die Einnahmen aus der kommerziellen Fischerei als erfolgreiche Integration eines marktwirtschaftlichen Sektors und betrachtet diese Entwicklung als durchaus positiv. Er spricht von *Enablement*, das durch den kommerziellen Fischfang ermöglicht wird (Dahl 2000: 126).

Heute stehen wir vor einem etwas anderem Szenario: Etwas polemisch gesagt, geht heutzutage der Jäger fischen, um den „Hunting way of life“ fortsetzen zu können, während er sich ein drittes Standbein schaffen muss, um den supplierenden Erwerb des Fischers ausüben zu können.

Von tragender Bedeutung sind auch die Einnahmen, die von der weiblichen Seite erwirtschaftet werden und durch ihr Einkommen das Fortleben des „Hunting way of Life“ oft erst ermöglichen.

„While in the early 1980s, only a few permanent jobs were occupied by women, today three out of four are held by women“ (Dahl 2000: 192), schreibt Dahl und schließt daraus, dass „This is a big change from only five to ten years ago when a hunter’s household never had economic input from major, constant, and reliable salaries“ (ebd.).

Welche Arten von Investitionen durch diese „neuen“ Einnahmequellen getätigt werden, kann ich nicht sagen, doch lässt sich mit Sicherheit feststellen, dass der gesteigerte Konsum an Waren die Jagd nicht unbehelligt gelassen hat. Ich bin hier der Auffassung, dass es weniger der direkte Verbrauch von Konsumgütern durch die Jäger selbst ist, welcher der Jagd in den letzten Jahrzehnten eine Krise beschert hat, sondern die indirekte Beeinflussung durch das Konsumverhalten von Drittpersonen, wie Freizeitjägern und Ausflüglern, die möglicherweise unbewusst mit professionellen Jägern um die Ressourcen ihres Lebensunterhalt konkurrieren. Die Gefahr für den „Hunting way of Life“ liegt meines Erachtens nach in den Konsequenzen der Demokratisierung moderner Technologie.

15.3 Die Folgen der Demokratisierung moderner Technologie für die Jagd

Den Dingen ist ein gewisser Eigensinn inhärent, der sich den Menschen nicht unmittelbar offenbart. Der Eigensinn der Dinge umschreibt das Phänomen, „dass in den Dingen mehr Informationen stecken, als die Menschen ahnen, und dass im Umgang mit den Dingen oft mit diesem „Nichtgewussten“ gerechnet werden muss [...]“ (Hahn 2005: 46). Dieser Eigensinn zeigt sich im einzelnen Objekt, z. B. in Form von Ladehemmungen, Motorstopp oder dem Reißen eines Schnürsenkels. Jedoch ergeben sich auch aus dem intendierten Gebrauch der Dinge ungeahnte Konsequenzen, die sich insbesondere in Kumulation mit dem gleichzeitigen Konsum Anderer ergeben können. Freizeitjäger, die ihren Lebensunterhalt mit Lohnarbeit bestreiten, schaffen es, ein höheres Kapital anzuhäufen, mit denen sie größere Investitionen tätigen können. Sie verfügen größtenteils über eine effektivere Ausrüstung als professionelle Jäger und an Wochenenden mit schönem Wetter tummeln sich zahlreiche Boote vor den Küsten der Städte. Die Leute nutzen die Gelegenheit für Jagdausflüge oder suchen schlicht zur Zerstreuung mit ihren Booten das Meer auf. Sie bedienen sich ihrer

Nutzungsrechte der vorhandenen Ressourcen als grönländische Bürger. Sejersen formulierte es folgendermaßen:

Rights to resources (user as well as access rights) have become heated dicussions. [...] even though the focus is on occupation and economic developement for hunters the idea that hunting is a cultural activity to benefit all Greenlanders complicates the distribution of rights and priviledges. The Home Rule is caught in a limbo where a focused attention on the developement of a hunting occupation would lead to severe restrictions in the hunting possibilities of many Greenlanders (Sejersen 2002: 16).

Das Recht auf Ressourcen stellt allerdings nur eine Bedrohung dar, wenn man von diesem Recht in zu hohem Maße auch Gebrauch macht. In Anbetracht der gestiegenen Bevölkerungszahl, die berechtigt ist, von ihren kulturellen Rechten Gebrauch zu machen und sich moderner Technologie bedient um dieses Stück indigener Identität zu leben, kommt es zu gewaltigen Verschiebungen in der Nachhaltigkeit. Es ist zu bedenken, dass in den „Alten Tagen“ („*de gamle dage*“), auf die man sich in diesem Kontext gerne beruft, wegen der damals verbreiteten Jagdtechnologie und demografischen Gründen eine Übernutzung der Ressourcen nicht möglich waren und Konzepte wie „Nachhaltigkeit“ keine Bedeutung hatten.

Aufgrund der lärmenden Motoren und der zahlreichen Schüsse, die übers Wasser hallen, werden die lokalen Jäger gezwungen, größere Entfernungen zurückzulegen, um ungestörte Orte (d. h. ungestörte Bestände) aufzufinden. Die mangelnde Ernsthaftigkeit und Praxis im Umgang mit Waffen, wie auch einem fehlendem Respekt vor der tierischen Beute, hinterlassen ihre Spuren im Verhalten der Beutetiere und der Größe der Bestände.

Nur von wenigen Tierarten wissen wir, dass sie dem Motorenlärm gleichgültig gegenüberstehen. Als eine Folge der Motorisierung gibt es heute theoretisch keinen einzigen Ort mehr vor der grönländischen Westküste, der sich dem Einfluss der motorisierten Gefährte entziehen könnte. Kjeld Hansen zeigt in seinem Buch *Farvel til Grønlands natur* (Kjeld Hansen 2001) ein sehr düsteres Bild dieser Entwicklungen und die Konsequenzen für die lebenden Ressourcen Grönlands. Mit der Ausdehnung des Aktionsradius von Drittpersonen durch maximale Nutzung des Potentials moderner Technologie, und deren Intervention in Bezug auf die vorhandenen Ressourcen, die den grönländischen Jägern als Lebensunterhalt dienen, gerieten die Jägerfamilien in eine schwierige Lage.

Die Introdution von andernorts erzeugter Jagdausrüstung machte das notwendige Wissen über die Herstellung von traditionellen Jagdbehelfen obsolet und folglich gingen auch die Kenntnisse über ihren Gebrauch und Einsatz, die mit derartigem Wissen verbunden waren, verloren. Dabei kam es nicht notwendigerweise zu einem Knowhow-Verlust unter den Jägern, die sich den neuen Jagdwaffen und

Transportmitteln bedienen, sondern die Integration neuer Objektkategorien führte zum Entstehen einer Gruppe von neuen Jägern, deren mangelnde Erfahrung durch die Effektivität der modernen Technologie wettgemacht wurde. Hierin zeigt sich der bereits angesprochene Unterschied zu den neuen Formen der Harpune: die Materialsubstitution erleichterte die Erhältlichkeit der Jagdwaffe; das substituierte Material änderte aber nichts an ihrer Anwendung. Das Gewehr hingegen stellt ein vollkommen andersartiges, technisches System dar, das die nötige Kompetenz zum erfolgreichen Einsatz des Gerätes rein auf den Bereich der Bedienung beschränkt. Durch die gesteigerte Komplexität des Gegenstandes wurde ein Großteil der technischen Vorgänge, die zum Betrieb des Objektes nötig sind, in das Innere des Objekts verlagert. Durch die gesteigerte Mechanisierung der Jagdwaffe wurde die Anzahl der für die optimale Nutzung erforderlichen körperlichen Techniken reduziert. Diese Techniken haben sich vom Körper des Akteurs auf das Innenleben des Objekts verlagert, wo sie sich in Form komplexer, technischer Vorgänge und einer Vielzahl ineinandergreifender Komponenten manifestieren.

15.4 Die Kunst des Gebrauchs und die Techniken des Selbst

Durch die Verlagerung der technischen Vorgänge vom Körper des Benutzers auf das Objekt reduzierte sich das erforderliche Knowhow zum adäquaten Einsatz des Gegenstandes erheblich. Durch die Integration von Exofakten ist es somit zu einer Übertragung zweier Kompetenzbereiche von der Person, die sich des Gegenstandes bedient, auf das „System der Produktion“ (de Certeau 1988) gekommen.

Die Auseinandersetzung mit Konsumgütern äußert sich nicht mehr in eigenen Produkten, sondern in der Umgangsweise mit den konsumierten Gütern. De Certeau spricht in seiner etwas unpraktischen Terminologie vom Konsum als „lautlose, fast unsichtbare Produktion“ (de Certeau 1988: 13) während sich die wahre Produktion der Dinge sich an einem anderen Ort, in Unabhängigkeit zum Konsumenten vollzieht. Der Hersteller, mit seinem menschlichen und maschinellen Produktionsteam erschafft ihm zufolge „Strategien“, die sich in unserem Falle als Produkte manifestieren, die ihrerseits wieder bestimmte „Typen des Handelns“ schaffen. Diese Typen des Handelns stellen den intendierten Gebrauchswert (siehe Spittler 2002) des jeweiligen Gegenstands dar, der den Waren in der Regel in Form von Bedienungsanleitungen oder Benutzerhandbüchern mitgeliefert wird. Integrativer Bestandteil der tatsächlichen Handlungsweisen von Akteuren ist was de Certeau „Antidisziplin“ nennt, die sich den Strategien der Disziplinierung durch das System der Produktion widersetzt. Sie äußert sich in den „Taktiken“, die von den Akteuren verfolgt werden und entsprechen dem Gebrauch, der Modifikation und Umfunktionierung dieser Typen des Handelns. Mit steigender Komplexität des Innenlebens des Objekts schwindet die Macht der Antidisziplin und nähert sich an die vom Produktionssystem intendierten Handlungstypen, die ihren Ursprung im System der Produktion haben, an. Es gibt eine gewisse Logik dieser Umgangsweise, einen versteckten Mechanismus, der hinter unserem Umgang mit Dingen steckt.

Warnier findet seinen Zugang in einer handlungsorientierten Perspektive, genauer gesagt über die „Techniken des Selbst“, durch die wir mit unserem Handeln, das in seiner Ganzheit auf Materialität gestützt ist, mit unserer Umgebung interagieren. Sie entspringen der „Selfgovernmentality“, die aus den vorherrschenden „Governmentalities“ durch die Techniken des Selbst in der Person des Akteurs reproduziert werden (siehe Warnier 2001, 2006, 2007).

„Im Inneren des Systems, das sie assimilierten und von dem sie assimiliert wurden, blieben sie andere“ (de Certeau 1988: 81) oder etwas weniger dramatisch formuliert, zeigt sich die Aktivität des Konsumenten, wenn sie sich auch nicht in Produkten äußert, in der „Kunst des Gebrauchs“ (de Certeau 1988) oder den „Techniken des Selbst“ (Warnier 2001, 2006, 2007).

15.5 Subjektivierung durch Inkorporation materieller Kultur

Das vermeintlich persönlichste Niveau der Integration von Objekten stellt die Inkorporation von Gegenständen dar.

Die Schusswaffen, die mein Hauptinformant stets im Boot mit sich führte, waren eine Repetierbüchse vom Kaliber .22 (Magnum), mit auswechselbarem Minimagazin und eine Schrotflinte. Beide waren 15-20 Jahre alt und insbesondere die Flinte war äußerlich vollkommen verrostet, was in Anbetracht der Einsatzbedingungen kaum überraschen darf. Wir unterhielten uns viel über die Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Kaliber und hin und wieder kam er bei so manchem Modell ins Schwärmen. Auf meine Frage, ob er denn geplant hätte, sich einmal einen neuen Karabiner anzuschaffen, meinte er, dass er keinen neuen wolle. Die Bindung zu seinem Gewehr sei zu stark.

Diese Bindung zeigt sich jedoch weniger auf sentimentaler Ebene, sondern viel mehr darin, dass der Umstieg auf ein neues Modell einer zu lange Umgewöhnungsphase bedürfe. Auch wenn das gleiche Modell vielleicht noch existiere, wäre dieses mit viel mehr Plastik verarbeitet um das Gewicht zu verringern, wie er meinte. Die Umgewöhnung auf ein neues Gewehr würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen, weshalb er nie wirklich daran gedacht hätte, sein Gewehr gegen ein neues zu tauschen. Zudem stellt das geringere Gewicht dieser leichteren Bauweise einen Nachteil dar, da man den Schuss leichter verwackelt. Hier kann eine Parallele zu Spiegelreflexkameras mit Plastik- und Glasprisma gezogen werden.

„[...] we know, that incorporated material culture reaches deep into the psyche of the subject because it reaches it not through abstract knowledge, but through sensori-motor experience“ (Warnier 2001: 10).

Die Fähigkeiten im Umgang mit dem Gewehr gründen praktischer, körperlicher Erfahrung. Bei der Konfrontation mit einem neuen Objekt der gleichen Kategorie, mit jedoch unterschiedlichen Eigenschaften (Gewicht, Größe, Rückstoß etc.), lässt sich nicht einfach abstraktes, verbalisiertes Wissen abrufen (bzw. die Bedienungsanleitung in die Hand nehmen) und auf das respektive Objekt anwenden.

Der meisterliche Umgang mit einem Karabiner ist Manifestation prozeduralen Wissens, das auf dem Prinzip „learning by doing“ gründet. Das prozedurale Wissen stellt die Verbindung zwischen dem Körper und der materiellen Umgebung her – eine körperliche Synthese, die Schilder als *Körperschema* bezeichnet auf einer langen *apprenticeship* gründet (Schilder 1923). Während dieser *apprenticeship* kommt es zur Entwicklung senso-motorischer Algorithmen, die es erlauben, das Gewehr in die dynamische Synthese, d.h. in den erweiterten Körper zu integrieren und es zu benutzen, als ob es ein Teil des Körperschemas wäre (siehe Warnier 2006). Grundlegende Änderungen der Eigenschaften des Gewehres erfordern die Modifikation der senso-motorischen Algorithmen, um dem geringeren Gewicht und den Unterschiede im Schussverhalten Rechnung tragen zu können.

15.6 Materielle Veränderungen

Beim Übergang von Dingen aus einem Kontext in einen anderen, wie es bei der Integration von Exofakten der Fall ist, kommt es jedoch nicht nur zur senso-motorischen Aneignung des Objektes. Das Objekt wird Gegenstand eines Veränderungsprozesses, der sich sowohl in der materiellen Veränderung, wie auch der Zuschreibung neuer Bedeutungen äußern kann. Nehmen diese materiellen Veränderungen extreme Ausmaße an, so werden diese gerne als Umnutzung oder Zweckentfremdung bezeichnet. Durch die Abänderung bzw. der Entledigung ihres eigentlichen (vom Hersteller beigemessenen) Gebrauchswerts, erwecken die modifizierten Objekte oftmals den Anschein der Improvisation.

Komplexe Gegenstände wie das Gewehr durchlaufen nur in geringem Maß eine materielle Umgestaltung und tragen außer jenen des Gebrauchs nur selten Spuren persönlicher Aneignung. Natürlich gibt es Vorlieben für bestimmte Patronenformen oder Marken, doch handelt es sich hier um die Kombination fertiger Elemente, die zwar in ihrer Zusammensetzung ausgewählt, jedoch keine Veränderung durch den Akteur durchlaufen.

Für die Uttoq-Jagd allerdings müssen Gewehre besonders gut eingeschossen sein. Um eine größere Präzision zu erlangen, wird das Korn speziell zugefeilt. Ein Schuss, der über die am Eis liegende Robbe hinweggeht, hat nicht unbedingt die Flucht des Tieres zur Folge, da es an das laute Knallen gewöhnt ist, das die Sprengung großer Eismassen begleitet⁵⁵. Schießt man jedoch zu tief, streift das Projektil das Eis und die Robbe verschwindet durch ihr Atemloch ins Wasser (Hertz 1995).

Materielle Modifikationen bezeichnen allerdings keinen zwangsläufigen Schritt im Aneignungsprozess von Konsumgütern.

⁵⁵ Durch die enorme Kompression des Gletschereises, herrscht im Inneren der Luftbläschen, die sich im Eis befinden, ein gewaltiger Druck. Wärmeeinwirkung seitens der Luft, des Wassers und des Meeresgrunds führen durch Abschmelzen zu Veränderungen der Masse und Form. Wird die Struktur durch Abschmelzen geschwächt entladen sich die Spannungen explosionsartig.

Die Subjektivierung der Person durch die Interaktion mit der materiellen Welt, die materiellen Modifikationen, die Objekte im Prozess der Aneignung unterzogen werden, mitsamt der Bedeutungsabwandlung symbolischer Einheiten, die den Objekten anhaften, verlangen nach der Einbeziehung der dynamischen Relationen in die Definition von Kultur. Kultur ist ein Prozess, der sich nicht auf seine objektiven oder subjektiven Formen reduzieren lässt. Unter Einbeziehung der Rolle materieller Kultur als Verlängerung des menschlichen Körpers, als Vermittler unserer Bewegungsalgorithmen und Handlungen vermögen wir, den Körper als Synthese betrachtend, dem problematischen Dualismus zwischen Ding und Mensch zu entfliehen. Miller folgend soll eine Annäherung versucht werden, bei der „neither society nor cultural form is privileged as prior, but seen as mutually constitutive“ (Miller 1987). Durch die Fokussierung auf den Umgang individueller Akteure mit ihrer materiellen Umgebung sollte es uns gelingen, dieser Forderung nachzukommen.

15.7 Eine Übersicht der meist verbreiteten Kaliber und deren Anwendung

Das Gewehr als Jagdwaffe taucht in den meisten Berichten zur Jagd im Grönland der letzten Jahrzehnte auf, doch meistens ohne genauer darauf einzugehen, welche Arten von Gewehren tatsächlich zum Einsatz kommen. In vielen Fällen findet eine Unterscheidung zwischen großkalibrigen und Waffen kleineren Kalibers statt und auch der finnische Sako-Karabiner hat sich in diesem Kontext einen Namen gemacht. Durch eine Auflistung der unterschiedlichen Kaliber und Bezugnahme auf die Beutekategorien, für welche diese eingesetzt werden, möchte ich versuchen, diese Lücke zu füllen. Eine solche Übersicht kann stets nur den Konsens einer Vielzahl von Meinungen wiedergeben, persönliche Vorlieben und Gewohnheiten können natürlich von der Darstellung abweichen und tun das auch.

Bei den Gewehren, die im Regelfall zur Jagd eingesetzt werden, handelt es sich um mehrladende Repetierbüchsen. Durch Vor- und Zurückschieben des Kammerstengels wird die Patrone von hinten in den Lauf eingeschoben und gegebenenfalls eine leere Hülse ausgeworfen. Mitunter sind Karabiner mit Wechsellmagazin in Gebrauch. Die Verwendung von anderen Zielvorrichtungen außer Korn und Kimme konnte ich während meines Aufenthaltes bei professionellen Jägern nicht bezeugen. Dies ist nicht überraschend, da vergrößernde Zielvorrichtungen bei der Jagd vom bewegten Boot aus eher unpraktisch sind. Auch in Verbindung mit der Rentierjagd kamen keine Zielfernrohre zur Anwendung. Ob derartige Zielhilfen bei der winterlichen Jagd auf dem Eis in Verwendung sind, kann ich leider nicht sagen, ich vermute aber, dass sie zumindest in Verbindung mit dem Schussegel nicht zum Einsatz kommen. In den Geschäften der Städte sind aber diverse Formen von Zielfernrohren und Dioptern erhältlich. Es ist auffallend, dass vor allem Freizeitjäger auf derartiges Zubehör zurückgreifen.

Als ich mich nach den Kalibern erkundigte, die im Allgemeinen zur Jagd auf verschiedene Tiere verwendet werden, erhielt eine Auskunft, die sich wie folgt gliedern lässt:

.17	Robbe	Hase, Vögel
.22 LR		
.22 Magnum		
.222 Sako		Im Winter auf Sattelrobbe
.223 Sako	Weißwal, Narwal, Walross, Moschus und Klappmütze	
.223 Remington		
.30-06		Rentier
.375		

Tabelle 1: Verbreite Kaliber und ihre Anwendung

An Schrotflinten kommen vorwiegend Kaliber 16 und 12 zur Anwendung. Man benutzt sie zur Jagd auf Wasser- und Landvögel, aber auch zur Jagd auf Robben vom Boot aus, da sie den Vorteil der Streuung besitzen und somit weniger Schussicherheit verlangen. Zu Zeiten der Kajakjagd machte man sich auch einen weiteren Umstand zu Nutze: Die Integration des Gewehres als Primärjagdwaaffe ermöglicht das Erlegen von Tieren auf eine größere Distanz führte einen höheren Verlust an Beutetieren mit, da viele bereits gesunken waren, bevor man sie erreichen konnte. Der Schuss der Schrotflinte ist nicht unmittelbar tödlich (hängt natürlich von der Entfernung ab) und ließ das Tier noch etwas leben, was einem Zeit zur Bergung verschaffte (Jensen 1975: 82).

15.8 Die Integration des Gewehrs am Beispiel der Robbenjagd am offenen Wasser vor dem Hintergrund der „Alten Hatz“

Trotz all der Änderungen, die durch die Integration des Gewehrs im Bereich der Jagd entstanden sind, zeichnet sich bei der Jagd auf Robben im offenen Wasser eine bemerkenswerte Kontinuität einer alten Jagdtechnik ab, die in früheren Zeiten in kleinen Kajakverbänden mit dem *alligaq* (Blasenspeer) als Jagdwaaffe ausgeführt wurde.

Wenn auch die Motorisierung die Anzahl der teilnehmenden Boote auf ein einziges reduziert hat (was seinerseits wieder die individualisierende Wirkung moderner Technologie unterstreicht) und der Gebrauch des Gewehres eine grundsätzliche Änderung im Vorgang der Erlegung bedeutet, sind erstaunliche Parallelen in der Art der zu sehen, wie man die Beute zu kontrollieren versucht und hierfür die materiellen Hilfsmittel benutzt.

15.8.1 Die heutige Form der Robbenhatz

Zunächst wird ein Gebiet aufgesucht, das die Voraussetzungen für ein Robbenvorkommen erfüllt. Diese Bedingungen variieren je nach Robbenart, Jahreszeit und den aktuellen Umweltbedingungen. Ringelrobben halten sich während des Sommers beispielsweise gerne in der Nähe von treibenden Eistrümmern auf, die eine Art von Eisteppich bilden.

Die Wasseroberfläche wird nach allen Richtungen nach auftauchenden bzw. aufgetauchten Robben abgesucht. Der Kopf einer Robbe, der aus dem Wasser ragt, hebt sich markant von der Umgebung ab und ist unschwer auszumachen. Steckt die Robbe jedoch nur die Schnauze durch die Wasseroberfläche, ist es so gut wie unmöglich auf sie aufmerksam zu werden.

Abhängig von der Entfernung, dem verwendeten Kaliber und der Bewegung des Bootes wird bei der Sichtung einer Robbe ein Schuss abgegeben oder nicht. Im sofortigen Anschluss an den Schuss bzw. die Sichtung wird der Gashebel bis zum Anschlag nach vorne gedrückt um schnellst möglich zum Ort zu gelangen, an dem die Robbe untergetaucht ist.

Auf den Schuss wird verzichtet, wenn die Robbe beispielsweise bereits im Begriff ist abzutauchen oder sie sich außer Reichweite befindet.

Abhängig von der Robbenart und dem Alter des Tieres folgt eine Zeit des Wartens. Bei kleineren Ringelrobben ist mit einer Tauchzeit von 2-3 Minuten zu rechnen, bei größeren Exemplaren 4-5 Minuten. Handelt es sich bei dem Tier um eine Sattelrobbe und hatte sie genügend Zeit um ihre Lungen voll zu füllen, ist ein weiteres Auftauchen in der Nähe des Bootes nicht zu erwarten. Beim Absuchen der Umgebung kann nun auf den Gucker verzichtet werden. Bei Ringelrobben ist, wie bereits angemerkt, insbesondere die unmittelbare Umgebung von Eisfeldern im Auge zu behalten, in deren Schutz sie sich gerne begeben.

Taucht die Robbe erneut auf und befindet sie sich in einer Distanz auf der nicht mit einem Treffer zu rechnen ist, gibt man schnell einen Schuss in die Richtung der Robbe ab und setzt ihr sogleich nach, bis man am Ort des Untertauchens angelangt ist.

Solange ein Treffer aufgrund der Distanz und dem Schaukeln des Bootes unwahrscheinlich ist, versucht man, durch derartige Schüsse das Tier unter Druck zu setzen und es am Atemholen zu hindern. Der Luftvorrat in den Lungen verringert sich dementsprechend, bis die Robbe endlich gezwungen ist, in unmittelbarer Nähe des Bootes aufzutauchen. Nach jedem abgegebenen Schuss sucht man den Ort des Untertauchens aus, um sich die günstigste Ausgangsposition für die nächste Handlung zu verschaffen. Eventuell wird nach der Sichtung der Robbe nahe am Boot vom Karabiner auf ein Schrotgewehr gewechselt.

15.8.2 Malerssorneq – die „Verfolgung“

Die Teilnahme mehrerer Jagdgefährten an einem Jagdausflug stellt sicherlich keine Sonderheit in Zeiten der Kajakjagd dar. Fähige Kollegen waren insbesondere bei widrigen Wetterbedingungen gern gesehene Begleiter. Es war also nichts ungewöhnliches, dass eine Mehrzahl von Jägern gemeinsam zur Jagd aufbrach. Doch stellt der Zusammenschluss mehrerer Jäger zu einer gemeinsam operierenden Einheit eine Sonderform der Robbenjagd dar. Die Robbenjagd war in der Regel doch eher eine individuelle Angelegenheit, bei der man sich nur in den seltensten Fällen ein Beutetier teilte. Die *malerssorneq* war eine Gemeinschaftsjagd – eine Art der Treibjagd – bei der sich mehrere Kajaks zu einem Verband zusammenschlossen und ein und derselben Robbe nachstellten.

„Mehrere Kajakmänner verfolgten dieselbe Robbe und durch Rufen und Schreien brachten sie sie zum Tauchen und ermüdeten sie, bis sie ihren Blasenspeer in sie setzen konnten“ (Jensen 1975: 79; Übers. AK)

15.9 Die Handhabung des Gewehrs bei der Robbenjagd auf offenem Wasser

Bewegung ist immer ein Problem beim Schießen, insbesondere wenn sie unerwartet und somit nicht berechenbar auftritt. Beim Schießen vom Boot aus gibt es grundsätzlich 3 problematische Faktoren der Bewegung:

1. Die Bewegung des Bootes, verursacht durch Wind, Wellen und Strömung
2. Die Bewegung des eigenen Körpers, als Reaktion auf die Bewegung des Bootes bzw. als Folge der Anstrengung beim Stehen und Zielen
3. Die Bewegung des Ziels, d. h. der Beute

15.9.1 Bewegung des Bootes

Punkt eins und Punkt drei der Auflistung sind mit gewissen Wahrscheinlichkeiten verbunden, d. h. den Möglichkeiten der Bewegungen sind durch die Faktoren, die sie beeinflussen, Rahmen gesetzt, doch sind sie für den Schützen nicht ohne weiteres kalkulierbar und somit mitunter chaotischer Natur.

Die Kenntnis der Windrichtung, der lokalen Strömungsverläufe, wie auch die Beobachtung von Wellen bzw. der Wasseroberfläche bieten einen Grundstock an Information über den zu erwartenden Bewegungsablauf.

All diese Information kann über die Sinne erfahren werden – durch das Erfühlen des Windes auf der Wange, den Blick auf das Meer und die Bewegung des Bootes, die über Gleichgewichtssinn und Bewegungssinn wahrgenommen wird.

Während der Wind direkt die Haut berührt, Wellenkämme und Wellentäler mit ihrem Glitzern und Schattierungen auf unsere Netzhaut treffen, nehmen wir die Bewegung des Wassers über die Bewegung des Bootes wahr. Diese Bewegung ergibt sich durch die Anwesenheit des trägen Bootkörpers im bewegten Wasser. Wir nehmen also nicht die Bewegung des Wassers an sich wahr, sondern den Effekt des bewegten Wassers auf einen Körper mit spezifischen Eigenschaften (in unserem Fall ein Speedboot). Dieser Effekt zeigt sich uns jedoch nicht nur in der Bewegung des Bootes, sondern auch im Schlagen des Wassers gegen den Bootsrumpf (auf akustischer Ebene) und beispielsweise dem Spritzwasser, das über die Bootswand schießt. Wir werden jedoch nicht im bewegten Boot herumgeworfen noch erschrecken wir bei jedem Wellenschlag. Wir weiten unsere Sinneswahrnehmung über die Kontaktzone Schuh, Bootsrumpf, Wasser aus und erfühlen die Bewegung des Wassers über den Bootsrumpf.

Dies ist eine Tatsache, der z. B. bei der Navigation im Nebel eine bedeutende Rolle zukommt. Wir nehmen nicht die Effekte am Interface (Schuh – Bootsrumpf – Wasser) in ihrer Einzelheit wahr, sondern die Bewegung des Wassers selbst, wodurch von der tatsächlichen materiellen Interaktion abstrahiert wird und die Bewegung des Wassers über das inkorporierte Material erspürt wird.

Diese verlängerte Wahrnehmung lässt uns unseren Körper in eine Position bringen, die uns erlaubt, ein Ziel zu verfolgen, das ohne eine derartige sensuelle Transzendenz materieller Grenzen ständig durch die Einwirkung des bewegten Wassers unerreichbar wäre.

15.9.2 Die Bewegung des Ziels

Die Bewegung des Tieres stellt oft eine Herausforderung anderer Art dar. Um sein Ziel zu erreichen, (ein satter Kopftreffer) muss der Jäger die Bewegung des Tieres ausgleichen. Er kann hierbei auf seine Erfahrung aus der Beobachtung des Verhaltens unterschiedlicher Robben(arten) zurückgreifen. Er weiß ungefähr, wie sich die Tiere im Normalfall verhalten – wie lange sie unter Wasser bleiben können, wie sie schwimmen, wie sie sich an der Wasseroberfläche gebärden und wie sie auf störende Außenfaktoren reagieren. Dementsprechend muss er den Vorgang des Schießens im Gegensatz zu einem unbewegten Ziel an die Bewegung des Körpers adaptieren. Das heißt er folgt der Bewegung des Tieres. Es gilt aus der Sicht der Kugel(n) zu denken, d. h. ihre Bahn (Geschwindigkeit, Entfernung, Wind etc.) vorzuberechnen und einen abstrakten Kontaktpunkt (sowohl zeitlich als örtlich) zu errechnen, der die Beute zum Ziel hat.

Das Ausrichten des Laufs muss also so geschehen, dass der Kreuzungspunkt aus der Bewegung der Kugel und der Bewegung der Robbe letzten Endes genau am Kopf der Robbe zustande kommt. Kurz gesagt: einfach vorhalten. Im Normalfall tauchen Robben nur kurz zum Atemholen mit ihrem Kopf aus dem Wasser und vollziehen während dieser Zeit eine nur unbedeutende, horizontale Bewegung. Das Vorhalten ist bei der Jagd auf Vögel wichtiger, wobei einem die Streuung des Schrots bei der Zielgenauigkeit zu Hilfe kommt.

15.9.3 Der bewegte Körper

Das Fühlen mit der Außenoberfläche des Bootes erlaubt uns keine Prognosen darüber, mit welchen Bewegungen in der Folge zu rechnen ist. Vielmehr bekommen wir ein Gefühl dafür, mit welchen Bewegungen nicht zu rechnen ist. Die Körperhaltung wird in der Folge auf diese Prognosen der Unwahrscheinlichkeit abgestimmt und ein Großteil der Bewegungen ausgeglichen.

Die folgende Skizze zeigt die Position, die meine beiden Informanten, die ich auf der Robbenjagd begleitete, während dem Jagdvorgang (sowohl beim Schießen als auch beim Ausschauhalten) einnahmen.

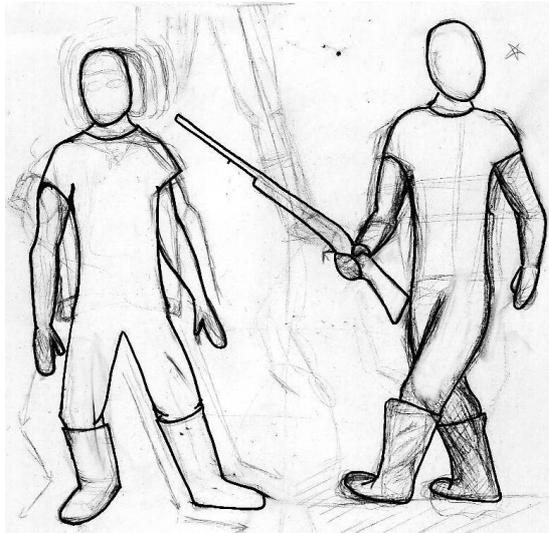


Abbildung 48: Körperhaltung bei der Jagd von der Jolle aus. Durch das abgewinkelte, federnde Knie versucht man die Bewegungen des Bootes zu dämpfen. Es sind vorwiegend die horizontalen Bewegungen, die sich auf diese Weise absorbieren lassen. Das durchgestreckte Knie verleiht Stabilität und wirkt sozusagen als Anker, der den Akteur in Position hält (Zeichn. AK).

In dieser Körperhaltung äußert sich die Synthese der beiden oben angesprochenen Bewegungen. Durch das federnde Knie kann ein Großteil der Bewegungen abgefangen werden. Es geht vorwiegend darum, die Bewegung auf eine Achse zu beschränken, im Regelfall die vertikale Achse, da die Ablenkung entlang dieser Achse im Boot stärker ausfällt, als es in der Horizontalen der Fall ist.

Ist die Ablenkung des Laufes einmal auf die vertikale Achse ohne zusätzliche Seitenbewegungen reduziert, muss nur noch der richtige Punkt, sprich Moment, in der Auf- bzw. Ab-Bewegung gefunden werden, an dem der Schuss mit dem Ziel übereinstimmt.

16 Konklusion

In der vorliegenden Arbeit habe ich versucht, rezente Navigations-, Fischfang- und Jagdmethoden zu dokumentieren. Besonderen Wert habe ich im Zuge meines Unterfangens den Handlungen individueller Akteure beigemessen, wobei ich dem praktischen Umgang mit materiellen Behelfen besondere Bedeutung zukommen ließ. Meine Absicht war es, etwas Neues zu schaffen, das dazu beitragen könnte, die bestehenden Lücken in der Forschung gegenwärtiger Jagd- und Fischfangpraktiken in Grönland zu füllen. Allein durch einen Literaturvergleich hätte sich mein Vorhaben keineswegs umsetzen lassen.

Die Arbeit baut auf einer 6-monatigen Feldforschung, die ich an einigen wenigen Lokalitäten nördlich und südlich der Halbinsel Nussuaq durchgeführt habe. Auch wenn es mein Bestreben war, ein ganzheitliches Portrait der aktuellen jagd- und fischfangtechnologischen Landschaft zu liefern, umfassen meine Resultate selbstverständlich nur einen Bruchteil des gegenwärtigen praktischen und theoretischen Wissens, das in materiellen Zeugnissen, körperlichen Techniken, in Form formulierter wie auch unartikulierter Kenntnis Ausdruck findet.

Mein Zugang zum Thema baut auf der Beobachtung, der Fertigung und des Gebrauchs von Gegenständen durch individuelle Akteure auf. Diese Annäherung auf individueller Ebene bedeutet eine subjektive Auswahl von Lokalitäten und Informanten, wie auch den Zeitpunkten der Datenerhebung, die bei der Lektüre dieser Arbeit unbedingt zu bedenken ist. Derartige selektive Zugänge können niemals dem Anspruch einer holistischen Repräsentation gerecht werden. Die detaillierten Beschreibungen der ausgewählten Techniken mitsamt der eingebundenen Artefakte sollen jedoch vor Augen führen, dass es immer mehrere, unterschiedliche Wege gibt, ein Ziel zu erreichen – alternative Möglichkeiten, zur Findung einer sicheren Passage.

In manchen Fällen habe ich versucht den Momentaufnahmen durch diachrone Kontextualisierung eine historische Tiefe zu verleihen, mit der Absicht, die Umstände technologischer Entwicklungen und folglich den Umgang mit Dingen greifbar zu machen. Diese historischen Vergleiche geben uns nicht nur Aufschluss über Veränderungen in der ergologischen und technologischen Landschaft, sondern erlauben uns Einblicke in Aneignungsprozesse.

Bei der lokalen Integration von Waren handelt es sich um mehr als die bloße Umdeutung und Umfunktionierung von „Strandgut“. Die verschiedenen Waren erreichen zumeist über grönländische Händler den Jäger. Aus Gesprächen, die ich mit lokalen Händlern führte, ging hervor, dass diese profunde Einblicke in den Bedarf ihrer Kunden besitzen. Bei Entscheidungen im Einkauf wird auf den Gebrauch durch und Nutzen für den Jäger Rücksicht genommen, wodurch der Händler vom reinen Tauschwert der Waren absieht und den Waren bereits vorab einen lokalen Gebrauchswert zuschreibt. Dies bedeutet natürlich nicht, dass jeder Einkauf ausschließlich die Bedürfnisse der Jäger deckt. Insbesondere die Gruppe der Freizeitjäger verspricht dem Händler lukrative Geschäfte, doch auch generell kommt es immer wieder zu Experimenten in der Zusammenstellung des Sortiments.

Die Händler wiederum greifen auf die Erzeugnisse einer Produktion zurück, die für einen bestimmten Markt gedacht sind. Der Absatzmarkt für Konsumgüter aus dem Jagd- und Fischfangbereich in Grönland wird als zu gering betrachtet, als dass man von Herstellerseite eine Anpassung der Produkte an die speziellen Bedürfnisse der Jäger vornehmen würde. Die Produktion des Großteils der verwendeten Ausrüstung findet demnach in der häuslichen Domäne statt. Es stellt sich daher die Frage, welche lokalen Besonderheiten ausschlaggebend dafür sind, dass sich Ausrüstung, die beispielsweise in Nordnorwegen zum Einsatz kommt, sich nicht in Grönland einsetzen lässt.

Die Schwierigkeit der definitorischen Unterscheidung zwischen Jägern und Fischern im grönländischen Kontext macht deutlich, dass sich eine Trennung dieser beiden Bereiche nicht ohne weiteres durchführen lässt. Die Nutzung tierischer Wildressourcen ist in den seltensten Fällen auf die wirtschaftliche Ausbeutung einer bestimmten Art beschränkt⁵⁶. Vielmehr orientiert man sich an dem breiten Spektrum von nutzbaren Arten, die in ihrem Auftreten dem Rhythmus des ökologischen Jahres folgen. Diese Flexibilität stellt eine lokale Strategie zur optimalen Nutzung der natürlichen Ressourcen dar.

Es liegt noch nicht allzu lange zurück, dass sich der Fischfang als Erwerb in Grönland etabliert hat. Während beispielsweise im Norden Skandinaviens die kommerzielle Nutzung von Fischarten zur Automatisierung des Gewerbes geführt hat, scheitert die Automatisierung in Grönland an der Orientierung der Jäger/Fischer, die ihre Aktivitäten nach einer Vielzahl von Arten ausrichten. Die Anschaffung moderner, automatischer Fangtechnologie würde zu hohe Ausgaben für das Individuum bedeuten, wodurch es gezwungen wäre, den Großteil seiner Zeit für den Verdienst ausreichender finanzieller Mittel zu verwenden, um die Fangtechnologie am Laufen halten zu können. Um die Kosten bei einer möglichst breiten Orientierung zu minimieren, wird der Großteil der Ausrüstung selbst hergestellt.

Die Integration von nicht-lokal produzierten Objekten in die professionelle Jagd ist nur ein einzelnes Phänomen eines Trends, der die gesamte grönländische Bevölkerung betrifft. Es handelt sich um die Folge der Liberalisierung moderner Technologie, die eine Öffnung des Zugangs zu ehemals unternutzten Ressourcen gewährt. Durch die Einführung der modernen, käuflichen Technologie in Kombination mit dem rasanten Bevölkerungswachstum wurde der Zugang zu entlegenen Gebieten, d. h. vormals elitären Aktivitäten und beschränkten Ressourcen, liberalisiert. Die freie Zugänglichkeit der Ware, die nicht an Skills der Herstellung geknüpft ist und besteht, wenn man über ausreichend Geld zur Anschaffung verfügt, führt zur Demokratisierung der Technologie. Diese Gleichverteilung von technologisch höchst wirksamen Objekten hat das potentielle Problem des unqualifizierten Einsatzes zur Folge, das letzten

⁵⁶ Natürlich gibt es Personen, die sich im Fang einer bestimmten Art besonders hervorgetan haben, wie auch der erwähnte Saiblingsexperte verdeutlicht.

Endes die Gruppe professioneller Jäger und Fischer vor große Herausforderungen stellt. Die derzeitigen gesetzlichen Regelungen in Bezug auf den Jagd- und Fischfangbetrieb vermögen diesem Problem nicht Herr zu werden.

Der Konsum von globalen Waren manifestiert sich in Änderungen der Techniken der Herstellung und der Techniken des Gebrauchs. Die Auslagerung der Produktion durch den Konsum von Waren macht das Herstellerwissen obsolet und reduziert notwendige Skills und notwendiges Know-How auf die Nutzung bzw. Bedienung des Objekts. Die Ware ist prinzipiell jeder Person zugänglich, die über ausreichende finanzielle Mittel zu deren Anschaffung verfügt. Die gekaufte Ware ist nicht nur nach den Gesichtspunkten der Fertigung und des verarbeiteten Materials von anderer Qualität, sondern stellt auch einen Neueingang in das Beziehungsgeflecht zwischen Menschen und seiner materiellen Umgebung dar. Die Fremdheit des Konsumguts steigert die Eigensinnigkeit der Dinge, da die Skills des Benutzers den Gegenstand nicht im gleichen Maße zu durchdringen vermögen wie es beim „Hersteller-Benutzer“ der Fall wäre.

16.1 Globale Waren – lokaler Impact

Die Jagdtechnologie grönländischer Jäger hat in den letzten Jahrzehnten mit Sicherheit einen großen Wandel durchlebt. Die meisten traditionellen Werkstoffe wurden durch industriell gefertigte Materialien ersetzt. Komplexe Apparate wie das Gewehr oder der Außenbordmotor zählen gegenwärtig zu den prominentesten Vertretern moderner Technologie im Alltag der Jäger. Globale Waren haben ihren Platz in der Domäne der Jagd erlangt, das Repertoire an Routine-Skills doch offensichtlich nicht zu ersetzen vermocht. Die Verbreitungsbereiche globaler Waren erstrecken sich abseits des Transportes zu Wasser und der Integration unterschiedlicher Gewehrtypen auf den Bereich der Rohstoffe. Hier allerdings ist es zu einer beinahe vollständigen Materialsubstitution gekommen. Es sind insbesondere synthetische Materialien wie Nylon, welche in Form von Meterware an die Stelle der organischen Vorgänger getreten sind. Es handelt sich also primär um Waren, die nicht unmittelbar nach ihrem Kauf zur Anwendung bereit stehen, sondern um Rohstoffe, die den Jägern zur Herstellung der benötigten Gegenstände dienen. Die Mehrzahl an Jagd- und Fanggeräten besteht aus eigenen Erzeugnissen, die gemäß traditioneller Anleitungen und Modifikationen, die auf persönlichen Einsichten und der Erfahrung des Materials während des Bearbeitungsprozesses gründen, gefertigt werden. Der Stellenwert der Materialerfahrung und der mentalen Anleitungen (auch wenn eine derartige Trennung nur in der Analyse möglich ist) wird besonders in Fällen des Materialmangels deutlich. Die Substitution des Materials lässt dem Produkt möglicherweise eine Aura der Improvisation anhaften, zeigt jedoch deutlich das Potential der Integration neuer Material- und Objektkategorien.

16.2 Dimensionen des lokalen Impacts

Im Folgenden möchte ich eine Übersicht über die lokalen Auswirkungen der Integration von Exofakten liefern, wie sie sich konkret in der Lebenswelt der Jäger manifestieren.

In der sozialen Sphäre führt die Integration zur Befähigung des Einzelnen. Durch die materielle Verlängerung des Körpers mittels leistungsfähiger Technologie wird die Abhängigkeit von direkt beteiligten Akteuren reduziert. Die Folge ist eine potentielle Individualisierung der Jagd. Ich spreche bewusst von „potentiell“, weil es tatsächlich zu einer Transformation des Beziehungsgeflechts kommt, in dem der Jäger eingebunden ist. Die Instandhaltung der Ausrüstung, die sich in den von mir dokumentierten Fällen ausschließlich aus Konsumgütern zusammensetzt, schafft Abhängigkeit anderer Art. Diese Dependenz zeigen sich in der zunehmenden Einbindung in das marktwirtschaftliche System, so gering das Ausmaß dieser Inklusion auch sein mag.

Diese Eingliederung führt zu einer Ökonomisierung der Jagd, die ihrerseits wieder Einschnitte in bisherigen Distributionsformen der Beute hinterlassen.

Paradoxaerweise hat die Integration moderner Technologie aber gleichzeitig die entgegengesetzte Wirkung: durch verringerten Energieaufwand (durch Motorisierung) und gesteigerte Autonomie des Körpers (durch vergrößerte Transportkapazität) kommt es zur Stärkung von Jagdkooperativen.

Neu integrierte Elemente haben auch in der Jagdpraxis zu Veränderungen des Ablaufs geführt. Verschiebungen im Tötungszeitpunkt der Beute bedingen Abwandlungen von bestehenden Ausrüstungskomponenten, wie der Übergang der Harpune von der Jagdwaffe zum Sicherungs- und Bergungsbehelf zeigt. Die Motorisierung hat die Mobilität der Jäger vergrößert, sodass größere Entfernungen in kürzerer Zeit überbrückt werden können. Die Erreichbarkeit weit entfernter Ziele wurde durch verbesserte Schusswaffentechnologie ermöglicht.

Die „Verkürzung von Distanzen“ hat den Alltag der Jäger in mancher Hinsicht deutlich erleichtert, jedoch birgt die durch gesteigerte Mobilität vorangetriebene vollständige Erschließung der Küstengebiete Grönlands Gefahren: negative Entwicklungen durch Überfrequentierung der Brutgebiete, Übernutzung bestimmter Areale, der Lärm, dem die Wildtiere zunehmend ausgesetzt sind, zeigen sich in der Abwanderung ganzer Bestände. Die Verschmutzung von Gewässern, insbesondere vor den schnell wachsenden Städten, bringt weitere Probleme mit sich. Die Folgen dieser Entwicklungen werden sich zum Großteil erst in der Zukunft zeigen, wie beispielsweise die totale Substitution natürlicher Rohmaterialien durch Kunststoffe auf das lokale Ökosystem einwirkt. Andere Folgen lassen sich bereits jetzt absehen und mahnen zur Ausübung von verantwortungsbewusster Jagd.

Ein solcher Aspekt, der in direkter Verbindung mit der Ausübung der frühjährlichen Jagd auf Robben besteht und sich aus den Verschiebungen des Jagdablaufes durch veränderte Ausrüstung ergibt, ist der Verlust einer großen Zahl von Robben, die, einmal angeschossen, ohne die notwendige Sicherung durch Harpunen, in die Tiefe sinken.

Als problematisch erweisen sich Neuerungen in der Jagdtechnologie nicht durch die gesteigerte Produktivität, sondern der Effizienz, die aus einer ökologischen Perspektive besonders bedenklich ist. Durch die Verwendung neuer Technologie erhöht sich nicht die Fangmenge, sondern die Möglichkeit, selbst schwindende Bestände noch effizienter auszubeuten. Auch wenn nicht unbedingt mehr Fang gelandet wird, so vermag dieser dennoch zu schwinden, da modernere Fangausrüstung den Zugang zu Beständen erlaubt, die mit traditionellen Mitteln nicht zugänglich wären. Diese Investitionen in die Jagdtechnologie bedingen ihrerseits wieder einen höheren Aufwand, um notwendige Anschaffungen tätigen und Wartung vornehmen zu können. Diese bedenklichen Entwicklungen werden letzten Endes zum Problem des Jagderwerbes und erfordern ein baldiges Umdenken, um einen Niedergang des Jagd- und Fischereierwerbs rechtzeitig abzufangen.

16.3 Globale Waren in der lokalen Jagd

EthnologInnen hatten sich seit jeher für die Unterschiede wie auch die Gemeinsamkeiten in der menschlichen Kultur interessiert, jedoch waren zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Denktraditionen die Interessenschwerpunkte unterschiedlich gesetzt. Bei der ethnologischen Agenda im Bereich der Integration von globalen Waren wurden oft die Besonderheiten der Aneignung auf Kosten des Alltäglichen betont, ein altbekanntes Problem des Ethnozentrismus. Dieser „traditionelle Hang zum Exotismus“ (Spittler 2002:18), dem die Ethnologie zumal verfällt, hebt die „verblüffenden Fälle“ hervor, mit der Konsequenz, dass Alltägliches unter dem Druck dieser „kulturellen Highlights“ zum Banalen verkommt. Ich hatte mit meiner Feldforschung nicht zum Ziel, die verblüffenden Fälle herauszuarbeiten, sondern die Jagd- und Fischfangtechniken unter Einbeziehung ihrer materiellen Komponenten an sich. Der erwähnte Zentrismus beschränkt sich jedoch nicht nur auf den *ethnos* sondern auch den *chronos*, d.h. der zeitlichen Perspektiven, aus der kulturelle Phänomene betrachtet werden.

Oft täuscht die historische Kontinuität kultureller Praktiken, wie die der Ausübung der Jagd und des Fischfangs, über die Unbeständigkeit kultureller Formen hinweg. Hobsbawms Konzept von *tradition* greift in unserem Bezug zu kurz, da es seiner Definition nach jene kulturellen Phänomene umfasst, deren Form und Anwendung zwar lange Zeit überdauert haben, in ihrer Funktion und Bedeutung aber auf „formal paraphernalia and ritualized practices surrounding their substantial action“ (Hobsbawm 2003: 4) reduziert werden können. Die Kategorie der Fangtechnologie aber ist von anderer Qualität.

Eine Parallele zu Hobsbawms Ansatz lässt sich dennoch ziehen, wenn wir seinen Begriff des *custom* in Betracht ziehen, der kulturelle Praktiken beschreibt, die sowohl über historische Kontinuität als auch Verankerung in der Gegenwart verfügen. Ersetzen wir diesen Begriff durch die Ausübung der Subsistenzjagd und den Begriff der *tradition* mit der verwendeten Technologie, kommen wir zu folgendem Schluss: Während „The decline of ‚custom‘ inevitably changes the

„tradition` with which it is habitually intertwined“ (ebd.), ist eine Umkehrung dieser Formel nur bedingt zulässig ist, da Transformationen in der traditionellen Jagdausrüstung nicht automatisch einen Niedergang kultureller Praktiken zur Folge haben.

Einen Beleg hierfür stellt diese Arbeit dar. Tatsächlich ist die gesamte von mir besprochene Technologie jüngerer Datums. Sie ist Resultat von Materialsubstitution, des Kulturkontaktes, der Introdution des Handels, der Industrialisierung, der Ökonomisierung der Jagd, Manifestation bestimmter Modetrends. Die Etablierung eines Jagd- und Fischereierwerbs mit gesetzlicher Regulierung, die Einführung der Hjemmestyre und schließlich der Selvstyre haben genauso dazu beigetragen wie die Intervention internationaler Organisationen und Wechsel in der politischen Führung. Das Konzept von Tradition, das in der euro-amerikanischen Öffentlichkeit vorherrschend ist und eine zeitlose Beständigkeit als Stigma trägt, lässt sich nicht auf indigene Gesellschaften übertragen. Dynamik und Innovation, nicht Gefangenschaft hinter den Gittern der Tradition sind die Charakteristika menschlicher Gesellschaften. Die Erfindung von Traditionen ist nur ein weiterer Beleg für dieses kreative Moment.

17 Quellenverzeichnis

17.1 Literaturverzeichnis

ANKER-MØLLER, Lars

2007 Fangerne i Ammassalik – Østgrønland. The Hunters of Ammassalik – Eastgreenland. Ammassalimmi piniartut – Tunumi. Ohne Verlag.

AVENI, Anthony F.

1991 Rhythmen des Lebens: eine Kulturgeschichte der Zeit. Stuttgart: Klett-Cotta.

BARTH, Fredrik

1994 Manifestasjon og prosess. Oslo: Universitetsforlaget.

BERNARD, H. Russel

2006 Research Methods in Anthropology: Qualitative and Quantitative Approaches. Oxford: AltaMira Press.

BIRKET-SMITH, Kaj

1924 Ethnography of the Egedesminde District with Aspects of the General Culture of West Greenland. Kommissionen for ledelse af de geologiske og geografiske Undersøgelser i Grønland (ed.), Meddelelser om Grønland 66. København: C. A. Reitzel Boghandel.

BORN, Erik W. & BÖCHER, Jens

1999 Grønlands Økologi. Nuuk: Atuakkiorfik Undervisning.

DAHL, Jens

1989 The Integrative and Cultural Role of Hunting and Subsistence in Greenland. In: Études/Inuit/Studies 1989, 13(1): 23-42.

2000 Saqqaq. An Inuit Hunting Community in the Modern World. Toronto, Buffalo, London: University of Toronto Press Incorporated.

DE CERTEAU, Michel

1988 Kunst des Handelns. Berlin: Merve Verlag GmbH.

EVANS-PRITCHARD, Edward Evan

1968 The Nuer. Description of the modes of livelihood and political institutions of a nilotic people. Oxford: At the Clarendon Press.

FEEST, Christian F. & JANATA, Alfred

1989 Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. Band 2. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

1999 Technologie und Ergologie in der Völkerkunde. Band 1. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

GULLØV, Hans Christian

2000 Østgrønlands kartografi og xylografi – fra konebådsekspeditionen til Grønlands østkyst. In: Bjarne Holm Jakobsen et al. (ed.), Topografisk atlas Grønland. København: Det Kongelige Danske Geografiske Selskab.

GULLØV, Hans Christian (ed.)

2005 Grønlands Forhistorie. København: Gyldendal.

HAHN, Hans Peter

2005 Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

HALL, Edward T.

1963 A System for the Notation of Proxemic Behaviour. In: American Anthropologist, 3: 1003-1026.

HANSEN, Keld

2008 Nussuarmit – hunting families on the big headland. Demography, subsistence and material culture in Nussuaq, Upernavik, Northwest Greenland. Meddelelser om Grønland. Man & Society, 35. Copenhagen: The Commission for Scientific Research in Greenland.

HANSEN, Kjeld

2001 Farvel til Grønlands natur. København: Gads Forlag.

HERTZ, Ole

1995 Økologi og levevilkår i Arktis. Uummannamiut. Christian Ejlers' Forlag og Mellempøkeligt Samvirke.

HORNELL, James

1950 Fishing in many waters. Cambridge: Cambridge University Press.

HOBBSAWM, Eric (ed.)

2003 The Invention of Tradition. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.

INGOLD, Tim

2000 The Perception of the Environment. Essays in Livelyhood, Dwelling and Skill. London: Routledge.

JENSEN, Scavenius

1975 Den grønlandske kajak og dens redskaber. Nyt Nordisk Forlag. Arnold Busck.

JOHNSON, Donald S. & NURMINEN, Juha

2008 Die große Geschichte der Seefahrt. 3000 Jahre Expeditionen, Handel und Navigation. Hamburg: National Geographic Deutschland.

KNAPK

2009 Sineriassortoq. Aalisatunut piniartullu nutaarsiassat, 3.

LAYTON, Edward T. Jr.

1974 Technology as Knowledge. In: Technology and Culture, 15(1): 31-41.

LEROI-GOURHAN, André

1993 Gesture and speech. Cambridge, Massachusetts & London: MIT Press.

MACDONALD, John

2000 The Arctic Sky. Inuit Astronomy, Star Lore, and Legend. Iqaluit, Nunavut: Nunavut Research Institute.

MILLER, Daniel

1991 Material Culture and Mass Consumption. Oxford: Blackwell.

MITCHAM, Carl

1978 Types of Technology. In: George Bugliarello & Dean B. Doner (eds.) *Research in Philosophy and Technology*, 1: 229-294. Urbana: University of Illinois Press.

NIELSEN, Frederik (ed.)

1995 *Livet på de yderste øer. Beretninger af den grønlandske fanger Johannes, kaldet Ungaaralak.* Genfortalt af Frederik Nielsen. Nuuk: Atuakkiorfik.

NOOTER, Gert

1980 *Improvisation and Innovation. Social Consequences of Material Changes.* In: W. R. Van Gulik, H. S. Van der Straaten & G. D. Wengen (eds.) *From Field-case to Show-case. Research, Acquisition and Presentation in the Rijksmuseum voor Volkenkunde (National Museum of Ethnology), Leiden.* In *Tribute to Professor P. H. Pott on the 25th Anniversary of his Directorship of the Rijksmuseum voor Vokenkunde, Leiden.* Amsterdam/Uithoorn: J. C. Gieben, Publisher., pp. 113-120.

NOOTER, Gert (ed.)

1984 *Life and Survival in the Arctic. Cultural Changes in Polar Regions.* The Hague: Government Publishing Office.

NUTTALL, Mark

1992 *Arctic Homeland. Kinship, Community and Developement in Northwest Greenland.* London: Belhaven Press.

PÁLSSON, Gisli

1991 *Coastal Economies, Cultural Accounts. Human ecology and Icelandic discourse.* Manchester: Manchester University Press.

PETERSEN, H.C & LYNGE, Finn

2003 *Fangst og redelighed i vor tid. Nalitsinni piniarneq pissuserissaarnerlu. Ti fordrag holdt i Kalaallit Nunaata Radioa. KNR-mi oqalugiaatit qulit.* Forlaget Atuagkat.

PLATOU, Juaanna & DANIELSEN, Qillaq

2002 *Der Grönlandhai.* In: *Greenland Collector. Abonnentenmagazin für Sammler grönländischer Briefmarken*, 3: 12.

POPPEL, Birger

2007 Er subsistensaktiviteter i Arktis en del af den markedsøkonomiske virkelighed eller er markedsøkonomien en del af en subsistensbaseret blandingsøkonomi? In: Grønlandsk kultur- og samfundsforskning 2006-07. Nuuk: Forlaget Atuagkat., pp. 217-232.

PORSILD, Morten

1914 Studies on the Material Culture of the Eskimo in West Greenland. Arbejder fra den Danske Arktiske Station paa Disko Nr.7.

SEJERSEN, Frank

2002 Local Knowledge, Sustainability and Visionscapes in Greenland. Copenhagen: Department of Eskimology.

SCHILDER, Paul

1923 Das Körperschema. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewusstsein des eigenen Körpers. Berlin: Springer.

SPITTLER, Gerd

2002 Globale Waren – Lokale Aneignung. In: Häuser-Schäublin & Braukämpfer (eds.) Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen. Berlin., S.15-30.

STEWART, Hilary

1982 Indian Fishing. Early Methods on the Northwest Coast. Vancouver, British Columbia. Douglas & MacIntyre Ltd.

THOMAS, Julian

2006 Phenomenology and Material Culture. In: Tilley et al (ed.), Handbook of Material Culture London u.a.: SAGE Publications Ltd., pp.43-59.

VAN DE GRIEND, Pieter

1994 Inuit Knot Structures. Matematisk Institut, Aarhus Universitet.

WARNIER, Jean-Pierre

2001 A Preaxeological Approach to Subjectification in a Material World. In: Journal of Material Culture, 6: 5-24. SAGE Publications.

2006 Inside and Outside. Surfaces and Containers. In: Tilley et al (ed.), Handbook of Material Culture. London et al: SAGE Publications., S. 186-202.

2007 The Pot King. The body and technologies of power. Leiden: Brill.

WIMMER, Franz Martin

2004 Interkulturelle Philosophie. Eine Einführung. Wien: WUV.

17.2 Internetquellen

DAHL, Morten

2009 videnskab.dk. Electronic document. < <http://videnskab.dk/composite-1778.htm>> [2.02.2009, 14:00]

2009 Dansk Teknisk Universitet. Electronic document.

<http://www.dtu.dk/Nyheder/Nyt_fra_DTU/Arkiv.aspx?guid={C186012C-576B-488E-8ABF-EAFBA54FB5DB}> [2.02.2009]

GREENLAND COMPANY

2010 The shark itself – about the greenland shark. Electronic document.

<http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/the-shark-itself.aspx> [09.06.2010 15:19]

The design. Electronic document.

www.greenlandcompany.com/greenland-sjark/design-.aspx [09.06.2010 15:27]

Science. Electronic document.

<http://www.greenlandcompany.com/greenland-shark/science.aspx> [09.06.2010 15:30]

JENSEN, Ole G.

2010 Sermitsiaq Online. Electronic document. <<http://sermitsiaq.ag/indland/article126732.ece>> [13.08.2010]

LYNGESEN, Naja Lyng

2009 Børsen. Electronic document.
 <www.greenlandcompany.com/media/2694/b%C3%B8rsen_nov.pdf> [11.11.2009]

PLATOU, Juaanna & DANIELSEN, Qillaq

2002 Greenland Collector. Electronic document.
 <http://www.stamps.gl/Documents/Greenland%20Collector/Tysk/GC_DE_0203.pdf> [09.2002]

RASMUSSEN, Rasmus Ole

2005 Analyse af fangerhvervet i Grønland. APNN. Electronic document.
 <http://dk.nanoq.gl/Emner/Landsstyre/Departementer/Departement_for_fiskeri/~media/95CEC05EEA7D40E6873BFDF459E3AD2.ashx>

17.3 Bilderverzeichnis

GULLØV, Hans Christian

2000 Østgrønlands kartografi og xylografi – fra konebådsekspeditionen til Grønlands østkyst. In: Bjarne Holm Jakobsen et al. (ed.), Topografisk atlas Grønland. København: Det Kongelige Danske Geografiske Selskab.

KREUTZMANN, Jens

1863 Det Kongelige Bibliotek. Electronic document. <<http://images.kb.dk/present?id=ri000032>>
 [digitaliseret 2007]

JENSEN, Ole G.

2010 Sermitsiaq Online. Electronic document.
 <http://sermitsiaq.ag/multimedia/archive/00047/krogfiskeri_470191.jpg> [13.08.2010]

17.4 Film

TORSTHOLM LARSEN, Sidse

2007 Kiffaanngissuseq maani. *Living on the Ice*.

18 Anhang

18.1 Anhang 1: Rechenaufgabe

Quelle: (<http://www.ankn.uaf.edu/publications/VillageMath/sledrunners.html>)



SLED RUNNERS

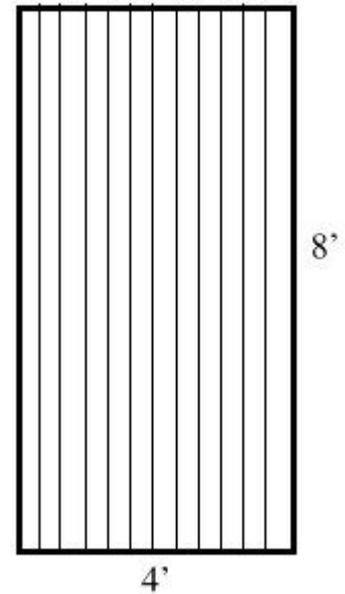
Emil has a choice. He can buy a pair of sled runners for \$37 at the local store, or he can buy a whole $\frac{1}{4}$ "x4'x8' sheet of UHMW¹ plastic in Anchorage for \$220, cut it up, and bring it home.

Subtraction
Division
Fractions
Reasoning



A pair of 2" runners is a total of 4" wide. He divided 4" into 48" and knew that he could get twelve pairs of runners. (He didn't count the saw kerf. He was just estimating at this point.) He divided 12 into \$220 and got \$18.33 for each pair. Then he got excited. How much would he save on each pair of runners if he cuts his own?

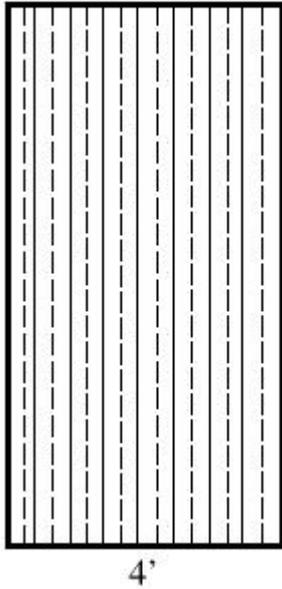
Each space represents a pair of runners, totaling 4" wide.



Disregard freight cost at this point. If he were to keep one pair of runners, and sell 11, letting the others pay for his runners, how much would he sell each pair at home in the village? How much profit would he make on the 11 pairs if he sold them for the store price of \$37? (Subtract his cost from $11 \times \$37$)

He decided to make a 10' wood sled with 3" runners, and use 3/8" UHMW plastic. Ten foot sheets of 3/8" are quite a bit more expensive, \$420.

Each line represents a pair of 3" runners totaling 6" wide.



If he cut the 48" sheet into 3" runners, how much would he have to sell the rest for in order to break even? (With his runners free.)



The store price on a pair of 3/8"x3"x10' is \$70. If he sold the remainder of the sheet at home in the village, how much profit would he make if he sold each pair for the store price of \$70?

In both of the above problems, he realized that there would be freight costs, waste from the saw kerf, and that a few relatives would offer to buy the runners and then never pay him, but he still figured it was better to buy a whole sheet and cut his own than buy them from the store already cut to width.

¹ UHMW. Ultra High Molecular Weight (plastic) Commonly used for sled and skii runners

18.2 Anhang 2

18.2.1 Technische Dokumentation der Harpunen Nooters

Die technische Dokumentation der Harpunen soll die Bauweise der Jagdbehelfe veranschaulichen und mit einer ausführlichen Beschreibung zum Verständnis der Funktionsweise beitragen.

Die beiliegende Objektkarte war auf Flämisch geschrieben und die Schrift größtenteils unleserlich, weshalb sie auch geringen informativen Wert hatte.

18.2.1.1 Harpune 1

Tiniteqilaaq – Tasiilaq Kommune

1982 erworben von Gert Nooter

Objektsignatur: KNK 1379 x 3.b

18.2.1.1.1 Der Schaft

Länge: 162,5 cm

Durchmesser des Schaftendes 2,1 cm

Material: Holz, vermutlich Fichte

Das Hinterende des Schafts ist von rundem Querschnitt, nimmt Richtung Kopfende (ab Zentimeter 30) ovale Form an, nähert sich kurz nach der Mitte einem runden Querschnitt und läuft am oberen Ende in einen quadratischen Querschnitt von 4 x 4 cm aus.

Im Schaft befinden sich einige unbenutzte Bohrungen (Zentimeter 7,5, 69, 107,5, 127,5; vom unteren Schaftende aus gemessen); auf Zentimeter 107,5 befindet sich ein Metallstift (Durchmesser ca. 3 mm) in eine Bohrung eingesetzt; vermutlich handelt es sich um einen gekappten, 4-kantigen Nagel, der als Zapfen für das Haftblättchen (*saggut* bzw. *saviffik*) dient.

Die Funktion der übrigen Bohrungen sind schwierig festzustellen; Zentimeter 69 könnte für einen Zapfen vorgesehen sein, der dem Wurf Brett als Angelpunkt dient. Das Loch auf Zentimeter 127,5 diente womöglich zur Festmachung des Wurfbretts. Es ist jedoch fraglich, ob überhaupt ein Wurf Brett in Verbindung mit dieser Harpune benutzt wurde.

Die hinterste Bohrung erinnert an eine Bohrung für eine Halteschleife bzw. eine Aufhängevorrichtung. Vom hinteren Ende des Schafts wurde kein Material weggenommen, zur Montierung von Steuerfinnen (*suluussat*) waren die Löcher wohl nicht gedacht.

Das vordere Schaftende weist 4 Durchbohrungen auf, wobei 2 Bohrungen vermutlich das gleiche Austrittsloch besitzen. Dies ist nicht eindeutig zu sagen, da der Lederriemen, der im Inneren dieses Lochs sitzt den Einblick verwehrt. Die Bohrungen dienen zur Befestigung des Vorschafts (*igimaq*), der in diesem Falle aus einem Schraubenzieher besteht.

Am vorderen Ende des Schafts ist ein kleiner Holzklotz angebracht, der eine quadratische Grundfläche (4 x 4 cm) besitzt und von trapezförmigem Querschnitt ist. Der Klotz scheint mittels eines Zapfens an den Schaft befestigt zu sein; er lässt sich verdrehen, jedoch nicht verschieben. Des Weiteren verhindert die Verzurrung aus Lederriemen ein Verrutschen des Klotzes in 2 Richtungen. Am oberen Ende des Klotzes ist ein kleines Metallblättchen durch zwei Schrauben befestigt. Die Fläche des Blättchens misst 4 x 1,8 cm und ist ca. 1 – 1,5 cm stark. In das Blättchen wurden drei Löcher gebohrt; zwei enthalten die Schrauben, die es am Holzklotz fixieren; eine weitere Bohrung in der Mitte, dient dazu den Zapfen am Griffende des Schraubenziehers aufzunehmen. Für den Holzklotz wurde dunkleres, hartes Holz verwendet, der Maserung nach zu schließen handelt es sich um Eiche o. ä.

18.2.1.1.2 Der Vorderschaft - *igimaq*

In den Holzklotz und das Metallblättchen ist lose der Vorderschaft eingedornt. Dieser besteht aus einem Schraubenzieher, dessen Spitze gekappt ist, um den Harpunenkopf aufsetzen zu können. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich um einen Schlitzschraubenzieher handelt, dessen flaches, breites Ende den Aufsatz behindern würde. Doch auch die Spitze eines Kreuzschraubenziehers erschwert das Anpassen des Harpunenkopfes, der penibel genau auf dem Vorderschaft sitzen muss.

Aus dem Griffende des Schraubenziehers ist ein Zapfen herausgearbeitet. Der verbleibende Griff (den Zapfen nicht mitgerechnet) misst eine Länge von 8,5 cm, der herausragende metallene Teil 12 cm. Die Länge des Zapfens ist schwierig festzustellen⁵⁷, beträgt jedoch mindestens 1 cm.

Der Griff ist zweimal der Breite nach durchbohrt; durch die Bohrungen führen Lederriemen, die den *igimaq* mit dem Schaft verbinden. Am unteren Rand des oberen Lochs befindet sich eine Vertiefung, in welcher der herauslaufende Riemen versenkt ist. Die Versenkung dient zum Schutz vor Abnutzung.

Beim Schraubenzieher handelt es sich um das Modell *Bacho 616*, „made in Sweden“, mit grünem Griff. Das Metall weist leichte Korrosionsspuren auf.

⁵⁷ Ein Problem des Gebrauchsgegenstands, der zum Museumsgegenstand wird, da das Umklappen des Vorderschafts (die eigentliche Funktion dieses beweglichen Teiles) vom Museumspersonal anders, d. h. als Gefahr die zur Beschädigung des kulturellen Schatzes führt, bewertet wird.

18.2.1.1.3 Der Harpunenkopf

Der Harpunenkopf ist aus einem messingfarbenen Pilker gefertigt.

Länge: 11,4 cm

Breite: 3,2 cm

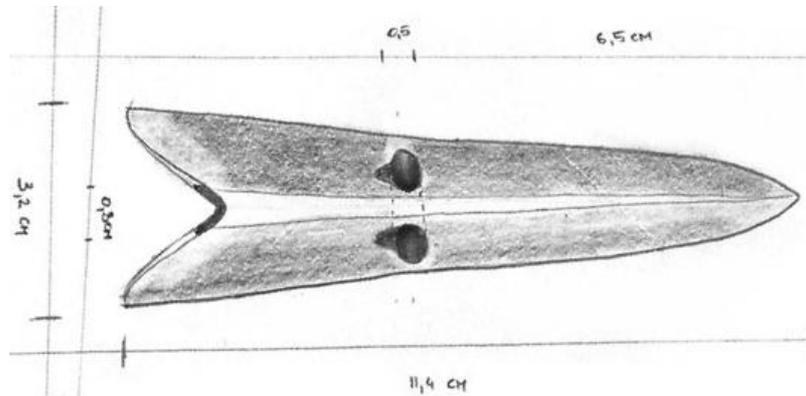


Abbildung 49: Harpunenkopf (Zeichn. AK)

Die Abmessungen wurden an der jeweils längsten bzw. der breitesten Stelle vorgenommen, detaillierte Angaben sind der Zeichnung zu entnehmen.

Der gesamte Harpunenkopf weist keine scharfen Kanten auf, lediglich an den Bohrungen sind welche zu finden. Bei der Bohrung, die quer durch den Kopf verläuft sind die Kanten jedoch nach hinten (zum *igimaq* hin) abgefeilt, damit das Nylonseil besser nach hinten gespannt werden kann.

18.2.1.1.4 Harpunen- bzw. Fangleine

Besteht aus einem 10,7 m langem, blauen Nylonseil mit einem Durchmesser von 6 mm. Der Harpunenkopf ist mittels Augspieß eingefasst.

Das Haftblättchen (*saviffik*) ist aus Kunststoff (möglicherweise aus einem Abflussrohr) gefertigt und befindet sich 77 cm vom Harpunenkopf entfernt. Die Fangleine ist an dieser Stelle mit Naturfaserschnur umwickelt, die als Stopper für das Haftblättchen dient.

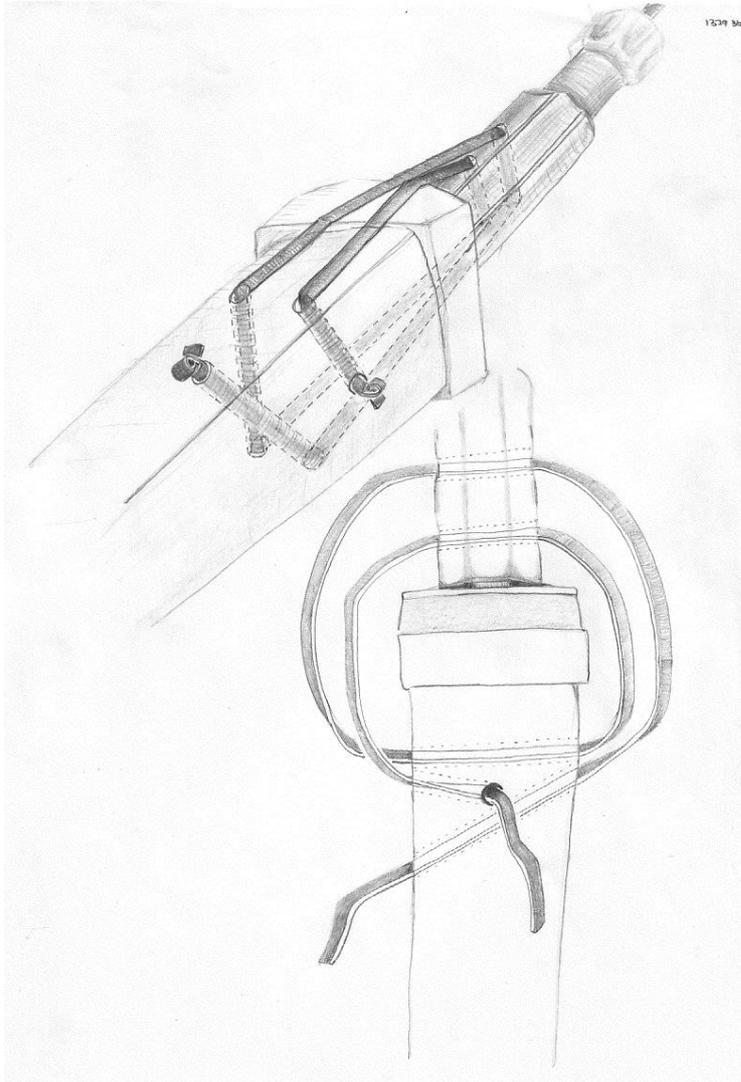


Abbildung 50: zeigt die Verzerrung zwischen Schaft und *igimaq* der Harpune 1 (Zeichn. AK)

18.2.1.2 Harpune 2

Tiniteqilaaq – Tasiilaq Kommune

1982 erworben von Gert Nooter

Objektsignatur: KNK 1379 2a

Das Prinzip entspricht 1379 3b, doch weist die Harpune an manchen Stellen Variationen auf.

18.2.1.2.1 Der Schaft

Länge: 163,5 cm

Durchmesser des Schafts: 3 cm

Material: leichtes, helles Holz, vermutlich Fichte

Das Schaftende ist abgerundet. 1,8 cm vom Ende entfernt umgibt den Schaft eine Metallhülse von 11 cm Länge. Das Metall ragt nur geringfügig über den Durchmesser des Schafts hinaus. Das Metall weist Spuren von Rost auf und ist von geringem Gewicht.

Ein studentischer Mitarbeiter des Museums erzählte mir davon, dass man früher (vor wenigen Jahrzehnten) die Enden des Harpunenschafts mit Blei ummantelte, damit diese leichter aus dem Wasser zu fischen waren. Durch das Gewicht der Bleihülse wurde das Schaftende unter Wasser gezogen, während das gegenüberliegende Ende durch den Auftrieb des Holzes aus dem Wasser ragt. Die Harpune „stand“ sozusagen im Wasser und konnte im Vorbeifahren leicht aus dem Wasser gegriffen werden. Das Gewicht der metallenen Ummantelung fällt bei diesem Objekt jedoch gering aus und ich bezweifle stark, dass sie der beschriebenen Funktion gerecht wird.

Die Metallhülse sitzt am Ende des Schafts, an dem über eine Länge von 3,5 cm Material abgetragen wurde, um der Hülse einen guten Sitz zu verleihen. Die Metallhülse ist durch einen Holzstoppel verschlossen (5,5 cm lang; 2,7 cm Durchmesser). Der Hohlraum im Inneren der Hülse hat die Dimension 4,2 x 2,5 cm. Die Hülse ist aus einem Stück gefertigt; die Schweißnaht ist nur schwach zu erkennen und vermutlich keine lokale Anfertigung.

Abgesehen von der Befestigung des *igimaq*, findet sich nur eine Bohrung am Schaft. Aus ihr ragt etwa 1 cm weit ein metallener Zapfen schräg nach hinten hervor und dient zum Festmachen des Haftblättchens. Die Bohrung befindet sich vom unteren Ende aus gemessen auf Zentimeter 80 angebracht.

Am oberen Ende des Schafts sind auf gegenüberliegenden Seiten zwei Metallplättchen fixiert (10,3 x 1,8 cm bzw. 10,5 x 1,9 cm). Die Plättchen weisen je 6 Bohrungen auf. Pro Plättchen sind drei der Bohrungen für die Fixierung des Metallplättchens durch Schrauben vorgesehen, durch die verbleibenden drei sind Lederriemen gefädelt, die zur Befestigung des *igimaq* dienen. Auf der Höhe der Plättchen ändert sich der Querschnitt von rund zu eher rechteckig. Hierdurch können die beiden fast 2 cm breiten Metallplättchen ordentlich aufliegen. Am oberen Ende schließen sie mit der Kante des Schafts ab.

Am Kopfende des Schafts schließt ein rechteckiger Aufsatz aus Rentiergeweih an (ca. 3,4 x 2,9 cm).

Der Geweihaufsatz ist von rechteckiger Grundfläche und weist in der Mitte eine Erhöhung auf, die zwischen zwei gegenüberliegenden Seiten verläuft. Dieser Steg ist etwa doppelt so hoch wie das Material zu seiner beiden Seiten und in der Mitte durchbohrt. In diesem Loch hält eine Schlitzschraube den Aufsatz am Kopfende des Schafts. Die Schraube ist tief im Geweihaufsatz versenkt, über ihr hat das Loch immer noch eine Tiefe von etwa 6 mm und einen Durchmesser von 1 cm. Hier wird die Noppe am Ende des Schraubenziehergriffs eingeklinkt.

18.2.1.2.2 Der Vorderschaft - *igimaq*

Der *igimaq* besteht aus einem Kreuzschraubenzieher von 20 cm Gesamtlänge und rotem Griff. Das Griffende wurde mit einem scharfen Werkzeug so bearbeitet, dass lediglich in der Mitte des

kreisförmigen Querschnitts ein Zapfen von ca. 8mm Durchmesser übrig ist. Dieser dient zur Verankerung in der Geweihplatte. Die beiden Bohrungen im Griff (auf Zentimeter 3 und Zentimeter 4,8 vom Griffende aus gemessen) dienen zur Verzurrung mittels Lederriemen.

Die Spitze des Schraubenziehers ist abgesägt, es ist aber deutlich erkennbar, dass es sich um einen Kreuzschraubenzieher handelt.

Der Lederriemen verläuft durch die freien Bohrungen, sein Ende ist jedoch nicht verspleißt, wie es bei seinem Anfang der Fall ist, sondern zweieinhalbmal um den Schaft gewickelt und schließlich mit 2 breitköpfigen Nägeln am Holzschaft befestigt.

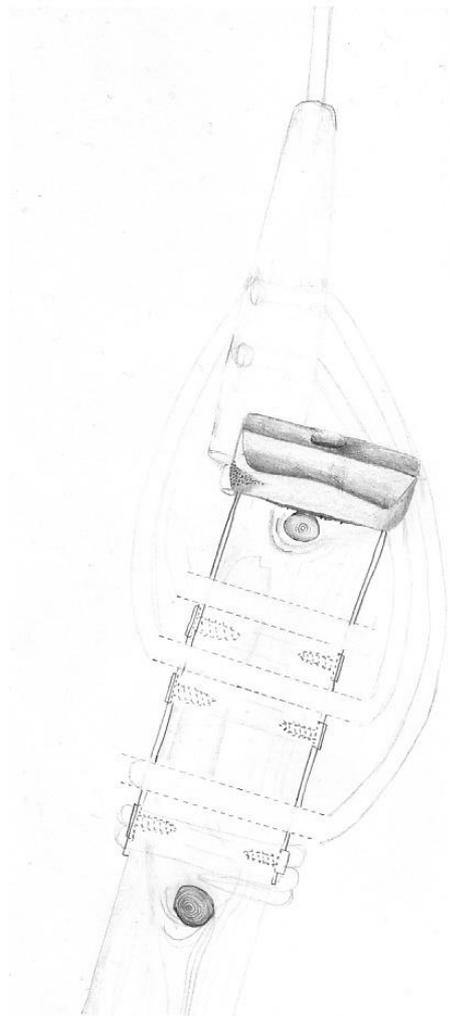


Abbildung 51: Harpune 2; vorderes Schaftende (Zeichnung AK)

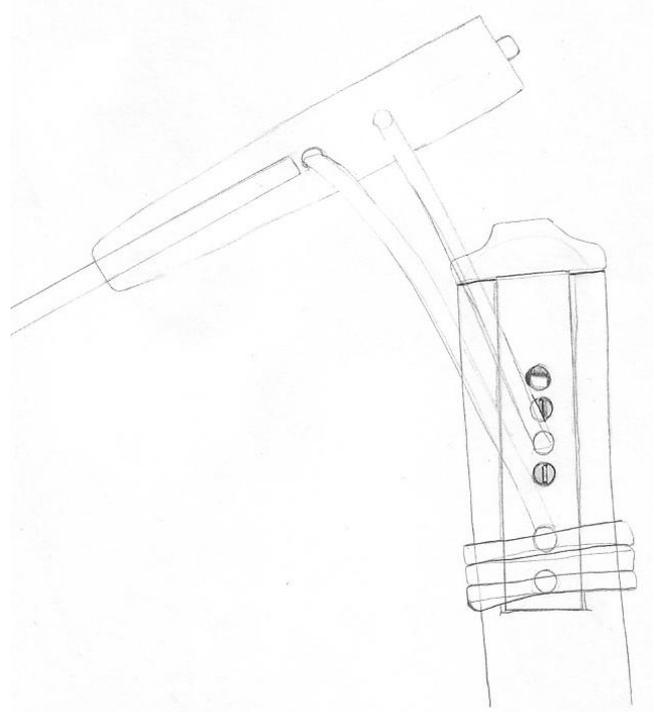


Abbildung 52: Seitenansicht des vorderen Schaftendes mit umgeklapptem Vorderschaft (Zeichnung AK)

18.2.1.2.3 Harpunenkopf

Der Kopf ist aus einem leichteren Pilker gefertigt und im unteren Drittel tailliert.

Das Vorfach besteht aus einem 131 cm langen Lederriemen und ist bei Zentimeter 28,5 (vom Harpunenkopf aus gemessen) mit Perlonschnur umwickelt, um das Haftplättchen an einem möglichen

Verrutschen über diesen Punkt hinaus zu hindern. Das untere Ende des Vorfachs ist doppelt verspleißt und formt eine tropfenförmige Schlaufe mit einem Durchmesser von 3 bzw. 1,6 cm (siehe Abbildung 42). Das Haftblättchen ist aus Rentiergeweih und weist drei Löcher auf, die durch Taillierungen voneinander abgesetzt sind.

Am oberen Ende des Vorfachs, das durch den Harpunenkopf verläuft, wird die Schlinge mittels einfachen Spleißes gebildet, dessen loses Ende über 6 cm an der Leine vernäht ist.

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit gegenwärtigen Navigationsmethoden und Techniken der Jagd und des Fischfangs an der zentralen Westküste Grönlands. Sie baut auf den Einsichten einer 6-monatigen Feldforschung, die an den Orten Ilulissat, Ataa, Uummanaq und Saqqaq durchgeführt wurde. Die Untersuchung umfasst sowohl den Bereich der Objekte als auch die Bereiche praktischen und verbalisierten Wissens, die ich durch einen praxistheoretischen Zugang zu verbinden versuche. Dabei liegt die Betonung auf menschlichem Handeln in einer materiellen Umwelt – einer Umwelt, die zunehmend durch die Präsenz globaler Waren verändert wird.

Globale Waren haben ihren Platz im Komplex der Subsistenzjagd gefunden und zu Veränderungen in der materiellen Umgebung grönländischer Jäger geführt. Die Konsequenzen der Inkludierung neuer Materialien äußern sich nicht allein in der Substitution traditioneller Materialien. Dies wird in den veränderten Arten der Produktion und des Gebrauchs von Ausrüstungsgegenständen ersichtlich, die zur Jagd und zum Fischfang eingesetzt werden.

Die Verbreitung von High-Tech Ausrüstung hat gegenwärtige Jäger in Bedrängnis gebracht. Insbesondere die Zukunft des „Hunting way of life“ steht vor einer großen Herausforderung angesichts der leichteren Erhältlichkeit effektiver Jagdausrüstung. Denn Waren sind prinzipiell jedem zugänglich, der über das nötige Kapital verfügt. Auf diese Weise treten technische Fertigkeiten, die zuvor für die Herstellung von Jagdbehelfen notwendig waren, in den Hintergrund. In vielen Fällen ist der Verlust dieser Fertigkeiten gleichbedeutend mit dem Verlust von Wissen über den Umgang mit der Ausrüstung.

Ein weiterer Risikofaktor liegt in der Komplexität moderner Apparate, die Potential zur Umstrukturierung besitzen. Ein Beispiel hierfür wäre der Jagdkarabiner, der, durch sein Potential auf weite Entfernung zu töten, den Jagdablauf bei der Robbenjagd am offenen Wasser nachhaltig verändert hat.

Durch die zunehmende Vorherrschaft von Waren in den Haushalten von Jägern sind neue Abhängigkeitsverhältnisse zu Händlern und folglich zu Quellen finanziellen Einkommens entstanden. Das Resultat ist eine schleichenden Ökonomisierung des „Hunting way of life“, die Anlass zur Diskussion gegeben hat, ob es sich bei der heutigen Subsistenzjagd um einen Teil eines marktwirtschaftlichen Systems handelt oder das marktwirtschaftliche System in die Subsistenzjagd integriert wird.

Trotz der Tatsache, dass globale Waren ihren Platz im Alltag der Jäger erlangt haben, vermochten sie das vorhandene Repertoire an Routine-Skills in der Herstellung und im Gebrauch von Jagdausrüstung kaum zu ersetzen. Dies bezeugt die detaillierte Beschreibung von Jagd- und Fischfangbehelfen, die ich im Zuge meiner Feldforschung gesammelt habe. Gleichzeitig zeigt ein genauer Blick auf das Inventar der Sammlung, dass es zu einer beinahe vollständigen Substitution traditioneller Materialien durch industriell gefertigte Materialien gekommen ist.

Die Objektbeschreibungen sind nicht auf die Besprechung der materiellen Komponenten und deren Eigenschaften beschränkt, sondern geben ein Verständnis für den kulturellen Kontext, in dem die Gegenstände Anwendung finden, wobei die praktische Anwendung der Behelfe besondere Aufmerksamkeit erfährt.

Schlüsselbegriffe: Grönland, Navigation, Jagd, Fischfang, Globale Waren, Konsum, Aneignung und Gebrauch von Exofakten.

Abstract

This master thesis is concerned with an exploration of contemporary hunting and fishing techniques and methods of navigation, as practised on the central west coast of Greenland. It draws on 6-months of fieldwork, conducted in various places such as Ilulissat, Aataa, Uummannaq and Saqqaaq.

The exploration comprises the realm of objects as well as the realms of practical and verbalized knowledge. I seek to link these domains by a practice theoretical approach to human action in a material environment – an environment, which increasingly is altered by the presence of global commodities.

Global goods have found their way into the complex of subsistence hunting and have provoked alterations within the hunters' material surroundings. The consequences of the inclusion of new materials are more than mere substitution of traditional materials. This is exemplified in the changing ways of producing and using equipment designed for hunting and fishing purposes.

Furthermore, the introduction of high-tech equipment is causing serious hardship for contemporary hunters, and challenges the future of the „Hunting way of life“. Commodities are quite open in their accessibility and can be bought by anyone who possesses enough money to do so. Thus, the ability to gather money has superseded the technical skills, formerly necessary to produce hunting gear. In many cases, this loss of skill means a loss of knowledge in handling the equipment.

Another risk factor lies in the complexity of modern apparatus and their restructuring power. An example would be the rifle, which, due to its ability to kill at long distance, has changed the sequence of the seal hunt on open water.

The increasing presence of commodities in the hunters' households has created dependency on suppliers and therefore also on sources of financial income. This has led to a latent commodification of the “Hunting way of life” and giving rise to the question of whether subsistence hunting nowadays represents a part of a marked economy or the other way around.

Even though global goods have become present in the hunters' daily routine, they have not been able to replace a pre-existing inventory of basic skills, particular to the profession. The detailed description of equipment, which I have collected in the course of my fieldwork, bears witness to this fact. At the same time, a closer look at the inventory shows how complete the transition is from traditional materials to industrially produced ones. The descriptions of the objects are not limited to the material properties of the respective artefact but give an understanding of its cultural context, particularly with regard to the practical use of the object.

Key words: Greenland, navigation, hunting, fishing, global commodities, consumption, appropriation and use of exofacts.

CURRICULUM VITAE

ALEXANDER KÖHLER

Date of birth: 28.05.1983

Place of birth: WELS, AUSTRIA



ACADEMIC EDUCATION

10/2003 – 06/2011 CULTURAL AND SOCIAL ANTHROPOLOGY (DIPLOMSTUDIUM) AT THE UNIVERSITY OF VIENNA

Main focus:

- Material Culture
- Arctic regions, especially Greenland
- Museal work and didactics of museal display
- Maritime Anthropology
- Small scale hunting & fishing

09/2006 – 07/2007 Study visit at the Ilisimatusarfik, University of Greenland; Department for Social and Cultural History

10/2004 – (ONGOING) SCANDINAVIAN STUDIES (DIPLOMSTUDIUM), AT THE UNIVERSITY OF VIENNA

Main focus:

- Danish language and culture
- Norse literature and language
- Minorities in Scandinavia
- Danish colonialism; Relations within the Danish Commonwealth, especially Greenland.

10/2002 – 09/2003 BIOLOGY, UNIVERSITY OF VIENNA

LANGUAGE SKILLS

- Mother tongue: German
- Danish: fluent
- English: fluent
- Norwegian: passive skills
- Swedish: passive skills
- Spanish: advanced
- Italian: advanced
- Latin: advanced proficiency certificate (großes Latinum)

WORKING EXPERIENCE

3-year lasting employment as social attendant at the homeless shelters „Notschlafstelle Lazarettgasse“ (2004-2006) and „U63“ (2007-2008), both run by Caritas.

- | | |
|-------------------|--|
| 06-08/2009 | Tourist guide for „Profil Rejser“ on the northwest coast of Greenland. |
| 03-04/2010 | Teaching assistant in „Central Readings in Anthropology“ and eLearning; Department for Cultural and Social Anthropology, University of Vienna. |
| 10/2010 – 11/2011 | Teaching assistant in „Central Readings in Anthropology“ and eLearning; Department for Cultural and Social Anthropology, University of Vienna. |
| 03-06/2011 | Teaching assistant in „Methods and techniques in scientific working“ at the Department for Cultural and Social Anthropology, University of Vienna. |
| 03/2011 – 01/2012 | Teaching assistant in qualitative research methods and eLearning; Department for Cultural and Social Anthropology, University of Vienna. |
| 05/2011 | Co-worker in Christoph Marthaler’s “+/-0” performed at the “Wiener Festwochen 2011”; areas of responsibility: subtitles and translation (Danish – German, English – German). |

STAYS ABROAD, INTERNSHIPS & SCIENTIFIC ACTIVITIES

- | | |
|-------------------|--|
| 09/2006 – 07/2007 | one-year study visit at the Ilisimatusarfik, University of Greenland. |
| 05/2007 | 4-week's fieldwork on the shrimp-trawler „Qaqqatsiaq“
Topic: „Decisions and motivations for a life as sailor“ |
| 09-10/2008 | 6-week excursion to Canada's West coast; focus on the representation of First Nations in museums and cultural centres. |
| 08/2009 – 01/2010 | field work at Greenland's northwest-coast (Ilulissat, Aataa, Uummannaq, Saqqaq) |
- Member of the documentary team in the EASA-Conference in 2004
 - 6-weeks' internship (17.11.09 – 8.01.10) at the *Nunatta Katersugaasivia Allagaateqarfialu*, Greenland's National Museum and Archives
 - Volunteer at the Department for Conservation (sector: textiles) at the „Museum für Völkerkunde“, Vienna during the summer term 2010.
 - Since 2010 active member of the working group Arctic and Subarctic (AAS)

SCHOLARSHIPS

- | | |
|---------|--|
| 2009 | Short term grant for Academic Research abroad (KWA), University of Vienna.
Special Grant for students outside the Johannes Kepler University, from the provincial government of Upper Austria |
| 2006/07 | Danish Government Scholarship for long-term study periods |
| 08/2005 | Danish Language Scholarship |